Wilhelm und Caroline von Humboldt

in ihren Briefen.

1791–1808

University of
Illinois Library
at Urbana-Champaign
Oak Street

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna von Sydow

Zweiter Band

Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791—1808

Berlin 1907
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791—1808

Herausgegeben von Anna von Sydow

Fünfte Auflage

Mit zwei Bildnissen

Berlin 1907
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten

Inhalt

Seite

Einleitung . . . . . VII—VIII

1792.

Briefe aus Kahla, Merseburg, Coswig, Falkenberg, Rudolstadt 1—18

1794.

Briefe aus Jena . . . . . 18—21

1795.

Briefe aus Weimar, Jena . . . . . 21—24

1796.

Brief aus Halle . . . . . 24—25

1797.

Briefe aus Jena, Weimar, Erfurt, Zeitz, Halle, Berlin, Dresden . . . . . 26—72

1801.

Briefe aus Orléans, Les Ormes, Bordeaux, S. Sebastian, Guetaria, Vitoria, Durango, Bilbao, Bayonne, Itzatzu 74—113

1803.

Briefe aus L'Ariccia, Rom . . . . . 114—124

1804.

Briefe aus Rom, Florenz, Modena, Augsburg, Erfurt, Weimar, Burgörner, Mainz, Metz, Paris, Marino . 125—287

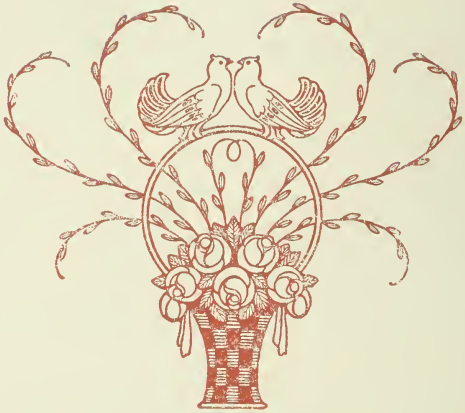
1805.

Briefe aus Lyon, Rom, Turin, Mailand, Modena . . . 288—297

Nachwort. . . . . 298—300

Stammtafel. 301

Namenverzeichnis . . . . . 302—307



Einleitung

Wilhelm v. Humboldt hatte sich mit Caroline v. Dacheröden am 29. Juni 1791 zu Erfurt vermählt. Er war aus dem Staatsdienst ausgeschieden und wählte als Wohnsitz zunächst Burgörner, eins der Güter seines Schwiegervaters, des Kammerpräsidenten v. Dacheröden. Dort hatte er zwei Jahre zuvor Caroline zum ersten Male erblickt. Es war Humboldt, auch nachdem die Verlobung von den beiderseitigen Eltern gebilligt war, nicht ganz leicht gemacht worden, das Ziel — die Vermählung — zu erreichen.

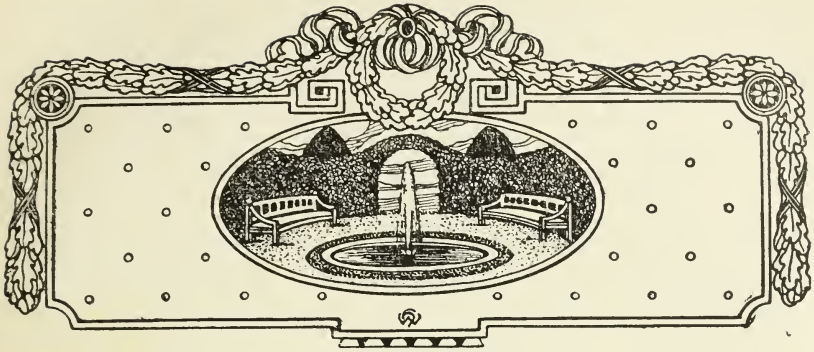
Wir haben in den Briefen aus der Brautzeit gesehen, wie zunächst sowohl der Vater Dacheröden als auch die Mutter Humboldt alle auf die Heirat hinzielenden Zukunftspläne einfach mit Schweigen übergehen. Carolines Vater, weil ihm der Gedanke, sich von der einzigen Tochter zu trennen, unerträglich schien, Humboldts Mutter infolge einer gewissen Kälte und Gemessenheit der Empfindung, der sich noch die Besorgnis zugesellte, den zukünftigen Haushalt etwa pekuniär unterstützen zu müssen. Humboldt, der im zwölften Jahre schon den Vater verloren hatte, war in dieser Hinsicht nicht ganz von seiner Mutter abhängig, doch war sein Einkommen nicht so groß, daß er allein darauf hätte einen Hausstand gründen können. Wie viel der alte, sehr wohlhabende Herr v. Dacheröden gesonnen war, seiner Tochter jährlich zu geben, war

schwer festzustellen. Daß ihm ein Titel an Stelle des einfachen „Referendarius“ für seinen Schwiegersohn erwünscht sein würde, hatte er durchblicken lassen, und das spornte Humboldt während des Jahres beim Kammergericht in Berlin zu eifrigster Arbeit an: nach Mitternacht erst nahm er sich die Muße, um an die Braut zu schreiben; der Sonntag-Morgen war hebräischen Studien, die Nacht häufig der Sternenkunde gewidmet. Inmitten dieser rastlosen Tätigkeit aber erwuchs die Sehnsucht nach einem anderen Dasein, nach Freiheit im edelsten Sinne, nach Ruhe zur Selbstbildung und Vertiefung, zum Versenken in jene Frauenseele, die, wunderbar ihm ähnlich, ihm völlig hingegeben und doch, wie er selbst, ganz freie, selbständige Persönlichkeit, der Vereinigung mit ihm harrte. Wie tief hatte Caroline mit dem Scharfblick der Liebe und dem Weitblick des dem seinen verwandten Genius sein Wesen schon früh erfaßt! Sie gibt dem Gedanken, der längst schon in seinen Wünschen lebte, Ausdruck. Sie spricht ihm zuerst vom Aufgeben des Staatsdienstes.

Weniger schwer, als es sich die Liebenden vorgestellt, nahm der Vater Dacheröden die Veränderung des Lebensplanes auf, und so durfte sich das junge Paar nach der Hochzeit des beglückendsten Stillebens in Burgörner erfreuen.

Am 16. Mai 1792 wurde in Erfurt das erste Kind, eine Tochter — Caroline —, geboren. Im darauffolgenden Sommer finden wir Mutter und Tochter Caroline bei jener anderen Caroline, der geliebten Freundin Frau v. Beulwitz, in Rudolstadt, während Humboldt, mit einem Aufenthalt in Halle bei Wolf, nach Berlin ging, um seine Mutter dort und auf ihrem Gute Falkenberg zu besuchen. Sein erster Brief an Caroline ist auf dieser Reise unterwegs geschrieben.

Wilhelm von Humboldt 1797 nach dem in Tegel befindlichen Basrelief von Martin Klauer



1. Humboldt an Caroline

Kahla [wohl 16. Juli 1792] 1792

Daß ich nicht mehr bei Dir bin, meine Li, und beim Wickelnarrn! Wie ist's mir so öde und leer ohne Euch! Ich habe die schöne Gegend wiedergesehen, aber ich sah sie ja nicht mehr mit Dir, wie neulich. Ich habe mich vieler Stellen erinnert, wo Du dies und jenes sagtest, wo Fräulein trank oder schlief. Erinnerst Du Dich noch, wo wir ausstiegen und zu Fuß gingen? Es war bei einer Mühle. Das Tal ist so grün und freundlich, die Berge, die es umschließen, so romantisch, und hinten ragt so feierlich die Leuchtenburg hervor. Da bin ich wieder zu Fuß gegangen, und immer war's mir noch, als wärest Du bei mir, als hätt ich die holde kleine Li auf dem Arm.

O! teures, einziges Wesen, wie so namenlos, wie so unendlich glücklich hast Du mich gemacht, wie hast Du mir gegeben, was ich selbst, da ich Dich kannte, da Dein Besitz mir gewiß war, ach! nimmer,

1792 nimmer gehofft hätte. Wie vermag auch selbst die kühnste Phantasie zu erreichen, was Du so ewig still in das Leben verwebst, die Ruhe, diesen einfachen und so unnennbar füllenden Genuß.

2. Humboldt an Caroline

Merseburg, Dienstag nach 6 Uhr [17. Juli 1792]

Wie so ununterbrochen habe ich an Dich gedacht, liebe Li. Die Nacht war so himmlisch. Die Gegend erschien so still und schauerlich. Alle Gestirne, die ich sonst mit Dir so oft sah, hefteten jetzt meine sehnenden Blicke. Du sahst wohl auch nach dem Jupiter, vielleicht begegneten sich an ihm unsere Augen. Mir ist sehr wohl, und ich wäre innig froh und heiter, wenn ich Dich nicht so unendlich vermißte. Was machst Du, mein holdes, teures, einziges Wesen? Wie hast Du geschlafen? Hat die kleine Li Dich oft im Schlafe gestört? Unaufhörlich habe ich mich das gefragt, so viel hätte ich gegeben, wenn ich nur einen Augenblick Dich hätte sehen können und die Kleine. Bald, bald werd ich Euch ja wieder sehen, wieder all das Glück genießen, das Du mir so ununterbrochen gabst, seitdem ein freundliches Schicksal uns vereinte. Alle Szenen der Vergangenheit waren mir diese Nacht so lebhaft; vorzüglich umschwebte mich wunderbar Dein Bild, wie ich zuerst in Burgörner Dich sah. So anders schienest Du mir da, und so anders scheinst Du mir jetzt, und dann ist doch so eine wunderbare Einheit in dem Anders und Andersein. Ehe ich Dich so ganz, so ausschließend besaß und Dich doch schon so heftig, so einzig liebte, war mein Gefühl so unruhvoll, ich vermochte nicht ohne die tiefste Wehmut an Dich zu denken, Dir zu schreiben, Dich zu sehen. Ich war weh — —! nicht um mich, süße, teure Liebe, wie sehr ich auch oft litt, aber um Dich. Dein Schicksal war so wunderbar verschlungen,

ich ahndete schon damals Eine glückliche Zukunft und zitterte vor jeder 1792
andern, und doch war jede andre so wahrscheinlicher als diese. Nach und nach löste es sich klarer, und es wurde ruhiger in uns. Jetzt ist die Liebe, die unser ganzes Wesen beseelt, mit jedem Tage unseres Zusammenseins namenlos gewachsen, und mit dieser Liebe hat sich so eine himmlische Ruhe, so ein froher Genuß gegattet. Keinen Moment unseres Zusammenseins hat mich, keinen — o, ich darf es mit Gewißheit sagen, — Dich — dies Gefühl verlassen, und das alles ist Dein, einzig Dein Werk. Deine einfach stille Größe, Deine himmlische Güte schafft unaufhörlich dies einzig schöne Dasein. Meine Seele schmilzt in Dank zu Dir hin, wenn ich dies so überschwenglich empfinde, und dann fühle ich doch wieder, daß kein Dank, selbst der Dank dieses liebenden, sehnenden Herzens, der Gabe zu genügen vermöchte. Ich muß so abgebrochen schreiben, weil ich so gestört werde, aber ich muß Dir doch sagen, was mein Herz unaufhörlich füllt, was mich hält fern von Dir, was mir auch so selige Momente gewährt. Ja, ich kann's nicht, nicht einen Augenblick untergehen lassen, das Glück, das Du in mir geschaffen hast. Es sind ja nur wenige Tage, die uns trennen, dann sind wir wieder beisammen und genießen fast ein ganzes gar nicht gestörtes Jahr des stillsten Beisammenseins.

3. Humboldt an Caroline

Coswig, 18. Juli, 1/2 11 Uhr [1792]

Ich kann Dir wieder schreiben, liebe Li, ich begegne noch einer Post. Es ist mir so süß, Dir ein Wort sagen zu können, fühle im voraus, wie wohl es Dir tun wird. Dein armes Herz ist doch gewiß weh, ach! aber nicht zu weh sein, mein Liebes! Komme bald, so bald wieder. Mit jedem Tage rückt der süße Moment näher heran. Diese Nacht im Wagen träumt ich von Dir und Fräulein,

1792 Du wollteſt Fräulein den Hals waſchen, und ich hielt kleine Händchen. Fräulein war ſo ſtill und ſchön. Wie ich aufwachte, glaubte ich's noch auf meinem Schoß zu ſehen und griff zu, damit es nicht falle, war aber nichts da. Das Herz iſt oft ſo weh und doch immer ſo glücklich. Es ſehnt ſich unaufhörlich nach Dir und fühlt auch gleich unaufhörlich Deine nie erreichte Schönheit. Ich kann mir Dein Weſen ſo ganz denken, wie jeder Augenblick unſeres Beiſammenſeins es mir zeigt, in der Größe, der Fülle, der Einheit, die ſo unnennbar jede einzelne Schönheit in Dir verknüpft. Aber es iſt mir, als dächte ich Dich noch lebendiger, noch ſchöner, wenn ich auf mich blicke.

Was Du in mir geſchaffen, wozu Du mich erhoben haſt, fühle ich ſo klar, weil ich mich jeder Periode der Vergangenheit ſo deutlich erinnere, ſo genau weiß, wie ich in jeder und jeder war. Aber wie oft ich bei dem einen und dem anderen Bilde verweile, ſo ſteigt das Gefühl doch erſt dann zur höchſten Höhe empor, wenn ich unſere Vereinigung, das Weſen denke, das dieſe einzige Liebe, uns beide ſo innig ineinander ſchmelzend, gebildet hat. Jedem einzelnen von uns wäre dieſe Größe ewig unerreichbar geweſen. Selbſt die Liebe, wie feſt ſie uns auch aneinander geknüpft, hätte nicht allein dieſe Schönheit geſchaffen, hätte nicht auch das Schickſal uns ſo freundlich gegönnt, ewig und ungetrennt in ſtiller Einſamkeit miteinander zu leben. Dies Leben — ich fühle es ſo klar in mir — iſt es allein, das wenigſtens alle die Gefühle entwickelt, mit welchen jeden die Empfindung des andern erfüllt.

Schon früh heftete ich meinen Blick mehr auf das innere Weſen der Menſchen und der Natur, aber ſolange mein Daſein ſo allein daſtand, fühlte ich immer jede meiner Anſichten ſo mangelhaft, empfand ich wenigſtens nicht den Einklang der äußeren Gegenſtände und der innern Empfindung, welcher der Wahrheit alleiniges Gepräge iſt. Es fehlte mir da eigentlich das, was die ganze Natur beſeelt. Ihr ſelbſt in meinem Weſen nicht gleich, vermocht ich nicht

das Ungleiche wahr aufzufassen, denn überall ist sie ja ein wunder- 1792
volles Ganze, überall eine entzückende Harmonie, überall hallt sie von Tönen, deren keiner des ihm entsprechenden ermangelt. Und in mir fühlte ich, wenn ich's auch nicht mir zu entwickeln vermochte, alles abgerissen und halb. Manchmal, in diesem Zustand sehnsuchtsvollen Vermissens, war es wohl, als würde ich mir klarer, als empfänd ich, welches Band es sein müßte, das mich freundlich an das All der übrigen Wesen knüpfte. Aber völlig klar wurde es mir nie, bis ich Dich sah, bis ich sah, wie keinem Tone in mir, nicht auch ein anderer in Dir antwortet, wie nur vereint mit Dir und wie nie sonst ich mich, selbst ein Ganzes, an das Ganze der Natur anzuschließen vermöchte. Du wirst mich verstehen, Li, wenn ich auch hier nicht weiter zu reden vermag, wenn ich es nicht auszusprechen wage, wie nur Deine Liebe aus mir und dem All der übrigen Wesen ein harmonisches Ganze geschaffen hat! Wenn ich Deine Liebe, wenn ich mein Glück denke, kann ich freilich nur Dich denken, nur empfinden, daß Du so bist, und daß Du mein bist, aber es liegt doch ewig in dem einen Gefühl alles, was ich hier in allein Dir verständlichen Lauten zu stammeln wagte. Ja, daß ich Eins bin in mir, daß ich bin, wozu ich Anlage hatte zu sein, daß ich Wahrheit sehe, daß ich harmonische Schönheit empfinde, das ist Dein, einzig Dein Werk; und mein, einzig mein Werk ist es, daß auch Du bist, was Du sein solltest, daß auch Du Wahrheit siehst und Schönheit und Harmonie empfindest.

Keiner hat eigentlich dem andern etwas gegeben, o! die Liebe hängt zu süß an dem Geliebten, um von sich in ihn übertragen zu wollen, und das Wesen, das zu lieben vermag, ist zu groß und selbständig, um aus dem andern für sich zu nehmen. Daß wir beide das fühlen, darum ersticken wir mit besorglichen Küssen immer die Worte des andern, wenn er Dank stammelt für das, was er empfing. Aber daß jeder dem andern sich hingab, das machte erst, was jedem eigen in sich war, vom Schattenbilde zur Wahrheit.

1792 Wie die Natur ſo hehr und ſchön in ſich iſt, und der Menſch ſo reich und harmoniſch in ſich, und doch der Menſch ſich nicht zu empfinden vermöchte als in der Natur, die ihm ſich darſtellt, und die Natur nicht beglücken könnte ohne den Menſchen, der ſie auffaßt, ohne daß der eine dem andern gäbe oder von ihm empfänge, ebenſo iſt es auch mit uns und mit jeden, die wahre Liebe beſeelt. Wie wir nun uns enger und inniger verknüpfen, ſo wird wahrer und wahrer unſere Anſicht, ſchöner und harmoniſcher unſer Einklang mit der Natur. O Li, meine Li, erhalte Dich der ſchönen, ſüßen, unendlichen Zukunft! Ewig wirſt Du lieben, und ewig wirſt Du geliebt ſein, und mit der Liebe und Gegenliebe werden beide und mit beiden unſer Weſen, unſer Geiſt und unſre Schönheit wachſen!

So werden wir ewig jeder alles dem andern danken und keiner doch je weniger vom andern empfangen, als er zurückgibt. Ach, laß mich aufhören, laß mich ſchließen, wo mich die Worte verlaſſen, laß mich die brennenden Küſſe aufs Papier heften, — und ſei glücklich und liebe mich! Ach, und Fräulein, bitte, bitte, daß ich ſie nicht verwob in den Einklang unſerer Weſen. Aber bei jedem Wort, das ich niederſchrieb, empfand ich ſie mit, ich fühlte auch darum nur halb, was ich ſtammelte, weil ſie fehlte, und doch konnte ich ſie nicht nennen. Dies Gefühl iſt noch zu wunderbar, noch und vielleicht lang noch vermag ich's nicht in Worte zu kleiden. O! nimm noch die Küſſe und lebe wohl, ſo wohl.

Noch eins. Du wirſt wiſſen wollen, wo ich bin. Ich bin geſtern abend um 11 Uhr aus Halle gefahren, habe aber faſt ganze Nacht im Wagen geſchlafen und habe nur noch 13 Meilen bis Berlin. Morgen vormittag bin ich da. Lebe wohl, küſſe Fräulein. Grüße gute Li.

4. Humboldt an Caroline

Falkenberg, Montag, 23. Julius abends [1792] 1792

So innig ſehnt ich mich alle dieſe Tage, Dir zu ſchreiben, meine Li, und immer wurd ich auf ſo läſtige Weiſe daran geſtört. Heute ſtieg die Sehnſucht aufs höchſte, dir ein Wort der Liebe zu ſagen, und heute ſpart ich es nun auf bis zu den ſtillen Stunden, wo ich allein mit Dir ſein könnte und mir. Dein Bild liegt neben mir, ach, ſo viele herzliche Küſſe bedecken es täglich. Es iſt mir ſo trüb und düſter in der Seele, Du biſt nicht bei mir, und mit jeder langſam hinſchleichenden Stunde iſt mir's, als vermißt ich Dich ſchmerzlicher. Du biſt's doch allein, die mir Leben gibt! O! Du gutes Liebes! Schon ſo oft hat mich die Reiſe gereut, ſo oft — ach! — verzeih Deinem armen Bill — hab ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich Dir, mir, dieſen Kummer verurſacht. Dann ſag ich mir wohl, daß es notwendig war, daß es ſchön iſt, alles Gute zu erhalten, daß es nicht zu unſerem einzigen Daſein paſſen würde, wenn wir auch nur Ein Weſen minder froh ſein ließen, als wir es zu machen vermöchten. Dann ruf ich mir Dich zurück, und wie Du ſelbſt, wieviel Du auch litteſt, die Reiſe wollteſt, wie Du mir ſagteſt, daß [wir] uns wiederſehn, wieder umarmen würden. Aber das arme entbehrende Herz hört nicht auf zu murren, und nur des Wiederſehens ſüße Gewißheit vermag es ein wenig zur Ruhe zu wiegen. Acht Tage ſind nun vorbei, daß ich Dich verließ, Gott, wie lange acht Tage! Wenn ich bei Dir bin, wie ſchnell eilen die Stunden! O! Li, Li, ich beſchwöre Dich, empfinde es ganz, wie Du mich beglückſt, fühle ganz, was Du biſt. Wenn ich es nur zu ſagen vermöchte, was es iſt, was ich ſo allbeſeligend empfinde, was in jedem Moment mein Daſein ſo bereichert und erhöht. Wie ich Dich liebte und fern von Dir war, da war ich glücklich, weil Du mir angehörteſt, wie ich in Deiner Nähe lebte, da war ich trunken von Seligkeit, aber jetzt, jetzt, wie find ich ein Wort, wie mir jetzt iſt, da Du mein

1792 Weib, die Mutter meines Kindes bist. So unendlich lange ring ich schon, das Gefühl in Worte zu kleiden, aber ewig mißlingt der Versuch. Daß Du mein Weib bist, darin, darin weiß ich, liegt es allein, aber wie wag ich's, das zu entwickeln, mir selbst zu enthüllen? Aber wie bist Du auch so wunderbar einzig, Du Große, Hehre. Wie hast Du unser Leben so ewig mit neuen Freuden umkränzt. Nichts habe ich verloren, nichts vermisse ich von allem, was ich jemals in Dir besaß, aber mit jedem Tage entdeckt meine trunkene Seele, was mir vorher noch verborgen war. Was miteinander zu streiten, sich wechselweis auszuschließen scheint, das knüpfst Du freundlich in Eins, und so gattet sich wundervoll in Dir die kühnste erhabenste Größe mit jeder schlichten einfachen Tugend, so bist Du ewig mein süßes liebendes Mädchen und mein Weib, der Kleinen holde sorgsame Mutter. Wenn ich die Seligkeit denke, die Du mir schenkst, dann weiß ich nicht, woran meine trunkene Phantasie sich halten soll, ob an der Erinnerung der Vergangenheit, oder den Szenen der Gegenwart und den Aussichten in die nahe und fernere Zukunft. Alles drängt sich in Eine Empfindung zusammen, Tränen der Wonne und Rührung quillen zu Deinem Dank hervor, und meine Lippen drücken sich fest an Dein Bild. Auch Du bist glücklich gewesen, meine Li, auch Du bist es jetzt und wirst es immer sein, so oft Bill bei Dir ist, und Bill will ja ewig, ewig bleiben. Wahrlich, ich könnte ja nicht glücklich sein, wenn ich das nicht zuerst, das am heiligsten empfände, aber ich vermag auch nicht mein Glück und das Deine als zwiefach zu denken. Wenn ich sage, daß mein Dasein die Fülle jedes Genusses schmeckt, dann fühl ich es auch in gleicher Lebhaftigkeit, daß auch Du nichts, nichts vermissest. Aber, wie glücklich Du auch bist, wie ich es sehe, und wie mich so ununterbrochen dieser Anblick beseligt, so fühle ich es doch, so ist es mir doch immer, als schwänge sich mein Glück höher empor, als vermöchte ich nicht zu geben, was ich in diesem Maße empfange. Weine mir nicht,

mein gutes Kind, werde mir auch nicht weh, aber Will meint es so 1792
wahr und so ehrlich, möchte so herzlich bitten, ihm zu verzeihen, wenn er Dich, Dich nie zu verdienen vermag. Will gewiß auch noch beſſer werden, iſt ja ewig mit Dir und fühlt ſchon, wie er immer beſſer geworden iſt.

Wie ich mir das Leben mit Dir dachte, meine Li, ehe ich noch es zu ſtammeln wagte, daß ich Dich liebte, ſo fühl ich doch jetzt, nun freilich in nie geahndeten Graden, die Erwartung vollendet. Ewig würde ich, dachte ich mir immer, von Dir ſo kindlich empfangen, ewig Dein holdes großes Weſen tiefer aufzufaſſen verſuchen, ewig ſtreben, mich ſeiner und ſeiner Liebe würdig zu bilden. Wie das höhere Weſen ſtandeſt Du ewig vor mir da, ich kam zu Dir — o, es iſt ſo herzlich und innig wahr — nicht Dein Geliebter, nicht Dein Helfer, Dein Ratgeber, nein, der, der von Dir zu lernen, nach Dir ſich zu höherm Daſein empor zu ſchwingen verſuchen wollte. Wie ich anfing, Dich zu lieben, da modifizierten ſich zwar anders und anders dieſe Gefühle, aber ewig blieb ihre eigentliche Natur und keine Zukunft wird ſie wandeln, wie keine Vergangenheit vermocht hat. O! noch jetzt häng ich gleich kindlich an Deinen Lippen, noch jetzt ſuch ich in Deinen Augen — dem wundervollen Bilde Deines einzigen Weſens — was mich ſchöner und reicher machen, mich höher emporheben kann, noch jetzt, wenn ſo oft ein Moment mich gerade dieſem Gefühl allein überläßt, möcht ich Dich eine liebende, wohltätige Mutter nennen. So vereinſt Du alle ſüßeſten Namen in Dir. Noch neulich wurde mir das ſo klar, als mir der Homer und die Stelle in die Hände fiel, wo Andromache dem Hektor ſagt: „σὺ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ“*) uſw.

So oft ich ehemals den Vers las, verſtand ich ihn nicht recht; dieſe Empfindungen ſchienen mir ſo geſchieden voneinander, und jetzt

*) Du biſt mir Vater und herrliche Mutter.

1792 faßt er mich mit einer Wahrheit, die ich nicht auszudenken vermag. So ist mir's, vor allem mit Homer, oft gegangen. Ich habe erst fortleben, mich selbst mit neuen Wahrnehmungen, neuen Gefühlen bereichern müssen, ehe ich den tiefen Sinn völlig auffaßte.

Es ist jetzt ungefähr Mitternacht, nun denk ich mir, daß die kleine Li schreit, daß Du sie aufnimmst und wäschest. Ach, was macht der liebe, holde Narr? Ich dachte erst, ich würde heute Briefe von Dir haben können, nun ist mir aber eingefallen, daß erst acht Tage verstrichen sind, und gar, wie ich glaube, der Tag meiner Abreise Posttag war. Muß nun wohl bis zum Freitag warten, will ruhig sein, liebes Herz, wenn Du nur meine Briefe recht regelmäßig bekommst. Greife Dich auch ja nicht zu sehr an, mir zu schreiben, bleib nicht länger auf drum, schone Dich ja recht sehr, will mit so wenigen Zeilen so glücklich sein. Mußt auch ja nicht denken, daß mich ängstige. Ich weiß, daß Kind nichts begegnen kann, Lili*) schrieb es mir sonst gleich. Das war sonst nicht, und darum ängstigte ich mich auch sonst wohl manchmal.

Nun schlafe wohl, mein süßes, liebes Kind. Nimm die innigen herzlichen Küsse, gib kleinem Wickelnarrn auch und lebe wohl, o so wohl! Grüße Lili.

5. Caroline an Humboldt

[Rudolstadt], Dienstag, 24. Julius [1792], abends um 11 Uhr.

Noch einen Gruß meinem Bill, eh ich mich niederlege, ach könnt ich in ihn alle die Sehnsucht hauchen, die mir die Seele füllt. Gott! wie war mir's wieder den Abend! Wir waren mit den Prinzessinnen und der Mama**) nach Cumbach

*) Caroline v. Beulwitz. Vgl. Bd. I, S. XIX—XXII. — **) Caroline v. Beulwitz' Mutter, Frau v. Lengefeld, Oberhofmeisterin der Rudolstädter Prinzessinnen. Vgl. Bd. I, S. XIX—XXII.

gefahren, es wehte eine so köstliche Luft — wie schweifte mein 1792
Blick umher in der lieblichen Gegend, auf dem reinen Spiegel des Wassers, dem frischen Grün der Wiesen, und welch ein Zauberlicht umglühte die fernen Berge — die Sonne war untergegangen, und es flammte noch gleich einem Feuermeer der Himmel, — ich konnte still sitzen, indes die andern sprachen, die Seele entfloh mir in unaussprechlicher Sehnsucht, mein Herz bebte verloren im süßesten Schmerz und unendlicher Freude, denn hatte ich nicht Liebchen, hielt ich das süße Geschöpf nicht in meinen Armen, drückt es sprachlos an meinen Busen? Ach, wie versteht es mein Herz, Dich wiederzufinden in ihm, und doch — wie vermisse ich Dich mehr wie jemals. Ach, komm wieder zurück, Bill, Deine Kinder können nicht leben ohne Dich.

Donnerstag abend [26. Juli 1792]

Wieder ein Tag vorüber — wie freue ich mich, daß es so ist, daß nun nur noch acht so hingehen; am neunten seh ich Dich wieder, drücke Dich wieder ans Herz — ach, wie bebt mir das Herz! Was mich schmerzt ist, daß Du so wenig von mir bekommst, aber Du weißt, wie es ist mit dem süßen Liebchen, wie es einen beschäftigen kann den ganzen Tag. Lili ist zwar so gut mit ihm, so lieb, aber es ist, als wäre es lieber bei mir. Guter Bill, Du zürnst süß Liebchen nicht, daß Mutter wenig schreiben kann und abends müde ist — so war es gestern, das Herz war mir so voll, ach, so voll Freude und Dank über Deinen Brief, konnte aber nichts sagen, nur küssen die Züge der lieben wohltätigen Hand konnt ich und weinen — da wurde mir so wohl. Teurer, geliebter Mann, wenn in begeisterten, in den schönsten Momenten meines Daseins ich Dich ganz empfinde, allbelebend das Gefühl Deiner Schönheit sich über mich ergießt, neigt sich meine Seele vor Dir in heiliger Anbetung — so empfange ich Dich in meine Arme, aber Du ziehst mich hinüber zu Dir mit der

1792 Glut Deiner Seele — es strömt mein innerstes, geheimstes Leben Dir zu —, mein Wesen wagt es, Eins zu werden mit dem Deinen — Eins mit dem Urbild aller Schönheit und Größe, die ich so ewig in Dir empfinde —. O Du Einziger, was soll ich Dir sagen, Du hast diese Momente trunkener Seligkeit mit mir empfunden, Du hast so oft die Tränen der Wonne mit brennenden Küssen von meinen Wangen aufgetrocknet — komm zurück, daß ich sie wieder weine, und Du den höchsten Genuß gebest, den Menschen Menschen zu geben vermögen — mir, die ich's nicht verdiene, die ich's in der höchsten Vollendung meines Wesens nie verdienen könnte, mir gib diesen Genuß, Du bist ja mein, und für mich ist ja nirgend mehr ein Dasein als allein das, das ich aus Dir schöpfe. — Laß mich aufhören, Bill, laß mich Deiner nur denken in der stillen Seele, Du Einziger, Unaussprechlicher. Ach, könnt ich schweigend zu Deinen Füßen liegen — es herrscht rings eine so tiefe Stille — wunderbar schön war der Abend und belohnte die Langeweile des Nachmittags — wir waren bei den jungen Prinzessinnen und gaben dann auch der Erbprinzessin einen Wochenbesuch. Die Aussicht vom Schloß kennst Du, denke Dir nun über die ganze ferne Landschaft einen grauen Himmel gebreitet — ein milder Regen deckte die Gebirge mit einem Schleier, nur das Tal mit den vielen Gärten und Häusern lag offen da und der hohe Berg, der mit dem Fichtenwalde bekränzt, so schön und kühn dasteht. Hinter ihm war die Sonne untergegangen, und der halbe Horizont flammte hinter den nahen und fernen Bergen prächtig herauf — ich stand mit dem Liebchen im Arm versunken in den Anblick, in die Ruhe der ringsum schweigenden Natur und dachte an Dich — ach Bill, wo warst Du!

Nun lebe wohl, mein Süßer, Lieber. Es schmerzt mich sehr, Dich nicht in Tegel zu wissen, wo ich Deinem Herzen schon so nah war. Halte mich in dem lieben, teuren Herzen. Liebchen hat

den Schnupfen, aber ist wohl und vergnügt und lacht oft zu ganzen Stunden. Adieu, Du Süßer, Guter. Ich schließe Dich an mein Herz. 1792

6. Humboldt an Caroline

Falkenberg, Donnerstag, 26. Julius [1792]

Ich bekam gestern Deinen Brief, meine Li, Gott! wie ich mich freute, von Dir, vom Wickelnarrn zu hören. Wenn ich Dir zu danken vermöchte für die Liebe, die jede Zeile, jeder Ausdruck atmet. Du bist ein einzig wunderbares Wesen, meine Li. In alles, was von Dir ausgeht, strömt Dein ganzes Wesen so unendlich über, daß man in allem so ganz und einzig Dich empfindet. Ich erwartete noch eigentlich keinen Brief. Ich hatte mir gedacht, sie wären acht Tage unterwegs, und nun ist dieser nur fünf gegangen. Ich war eben am Abend spazieren gegangen mit Mama, die Sonne ging dicht unter einem schweren, dunkeln Gewölk unter, so ein furchtbares Gelbrot verbreitete sich über den Himmel. So oft blickte ich schweigend zurück auf das wundervolle Schauspiel, so glühend gedachte ich Deiner, denn auch Dein Auge, ahndete ich, hing an dem Untergang. Wie ich mich sehnte! Als wir ins Dorf kamen, sagte mir die Tante König, es sei ein Bote an mich da. Ich eilte hin, und nun fand ich, wonach ich mich so lang, so innig gesehnt hatte. Nun las ich, bedeckt ich mit Küssen und Freudentränen die lieben, lieben Züge Deiner Hand. So bist Du denn wohl, meine Liebe, Gute. O! erhalte Dich ja, schone Dich ja, holder Engel; zürne auch nie mit Dir, wenn Du zum Schreiben zu müde bist. Wenn nur Einen Zug Deiner Hand sehe, nur einen Strich, wo Dein Kuß das Blatt berührte, ach! es ist ja alles so bis zum Bezaubern entzückend, was von Dir kommt.

1792 Ich habe seit meinem letzten Briefe sehr einfach gelebt. Gleich — denn ich erinnere mich, daß Du trotz meiner Briefe noch nichts von meinem Hiersein weißt — als ich nach Berlin kam, traf ich Brinkmann*) bei seinem Hause, wo ich vorbei mußte. Er ging mit mir zu Bernstorff**), der den folgenden Tag abreiste, und ein paar Minuten darauf zu Kunth***). Da blieb ich eine viertel Stunde und ritt darauf nach Falkenberg. Du kannst denken, wie müde ich war nach der heißen Reise. Mama freute sich in der Tat sehr, und dies lindert die ganze Zeit meines Hierseins die Langeweile. Den Abend wäre ich gern zu Bett gegangen, aber ein Gewitter und meiner Mutter Furchtsamkeit machte, daß ich erst um 12 Uhr zu Bett kam. Den folgenden Tag war ich hier und den Abend — recht als sollt ich keine Nacht ruhen — Brinkmann. Natürlich wurde die Nacht wirklich bis 3 Uhr durchplappert. Indes kann ich nicht leugnen, bin ich Brinkmann doch herzlich gut. Es ist doch eine so natürliche Güte, eine so wahre Anhänglichkeit an mich, vor allem aber eine so große Stärke und auch eine Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit in ihm, die mir freilich um so lieber werden, je mehr ich beide in Gentz†) vermisse. Mit der Nacht verließ er mich. Am Abend ritt ich nach Berlin und war bis Montag früh dort. Seit Montag bin ich bis jetzt und noch heute abend ununterbrochen und allein hier. Heute abend gehe ich nach Berlin und Sonnabend nach Tegel, wohin meine Mutter auch kommt. Da bleibe ich bis Mittwoch gegen Abend und komme bloß zum Wegreisen wieder nach Berlin. In Berlin ist mir nichts Interessantes aufgestoßen als Gentz. Er war nicht in Berlin, sondern bei seiner Braut auf dem

*) G. v. Brinkmann, nachmaliger schwedischer Gesandter. Vgl. Bd. I, S. XI/XII. — **) Graf Christian Günther v. Bernstorff, nachmaliger preußischer Minister des Auswärtigen. — ***) Kunth, Erzieher der Humboldtschen Brüder. Vgl. Bd. I. — †) Friedr. v. Gentz, der bekannte Publizist und Staatsmann. Vgl. Bd. I.

Lande, von wo er nur eine Nacht zu mir hereinkam. Geändert 1792
finde ich nichts an ihm, das was Kies*) und Brinkmann erzählten, sind Kindereien. Seine Heirat stellte er mir erst von sonderbarer Seite vor. Das Verhältnis mit der Aktrice habe nicht gut anders gelöst werden können, sein Vater sei in ihn gedrungen, er müsse Ruhe haben, seinen herumschweifenden Geist auf wenige Gegenstände heften. Den einzigen triftigen Grund sagte er nicht, aber ich las ihn unverkennbar in ihm, und er gestand ihn bald ein — er ist sterblich verliebt. Verzeih den Ausdruck, aber einen für Gentzen passenden andern kenne ich bis jetzt aus Erfahrung noch nicht. Natürlich wollte er meine Meinung wissen. Ich habe ihm gesagt, daß ich glaubte, die Neigung allein herrsche in dem Schritt, den er tue, die Neigung — und das hoffe ich wirklich — werde dauernd sein, und so zweifelte ich nicht an seinem und ihrem Glück. Die übrigen Argumente habe ich mit aller Stärke zu bestreiten gesucht. Ich kann es nicht leiden, daß man mit offenen Augen die Wahrheit nicht sehe, und sie liegt doch hier zu sehr am Tage. Gewiß empfindest Du das nicht anders als ich, es gibt für einen empfindenden Menschen nur Ein Glück, eine Heirat, wenn das ganze Wesen beider ewig in sie verwebt ist; es gibt aber auch für eben diesen Menschen nur Ein Unglück, eine Heirat, wo dies nicht der Fall ist. Wie man Ruhe in Sorgen und Glück in Fesseln suchen kann, dafür habe ich keinen Sinn. Ach, Li, ich rede so ungern selbst mit Gentz von diesem Verhältnis, es kann mich auch eigentlich niemand verstehen, es hat ja niemand Dich besessen, und es vermag ja niemand nur von fern zu begreifen, was das ist, Dich zu besitzen. Ich muß mich dann herabstimmen, ach! und dann ist's mir, als entweiht ich, was Du mich gelehrt hast! — Über das Äußere, sein Auskommen usw. sprach ich noch gar nicht. Ich mußte

*) Alexander v. Humboldt.

1792 schon über meine Geldangelegenheiten mit ihm sprechen, und er hat zu viel Konfusionen darin gemacht, als daß ihm nicht auch schon mein bloßes Sprechen hätte unangenehm genug sein sollen. Gegen das Ende unserer Unterredung klagte er mich an. Ich hätte ihn nie mit der Schonung behandelt, die seine Weichheit forderte, hätte ihm immer die Wahrheit zu nackt gezeigt. Du kannst meine Antworten denken. Auch fühle ich mich wahrlich darin unschuldig. Einmal überzeugt, daß ohne Ansicht der innern Wahrheit das Glück nur leeren Genuß und wirklichen Nachteil bringt und das Unglück selbst auch der heilsamen Folgen ermangelt, die doch sonst für das Entbehren des Genusses entschädigen, habe ich nie dem, den ich irgend liebte, anders als im strengsten Verstande wahr sein können. Mein höchstes und einziges Glück, das Glück Deiner Liebe, danke ich der reinsten lautersten Wahrheit, und ich würde diese Wahrheit, dies Glück und diese Liebe zu entweihen glauben, wenn ich je die Gestalt der Dinge, wie sie mir erschienen, zu verstecken — — — —

[ohne Schluß.]

7. Caroline an Humboldt

[Rudolstadt], 30. Julius 1792, Montag morgen

Wenn Du diesen Brief bekommst, mein süßer Bill, bist Du Deinem Kinde und dem Wickelnarrn nahe, ach, eile zu ihnen, Li ist so weh, so weh, daß sie sich nur mit Mühe hält, nicht immer zu weinen. Ich habe Deinen letzten Brief am Sonnabend abend bekommen, wie ich mich eben zu Bett legen wollte. Da hab ich ihn denn mit mir genommen, tausendmal geküßt und Wickelnarrn angesehen, der ruhig neben mir in seinem Korbe lag und schlief. —

Lieber Wickelnarr hat mich schon wieder gestört und getrunken, fast eine ganze Stunde, daß mir nur noch sehr wenig Zeit übrig

bleibt, um die Post nicht zu versäumen. Ach, wenn Du sähest, wie 1792
er schön ist und froh und oft zu ganzen Stunden lacht, muß man ihm alles vergeben.

Wenn Du Wolf*) noch nichts von dem Plutarch sagtest, so tue es doch nicht. Ich schäme mich eigentlich, und ich möchte erst sehen, ob mir eine Übersetzung gelänge. Die Ode ist gar schön gedruckt, ich habe aber eine Änderung drinnen gefunden, die mir nicht gefallen hat.

Adieu, mein Guter, Süßer, Lieber! Du gehst in Jena doch wohl bei Schillers heran, indes Du Pferde wechselst? Ach, wie schlägt mein Herz dem Sonnabend entgegen. Doch wenn Du zu spät nach Jena kommst, so bitte ich sehr, mach den Weg hierher nicht in der Nacht. Adieu, Du Einziger. Lilli grüßt und Wickelnarr freut sich auf lieben Vater. Deine Li, ach, wie freut sich die!

8. Caroline an Humboldt

Freitag morgen nach 10 Uhr, 3. Aug. 1792

Mein Lieber, ich schicke das Blatt noch nach Jena, damit Dich doch da ein freundlich Wort Deiner Li bewillkommene. Lolo**) wird wohl mit Dir herüberfahren, denke meiner in der schönen Gegend, ach wie erwarte ich Dich, Du Einziger — wie erwartet ich Dich sonst und jetzt! — Mein Glück, die Wonne meines Lebens empfing ich sonst mit Dir, aber nun, nun, ach, mich selbst, mein innerstes Wesen, das nur in Dir zu leben vermag. Ich kann's nicht aussprechen, aber ich fühle es

*) Professor der Philologie in Halle. — **) Lotte Schiller.

1792 tief, unwiderruflich: ohne Dich ist alles Geschaffene und Lebendige für mich tot, ohne Dich habe ich kein Dasein. —

Ich muß aufhören, damit Caroline Lolon noch ein Wort sagen kann, aber ich bleibe ja doch bei Dir.

Nach der Anfang August erfolgten Rückkehr Humboldts zu Frau und Kind genoß das Paar über zwei Jahre ungestörten Beisammenseins. Weihnachten 1792 feierten sie in Auleben, einem anderen Dacherödenschen Gute, und hatten dort den Besuch des Philologen Wolf. Im April 1793 besuchte Humboldt Schiller in Jena und ging im Mai mit Frau und Kind zu seiner Mutter nach Tegel. Im Herbst 1793 kehrten Humboldts nach Burgörner zurück, wo sie die ersten Wintermonate verlebten, bis sie sich im Februar 1794 in Jena niederließen. Dort wurde am 5. Mai ein Sohn — Wilhelm — geboren.

Im November 1794 ist Humboldt auf dem Wege nach Erfurt bei Goethe in Weimar, und seine Frau schreibt ihm aus Jena:

1794 9. **Caroline an Humboldt** [Jena], 21. Nov. 1794, Freitag abend

Du wirst Dich wundern, wenn Du von allen Einlagen hörst, die ich Papan schicke. Ich habe, ich weiß nicht wie, im Fluge geschrieben, denn der kleine Bruder hat den ganzen Tag so gut wie nicht geschlafen, die Li ist überartig gewesen, eine kleine Szene am Vormittag abgerechnet, wo sie sich nicht wollte waschen lassen und immer nachher rief, als ich sie ein unartiges Kind nannte: „Bill wieder kommen, Kind wieder gut."

Ach, Bill, wenn Du fort bist und ich mich mit den Kindern allein fühle, es liegt etwas Sonderbares darin, ich habe keine rechte, echte Freude, wenn ich Dich nicht in der Nähe weiß, aber ich bin auch nicht allein, bin nicht ohne Dich, wenn ich die Kinder habe. Bester, Dein Wesen lebt in ihnen, Dein bestes Wesen; in ihrer holden Liebe, ihrer Anhänglichkeit, ihrem Lächeln weht Deine

Liebe lebendig mich an, ich habe Dich, wenn ich sie halte, ein wunder- 1794
bares Band umschlingt Euch alle, verschmilzt Euch zu Eins für mein Herz.

Lolo hat mir Deine letzten Grüße gebracht und hat mir versichert, daß sie Dir die Hände gut verwahrt hätte. Die schönen Hände! ich küsse sie in Gedanken.

Die Lotte habe ich invitiert, Dich mit der Schwester zu begleiten. Es wäre mir gar nicht unlieb, sie zu sehen. Indes die Krause mußt Du Dir nicht drum zerreißen.

Leb wohl, Lieber! Der kleine Sohn ist wieder wach. Er ist heut sehr unruhig. Adieu, Herzlieber, tausend Küsse.

10. Caroline an Humboldt

Jena, 24. Nov. 1794

Bester Bill. Ich wäre sehr verlegen gewesen, liebes Kind nicht ankommen zu sehen und auch keinen Brief zu bekommen, wenn ich durch Lodens*) Dienstfertigkeit nicht schon gestern abend erfahren hätte, daß Du einem Offizier einen Brief für mich nach Weimar mitgegeben hättest und erst Mittwoch kommen würdest, weil Dienstag eine große Fete beim Koadjutor**) sei, der Du schlechterdings beiwohnen solltest. So lautete Lodens Nachricht, und wie gesagt, es war mir doch sehr lieb, dies zu hören, da Deine Briefe zusammen und erst den Nachmittag gegen 3 Uhr ankamen.

Ich bin ein wenig bei Schiller gewesen, zum erstenmal seit Deiner Abreise, und setze mich nun hin, Dir zu schreiben, da die Kinderchen mit Müh und Not endlich beide ein wenig schlafen. Der kleine Bruder ist wohl und munter und hat heute ganz allein und

*) Professor der Anatomie in Jena. — **) Dalberg, vgl. Bd. I, S. XVI, XVII.

1794 ohne Rückhalt wohl eine viertel Stunde auf Schillers Teppich gesessen. Die Li ist auch wohl, ich habe kleine, unbedeutende Anstöße von Zahnweh gehabt, aber auf der Brust habe ich einen dauernden Schmerz, der mir das Atemholen erschwert, und vorgestern abend ziemlich heftige Krämpfe. Kein Wunder, bei dem unbeschreiblich schlechten Wetter. Schiller jammert auch darüber; seit Du fort bist, hat er nicht arbeiten und auch keine Nacht ordentlich schlafen können — er tut eben gar nichts und gesteht selbst, daß diese Art zu leben nicht auszuhalten wäre, wenn er nicht in der Vergangenheit und Plänen der Zukunft lebte. Nicht einmal Briefe ist er aufgelegt zu schreiben. Aber sagen läßt er Dir, daß Archenholz*) geschrieben und sehr geschmeichelt sei, an den Horen teilnehmen zu dürfen. Er habe ihm versichert, wenn Cotta keinen Schaden durch einen Nachdrucker litte, so müsse er von einer Zeitschrift wie die Horen 4000 Exemplare absetzen. Schiller will nun Cotta schreiben, sich direkt an Archenholz zu wenden und ihm eine Anzahl Exemplare zum Absatz anzutragen — er sagt, da Archenholz seine Geschäfte alle selbst betriebe, so müsse er genau darin Bescheid wissen.

Woltmann**) hat heute ein Manuskript eingegeben, Kaiser Friedrich I., etwa drei Bogen stark. Schiller wollte noch einen Versuch machen, ob er heut abend arbeiten könnte, sonst, sagte er, müsse Woltmann geschluckt werden. Meier hat auch Manuskript eingeschickt. Klein***) hat desgleichen geschrieben und scheint sich zu zwei Bogen jährlich für die Horen engagieren zu wollen. Die 10 Louisdor Honorar dafür, schreibt er, wolle er jedesmal Schillern zur Ausstattung eines armen Mädchens überlassen. Ist es nicht närrisch, daß die Horen nun auch Göttinnen der Ehe werden sollen? Ich

*) Johann Wilhelm v. Archenholz, Geschichtschreiber, gab unter anderem eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges heraus, dessen letzte Feldzüge er noch selbst mitgemacht. — **) Professor der Geschichte in Jena. — ***) Geh. Justizrat, Professor in Halle, Humboldts alter Lehrer im Naturrecht 1785.

merke eben, daß ich über die Horen so ins Schreiben gekommen 1794
bin, daß ich ganze Seiten damit erfülle. Aber unlieb ist's meinem Bill ja wohl auch nicht, davon zu hören.

Hier ein Zettelchen für den Koadjutor und viel Grüße an alle. Zu Mittag erwarte ich Euch nicht. Aber ich werde für einen guten Kuchen zum Kaffee und ein gutes Nachtessen sorgen.

Adieu, bester Bill. Wenn Du den Brief bekommst, sind schon wieder viele Stunden hin und näher das Wiedersehen.

Im Frühsommer 1795 wiederholt Humboldt den Besuch bei Goethe und schreibt aus Weimar.

11. Humboldt an Caroline

[Weimar], Donnerstag [1795] 1795

Wir sind recht wohl angekommen, mein liebes Kind, und ich bin leidlich wohl, obgleich meine Unpäßlichkeit noch nicht ganz vorüber ist. Gestern abend waren wir mit Meyer*) allein und ebenso heute mittag. Der Herzog nämlich war auf der Jagd, und so wäre ich heute vergebens am Hofe gewesen. Goethe hat das so arrangiert, obgleich die Herzogin schon hatte die Tafel auf meine Anmeldung ansagen lassen. Diese Jagd hat nun unsere Pläne ein wenig derangiert. Es wird nämlich nicht angehen, daß ich Sonnabend zurückkomme; da ich doch einen Mittag beim Herzog und einen anderen bei der Herzogin-Mutter**) sein muß, und Du schlechterdings auch einen Mittag bei Goethe zubringen mußt, so ist der Plan nun so gemacht. Ich bleibe bis Sonntag abend hier, und Du kommst Sonntag morgen bei guter Zeit, spätestens um 10 Uhr, mit den lieben Kinderchen her, issest bei Goethe, und wir fahren in der Kühle zurück. Goethe hat dies so vorgeschlagen und

*) Hofrat Johann Heinrich Meyer, Freund Goethes. — **) Anna-Amalia. Vgl. Bd. I.

1795 läßt Dich recht freundlich bitten, uns keinen Strich durch die Rechnung zu machen. In der Tat, liebe Li, mußt Du uns folgen. Es wird Dich nicht reuen. Außer so vielem, was Du bei Goethe schon sehen kannst, hat auch Meyer prächtige Sachen für des Herzogs Gartenhaus fertig, die nicht bei ihm bleiben, aber jetzt noch hier sind, und schon Goethe in seinem Hause zu sehen, ist interessant. Auch sieht liebes Kind, wo Bill gewohnt hat, das tut's ja auch gern. Goethe inkommodiert's gar nicht, und um es noch besser zu machen, können wir ja die Kinder den Mittag mit Emilie und Günther im Erbprinzen essen lassen, und vor- und nachmittag ist in Goethes Garten hinterm Hause recht hübsche Gelegenheit für sie. Meyer rechnet mit Gewißheit, Dich den Morgen in seiner Stube zu unterhalten und freut sich schon im voraus. Goethe hat mich gefragt, ob er jemand für Dich dazu bitten sollte. Ich hab's aber abgesagt. Wir sind hübscher allein. Dies mußte ich Dir erst von Herzen sagen; nun, liebe, beste Li, was machst Du und die schönen Kinder? Ist die Li recht artig und Jüngelchen hübsch gesund? Ihr seid mir beständig vor den Augen, Ihr holden, lieben Seelen, ich kann's Dir nicht beschreiben wie. Als wir gestern ankamen, kam der August Goethen entgegengesprungen, und Du hättest nur sehen sollen, wie der Junge so lieb tat mit seiner heftigen Zärtlichkeit, und der alte Goethe so herzlich froh dabei war.

Ich wollte noch mehr schreiben, aber Meyer holte mich ab, zur verwitweten Herzogin zu gehen. Eben komme ich daher zurück. Die Wittib hat mir nicht sonderlich gefallen. Jetzt eben soll der Herzog herkommen und wird mit uns spazieren gehen. Um die Post nicht zu versäumen, muß ich schließen. Lebe innig wohl, küß die Kinder tausendmal. Bill schickt Dir viele Küsse.

Du kommst doch also?

12. Caroline an Humboldt [Jena 1795], Freitag nachmittag 1795

Herzlichen Dank, mein lieber Bill, für die erwünschten Zeilen und Dein süßes Angedenken. Li ist auch immer in Gedanken um Dich und spricht von Dir mit Kinderchen. Beide sind wohl und Li freut sich sehr Deines Zurückkommens.

Ich werde Sonntag mit den Kindern kommen und Dich abholen. Es war erst meine Meinung, Dir nur die Li mit Emilien und Günthern zu schicken, aber da Du mir versicherst, daß es Goethen gar keine Unbequemlichkeiten macht, mich einige Stunden im Hause zu haben, so will ich kommen. Vielleicht — ich kann es nicht ändern, fährt Lolo mit nach Weimar. Es ist nur für die paar Stunden fahren, denn sie will bei der Stein essen und die Baggesen und Kalb besuchen. Also wird sie uns bei Goethe nicht genieren. Noch eine andere Möglichkeit aber ist, daß gar Schiller und Lolo nach Weimar fahren. Schiller ist nämlich gestern den ganzen Nachmittag mit Lolo und dem Carl*) ausgefahren und hat sich so im Freien gefallen, daß er es nun ins große treiben will. Doch etwas Sicheres weiß ich nicht hierüber. Sicher ist nur, daß ich zwischen 10 und 11 Uhr mit den Kindern komme, diese im Erbprinzen mit den Leuten essen lasse, und übrigens mögen sie ihr Wesen im Garten treiben. Mache nur, daß Goethe niemand anders bittet. Wir sind hübscher allein. Sehr freue ich mich, daß Du wohl bist bis aufs Kopfweh. Dem Carl sind auch alle Anzeichen zu Masern wieder vergangen, und Schiller hat sein Fieber verlassen. Ich bin leidlich wohl, aber traurig, da mir die schöne Zeit so mächtig zu Ende geht und Brüderchen so ganz der Mutterbrust entwächst. Ach, so tief hat mich kaum je etwas geschmerzt, wenn er schon nun für einen großen Jungen und für keinen Säugling mehr gelten wird. Der große Junge wird nicht mehr so mein sein, wie es der kleine war. Ich werde nichts, nimmer,

*) Schillers ältester, 1793 geborener Sohn.

1795 nimmer nichts mehr haben, was in dieſem Sinne mir mehr ſo gehören wird wie dieſer Junge. Es iſt mein beſtes Kind, ich bin deſſen ſo ſicher, und ich vermag nicht, ſo kindiſch ich auch fühle, daß es iſt, vermag nicht, mich ohne tauſend Tränen von ihm zu trennen. Ach, denn Trennung iſt's doch, man mag auch ſagen, was man will, Trennung von etwas mehr, als es beim erſten Blick ausſieht. — Vergib mir, daß ich weine. Ich ſehe Dich Sonntag und habe eine innige, herzliche Freude im voraus, Dich, Herzlichlieber, zu ſehen. Die Kinder umarmen Dich und die Mutter mit ihnen. Grüße Goethe und den alten Meyer. Ich bin ihnen beiden ſehr gut. Es iſt weiter nichts vorgefallen, auch keine Briefe gekommen.

Anfang Juli 1795 gingen Humboldts nach Tegel, wo die alte Frau v. Humboldt ſchwer erkrankt war. Sie hatten die Abſicht, drei Monate dort zu bleiben, der Aufenthalt dehnte ſich aber auf fünf viertel Jahre aus. Gegen das Ende dieſer Zeit — Auguſt 1796 — machte das junge Paar mit der kleinen Li eine Reiſe nach Stralſund, der Inſel Rügen, Roſtock, Lübeck und Hamburg und kehrte im September nach Berlin und Tegel zurück. Der Zuſtand der alten Frau v. Humboldt hatte ſich unterdeſſen ſo weit gebeſſert, daß man keine Beſorgnis mehr hegte. Nicht ahnend, daß die Mutter nur noch wenig Wochen zu leben habe — ſie ſtarb am 14. November 1796 —, trat das junge Paar im Oktober die Heimreiſe nach Jena an. Auf dieſem Rückwege ging Humboldt über Halle, um Wolf zu beſuchen, und ſchrieb von dort:

1796 ## 13. Humboldt an Caroline

Freitag morgen [Halle, Oktober 1796, ohne Datum]

Ich bin recht glücklich geſtern abend hier angekommen und denke Dich mir, liebe Li, nun auch nach Jena unterwegs. Wie unendlich lebendig haſt Du mit den lieben Kleinen meinen Augen geſtern vorgeſchwebt. Wenn Du nur recht gut und heiter in Naumburg angekommen biſt. Auch die kurze Trennung hat mich ſehr ſchmerzlich bewegt, und geſtern abend im ſchönen Abendrot

ſehnte ich mich unausſprechlich nach Dir und den Kindern. Es iſt 1796
fatal, daß ich vor Sonntag früh keine Nachricht von Dir erhalten kann.

Wolf habe ich ziemlich heiter und ſehr freundſchaftlich gefunden. Er grüßt Dich herzlich, und ich habe die Sache ſo vorgeſtellt, daß er ganz beruhigt iſt. Daß Du nicht mit hier biſt, iſt mir ſehr lieb, ſo herzlich ungern ich Dich auch vermiſſe. Die Unordnung im Hauſe iſt ſchrecklich und würde Dir mit den Kindern tödlich ſein. Wolf hat mich ſo lange aufgehalten, daß ich ſchließen muß, um den Brief zur Poſt zu bringen. Er quält mich ſo ſehr, noch Montag zu bleiben, daß ich fürchte, ich werde nachgeben müſſen und erſt Mittwoch ankommen können.

Küſſe die gute Li und den göttlichen Bruder und denke recht oft Deines Bills. Ich liebe Dich ſo unendlich und ſehne mich recht herzlich nach Euch allen. Mein beſtes und einziges Leben iſt doch allein mit Dir und den lieben Kindern.

Lebe innigſt wohl!

Als Humboldt am 1. November 1796 nach Jena zurückkehrte, fand er Schiller in der engſten Freundſchaft mit Goethe. Sie hatten gemeinſam die Xenien verfaßt und fühlten ſich beide zu neuem Schaffen angeregt. Humbold vermittelte die Annäherung Wolfs an Goethe, und dieſer wandte ſein eingehendſtes Intereſſe den bedeutenden chemiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſen Alexander v. Humboldts zu, der ſich ebenfalls längere Zeit in Jena aufhielt. Eine Fülle geiſtigen Lebens entfaltete ſich in der kleinen Stadt. Schiller arbeitete am Wallenſtein, Goethe an Hermann und Dorothea, Schlegel überſetzte am Shakeſpeare, Humboldt am Agamemnon des Aeſchylus. Es war in dieſer Hinſicht ein unvergleichlich ſchöner Winter für Humboldt, nur der leidende Zuſtand ſeiner Frau warf öfter Schatten in dieſe Zeit und ließ für den künftigen Winter einen Aufenthalt im Süden planen.

Am 19. Januar war Humboldts ein Sohn — Theodor — geboren. Caroline ſchrieb ihrem Gatten unmittelbar vorher:

1797 14. **Caroline an Humboldt** [Jena], 19. Januar 1797

Liebes, trautes Weſen. Es verlangt mich, Dir noch ein Wort zu ſagen, und Euch, meine geliebten Kinder. Ich hoffe, wir bleiben zuſammen. Blieben wir nicht, teurer Bill, ſo bleibe meinem Andenken hold und den ſüßen Kindern, auch dem kleinen Weſen, das ich erwarte. Erzähle ihnen allen etwas von der Mutter, die ſie geliebt hat über alles. Verzeih mir meine Schwachheiten, ich habe Dein ſchönes, reines Weſen doch gewiß tief erkannt und unendlich geliebt. Lebe wohl.

Wenn Du Emilien bei den Kindern behältſt, beſonders meine ich bei dem jüngſten, und ſie führt ſich ganz nach Deinem Willen auf, ſo wünſche ich, daß Du ihr 300 Reichstaler ſchenkeſt, wenn das Kleine ſo weit iſt, daß Du ſeiner körperlichen Pflege wegen ihrer nicht mehr bedarfſt.

Ich umarme Dich tauſendmal. Grüße und küſſe Carolinen*), wenn ſie wieder herkommt, und ihr liebes Kind. Meine Kinder ſind in Deinem Herzen, wie Du und ſie alle ewig in dem meinen.

Frau v. Humboldt blieb den Ihrigen erhalten, konnte ſich indeſſen nicht recht erholen, und Humboldt, der von einer ſüdlichen Reiſe viel für ihre Geneſung erhoffte, traf ſeine Vorbereitungen für eine längere Abweſenheit von Deutſchland. Er beſuchte im April den Vater Dacheröden in Erfurt und kehrte auf dem Hin- und Rückwege bei Goethe ein.

15. **Humboldt an Caroline** [Weimar, vermutlich 2. April 1797]

Ich bin recht glücklich im prächtigſten Wetter hier angekommen und habe Goethen ſehr munter und freundlich angetroffen. Er hat ſich ſehr nach Dir erkundigt und verſichert, daß er Dich gewiß noch ſehen würde. Ich eſſe heut

*) Carolines Ehe mit Beulwitz war 1794 getrennt worden; ſie hatte ſich mit Wilhelm v. Wolzogen vermählt. Das einzige Kind aus dieſer Ehe war der 1795 geborene Sohn Adolf.

mittag bei ihm mit dem Geh. Rat Voigt. — Wie herzlich ſehne 1797
ich mich ſchon nach Dir und den lieben Kleinen. Wie fatal iſt es, daß ich nicht bei Euch allen bleiben kann, und doch iſt jetzt nur die Trennung erſt auf eine Woche. Sorge nur ja recht für Dich, teure, liebe Li, und laß Dir die Kinderchen nicht über den Kopf wachſen. Tauſendmal Adieu! Umarme die Kinder und grüße Alexander und Burgsdorff.*) H.

16. Humboldt an Caroline

Erfurt, 3. April 1797

Ich bin glücklich hier angekommen, liebe Li, und habe Papan recht wohl und vergnügt gefunden. Als ich ankam, gegen 6 Uhr abends, fand ich Lambertis bei ihm, die auch den ganzen Abend und zum Eſſen blieben. Gleich nach meiner Ankunft ging ich zum Koadjutor, und nach 8 Uhr kam er ſelbſt hin und aß hier. So verging der Abend, bis ich entſetzlich müde zu meiner großen Freude zu Bett kam. — Du kannſt Dir kaum vorſtellen, wie heterogen dieſer Abend gegen die Monate vorher in Jena war. Die Lambertis — Du kennſt ſie ja wohl —, geſchwätzige und gemeine Emigrantennaturen, ſprechen in einem fort von lauter Familienverhältniſſen hieſiger Leute und Emigrierter; ſie wußten bis aufs Haar, was jeder täglich aß, trank, trieb, wie er ſprach uſw., ich wurde auf einmal in ein ſolches Labyrinth von Armſeligkeiten verwickelt, daß mir faſt ſchwindlicht wurde. Es gibt doch nichts ſo Schreckliches als dieſe Franzoſen. — Der Koadjutor war wie immer. Über die politiſchen Verhältniſſe ſpricht er mit großer Erbitterung, aber immer in Beiſpielen aus der römiſchen Geſchichte. Ich habe ſchlechterdings kein einziges Wort von ihm gehört, das der Mühe wert geweſen wäre. Papa iſt herzensgut und macht nicht die

*) Wilhelm v. Burgsdorff, ein treuer junger Freund des Humboldtſchen Paares.

1797 mindeſten Anſprüche darauf, daß Du hierher kommen ſollſt, ſo daß Du von dieſer Seite nichts zu beſorgen haſt. Aber er wird von Tag zu Tage ſchwächer. Vorzüglich glaubſt Du nicht, wie ſchlecht es in der Konverſation mit den Lambertis mit dem Franzöſiſchen fortgeht. Dieſe Karikaturen der deutſchen und franzöſiſchen Natur gegeneinanderüber zu ſehen, war mir wirklich einen Augenblick intereſſant. Wie ihm die Lambertis ſchmeicheln, davon haſt Du keinen Begriff. Bis auf den alten Stockman*) vernachläſſigen ſie niemand mit ihren Höflichkeiten; ſonſt kommt einem ſo etwas nur auf dem Theater vor. Über die Reiſe zu reden war geſtern eine recht gute Gelegenheit. Die Lamberti fragte mich in Papas Gegenwart, ob wir noch nach Italien gehen würden, und ich deklarierte da formell, daß ich dies für unmöglich anſähe, daß wir aber gewiß nach Wien reiſen würden und von da nur dann nach Italien, wenn, was jetzt nicht wahrſcheinlich ſei, die Lage der Sachen geändert wäre.

Der Koadjutor hat öffentlich etwas erſcheinen laſſen, was ihm wenig Freude machen wird, eine Deklaration ſeiner Meinung über den Krieg und die Art, den Krieg fortzuführen, die in mehreren Zeitungen gedruckt iſt, und wo er wieder mit Beiſpielen aus der römiſchen Geſchichte und dem Dreißigjährigen Kriege dartut, daß nur dann die Sache gut gehen könnte, wenn Öſterreich Deutſchland ganz eigenmächtig behandelte und über Menſchen und Geld ganz nach eigenem Belieben ſchaltete. Dies iſt alles Merkwürdige von hier.

In Weimar war es auch nicht ſonderlich intereſſant, doch amüſant genug. Der Geh. Rat Voigt, den Goethe Gott weiß warum gebeten hatte, verdarb uns ziemlich den Spaß. Außer Goethe habe ich bloß noch Wolzogen**) geſehen. Sie und die Lengefeld nicht mehr, da ſie ſo ſpät ankamen und ich den Nachmittag nicht mehr ausgehen konnte. Wolzogens Haus iſt zwar klein, wird

*) Jäger des Präſidenten v. Dacheröden. — **) Vgl. S. 26 und Bd. I, S. XXI.

sich aber hübsch einrichten lassen und hat eine gute freie Lage. Am 1797
meisten ist mir aufgefallen, daß ich gleich beim Hereintreten ein noch dazu nicht sonderlich gemaltes Bild von Wolzogen ins Auge bekam. Was doch die Leute für eine Wut haben, sich zu verdoppeln.

Ich dachte wirklich, heute morgen zu arbeiten, aber Du hattest sehr recht, daß es nicht gehen würde. Es ist unmöglich, in die rechte Stimmung zu kommen. Auch haben nacheinander heute früh Papa, Barozzi und der alte Lamberti mich unterbrochen. Hätte ich nur den Agamemnon*) in Jena vollenden können! Ich fürchte diese Unterbrechungen recht ernsthaft.

Ich schicke Dir hier eine Abschrift eines angefangenen Chores aus Goethes gelöstem Prometheus**), ein Gespräch der Okeaniden mit Prometheus. Es ist äußerst unvollendet noch und an einigen Orten nicht einmal verständlich. Auch sind das Blut, die Wäsche usw. unangenehme Bilder, dennoch dachte ich, würde es Dir Freude machen. Man sieht ungefähr, wie Goethes Brouillons aussehen, und einzelne Bilder, wie das vom Zuschließen der Wunde sind doch merkwürdig, wenn ich sie auch nicht gerade schön nennen möchte. Auch den Schwamm des Meeres gelinde Geburt zu nennen, wird Dir sicherlich gefallen. Goethe hat es mir mitgegeben, um ihm ein passendes Silbenmaß dazu aufzufinden.

Adieu nun, Du teure, liebe Li! Verzeih ja den verwirrten Brief, aber ich bin ein paarmal unterbrochen worden. Lebe herzlich wohl, umarme die Kleinen und küsse Deinen Bill in Gedanken. Grüße Burgsdorff herzlich.

*) Übersetzung des „Agamemnon" des Äschylus erschien 1816 im Druck. Vgl. S. 25. — **) Trauerspiel, das unvollendet blieb. —

1797 **17. Humboldt an Caroline** Erfurt, 5. April 1797

Tausend Dank, teure Li, für Deinen liebevollen Brief, der mir unendliche Freude gemacht hat. Daß aber der fatale Krampfhusten Dich wieder plagt, schmerzt mich unendlich, sorge ja, daß er bald vorübergeht. Ich reise heut nachmittag von hier ab, und es ist mir, als wäre ich um viel näher an meiner Rückkunft zu Dir und den lieben Kindern, obgleich erst die Hälfte der Zeit meiner Abwesenheit verflossen ist. Ich kann nicht sagen, daß ich meine Tage hier angenehm verbracht hätte, es war mir nicht möglich, etwas zu tun, und an Amüsement war fast noch weniger zu denken; indes war es mir doch eine wehmütig süße Erinnerung, in der Stube zu wohnen, in der Du so lang und im ganzen so freudenlos gelebt hast, die Gegenstände zu sehen, die Dich so lange umgeben haben. Unendlich oft ist es mir hier so lebhaft geworden und hat mich so innig gerührt, daß Du doch, Du armes Kind, im ganzen noch recht wenig Freude genossen hast. Deine frühere Jugend ist Dir unter unaufhörlichen Unannehmlichkeiten verflossen, und seit wir miteinander zusammen leben, bist Du zwar gewiß — ich fühle es gewiß lebhaft, weil es mir unmöglich wäre, ohne dies Gefühl zu leben — recht glücklich gewesen, aber so viele Störungen haben doch den reinen und ungetrübten Genuß unterbrochen. Indes rechne ich sicher darauf, daß von jetzt an Dir das Leben noch heiterer und freier verfließen soll. Eine Menge zwar in sich immer süßer, aber doch beunruhigender Mühseligkeiten sind überstanden; wenn der kleine Theodor erst seinen Geschwistern nur ein wenig nachwächst, so nähert sich mit jedem Jahre die Zeit, wo man die Früchte der verwandten Sorgfalt erntet. Das stille Zusammenleben, ungestörte häusliche Zufriedenheit, und vor allem das schöne Verhältnis zu den Kindern, alles dies gibt, je länger es fortdauert, desto mehr Ruhe und Fähigkeit zum Genuß. Denn diese Stimmung

der völlig reinen und offenen Heiterkeit, in der die Seele sich mit 1797
reger Lust zu allen Gegenständen hinwendet, sich an das Schöne in jedem anschließt, alles miteinander verknüpft und immer Leben und Mannigfaltigkeit aufsucht, um wieder Leben und Mannigfaltigkeit daraus zu schaffen, diesem, möchte ich sagen, reift man erst mit den Jahren entgegen. Früher wird das Herz mächtiger und öfter von den stürmischen Gefühlen hingerissen, die mehr aus der bewegten Tiefe des Gemüts, als aus dem ruhigen Dasein der Gegenstände entspringen, es sucht und findet alsdann sein Glück mehr in dem Bestreben, sich aus der äußern Welt herauszureißen und sich über sie zu erheben, als in dem, sich mit ihr in ein leichtes und fröhliches Gleichgewicht zu versetzen. Dies Glück, das im höchsten Maße nur allein die Liebe gewährt, wer kann es höher und besser empfunden haben als wir? Die Fülle meiner besten und liebsten Gedanken, alle wohltätige und fruchtbare Wärme der Empfindungen und die ganze Eigentümlichkeit meines Wesens fühle ich aus den Gefühlen hervorgegangen, die Dein schönes, liebevolles Wesen mir einflößte, und ich bin sicher, daß es Dir mit Dir selbst nicht anders erschien, da man so etwas nie anders empfängt, als indem man es wieder zurückgibt. In dieser lebendigen Jugend liegt auch gewiß allein alles Schöne und Große, was die Folge nur immer zur Reife bringen kann; sie ist es allein, welche die Kraft und die Selbständigkeit verleihen kann, die hernach für das ganze übrige Leben hin Mut und Tätigkeit gewähren müssen; aber sie gibt nicht eigentlich die Ruhe, den stillen Genuß, der sich ohne Unterbrechung immer durch sich selbst wieder belebt, und es ist ein Vorzug späterer Jahre, daß, ohne die Fähigkeit zu jenen Stimmungen zu verlieren, das Gemüt sich mehr gleichsam auf der Erde festzusetzen, dem Leben und der Bewegung, den Gedanken und Empfindungen mehr die Stetigkeit der Natur zu geben und dadurch in einem noch höheren Grade menschlich zu werden lernt. Dieser Punkt ist es eigentlich, wo die Jugend und das schönere

1797 Alter sich voneinander scheiden, und nirgends erscheint dies schöner als in dem Moment, wo die Jugend und die Reife gleichsam noch miteinander streiten, wo sie noch länger oder kürzer nebeneinander fortgehen, und wo alle Vorzüge der mannigfaltigen Stufen des Alters sich auf Einen Augenblick zugleich zusammendrängen. Gerade in diesen Moment, dünkt mich, fällt die jetzige Periode unseres Lebens, und die verschiedenen Gefühle, die aus der Vergangenheit und der Zukunft entspringen, verschlingen sich unter uns um so schöner, da Du mir so offenbar mit schönerer und frischerer Jugend vorangehst. Darum sagte ich erst, daß ich dies den Augenblick nennen möchte, in dem wir uns einen neuen und vielleicht volleren und dauernderen Genuß als je bisher verschaffen können. Auch darum sehne ich mich so herzlich, Dich, teures, liebes Wesen, einer völligen Gesundheit zurückgegeben zu sehen, ich weiß, weiß es leider aus Erfahrung, wie sehr Du es verstehst, auch durch bedeutendere Übel gestört, Freude zu geben und selbst sogar zu empfangen, wie Du nie einen Augenblick unmutig oder verdrossen wirst, wie Du gerade die schönste und edelste Art der Geduld übst, die das Übel selbst gleichsam vergessen macht; aber das ist es eben, was ich gern auslöschen möchte, das eigentlich das Neue, was ich unserem Leben verleihen zu können wünschte, daß nichts den vollen, reinen, heitern Genuß stören sollte. Ich fühle es lebhaft, daß unsere innere Stimmung das fordert und vorbereitet; Du kennst mich zu sehr, wie ich alles nur von selbst entstehen zu lassen gewohnt bin, um zu glauben, daß ich auch nur einen willkürlichen Wunsch in mir dulden könnte; aber Du hast es selbst, als wir ein paarmal darüber sprachen, bemerkt, daß in Deinem Innern sich leise Übergänge zu neuen und gleich schönen Entwickelungen vorbereiten; Du hast bemerkt, daß Du selbständiger, weniger gleichsam eines fremden Wesens bedürftig bist als sonst, und früher einmal — einen Nachmittag an Deinem mittelsten Fenster —, daß Du jetzt freier reden kannst, daß es Dir gelingt, Dich noch klarer

und bestimmter auszudrücken; in mir selbst ist wenigstens ein leb- 1797
hafteres Streben zur Produktion entstanden, als ich mich je sonst erinnere; die Bildung und Entwickelung der Kinder stimmt damit so harmonisch überein, und ich kann Dir nicht sagen, wie unendlich sich mein ganzes Wesen in Dank und Liebe gegen Dich auflöst, wenn ich an das Glück unserer Vergangenheit diese frohe Aussicht in die Zukunft halte und nun in seiner ganzen Vollendung das unendlich schöne Dasein empfinde, das ich aus Deinen Händen empfangen habe. —

Gestern morgen habe ich Besuche gemacht, und den Mittag aßen wir mit einigen alten Gesichtern aus der Regierung beim Koadjutor. Nachmittag besuchte ich die Dessault*), und gegen abend gingen wir zum Bischof v. Lüttich. Heute mittag ißt die Dessault hier. Diese war ziemlich voller Klagen und bittet „puisque nous avions fait une riche succession“ um vier Friedrichsdor mehr jährlich. Ich habe gesagt, ich würde mit Dir sehen, wie es zu machen wäre, es wird aber schwerlich abzuschlagen sein.

Alexanders Krankheit ist mir herzlich fatal. Grüße ihn und Burgsdorff und Schiller tausendmal von mir. Lebe innigst wohl, teures, liebes Herz.

18. Caroline an Humboldt

[Jena], 5. April 1797

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, mein teurer Bill. Das Erfurtische Wesen ist mir so lebendig dadurch geworden, daß es mich ordentlich schauderte. Nun hast Du es ja bald überstanden und bist morgen bei Goethe. Mir ist es nicht gut gegangen, die Nacht vom Montag zum Dienstag habe ich Flußfieber und einen fürchterlichen Husten bekommen. Meine

*) Langjährige französische Erzieherin Carolines. Vgl. Bd. I.

1797 Bruſt iſt ſehr dadurch angegriffen und ſchmerzt ſo wie der Hals. Theodor, der denn endlich mit den übrigen Kindern geſtern iſt inokuliert worden, hat auch einen ſtarken Schnupfen. Die Li iſt heut ſo verdrießlich und quänglich uud huſtet dabei, Du ſiehſt, es iſt hier ein Lazarett.

Die Amalie*) iſt geſtern abend angekommen und gefällt Burgsdorff ſehr, ob gerade genug zum Heiraten, weiß ich noch nicht. Auf alle Fälle wird die Hochzeit noch nicht vorbei ſein, wenn Du kommſt.

Alexander iſt heut wieder kränker, wir ſehen uns jetzt gar nicht und korreſpondieren nur zuſammen.

Der Chor hat mich ſehr gefreut. Die erſte und zweite Strophe finde ich unendlich ſchön und antik. Das undeutliche Wort muß notwendig ſchwingt heißen, und dann hat es den ſchönſten Sinn. Sehr ſchön finde ich „und die Kräfte werden ſich eilig ergreifen". Aber das Folgende gefällt mir nicht. Das Gleichnis iſt nicht im Sinn der Alten. Adieu, geliebter Bill. Meine Hände tun wieder ſo weh, daß ich nicht gut ſchreiben kann. Burgsdorff grüßt herzlich.

Wie freuen wir uns alle Deines Wiederſehens! —

19. Humboldt an Caroline

Weimar, 6. April 1797

Ich komme eben von Goethe, mit dem ich allein heute abend war, in meine Stube hinauf und ſetze mich noch hin, Dir, teures Weſen, einige Zeilen zu ſchreiben. Zwar kommen ſie, da ſie erſt morgen nachmittag mit dem Kammerwagen abgehen können, wahrſcheinlich nur wenige Stunden vor mir an; aber ich ſehne mich ſo, noch ehe ich ſchlafen gehe, eine viertel Stunde mit

*) Amalie v. Imhoff, Schriftſtellerin, geb. 1776, lebte 1797 bei ihrer Mutter in Weimar, heiratete 1803 den ſchwediſchen Oberſten v. Helwig.

Dir zu reden, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen kann. Gewiß 1797
liegst Du jetzt schon zu Bett, möchtest Du nur auch ruhig schlafen, möchte Deine und des Kleinen Kränklichkeit Dich nicht unterbrechen. O! meine liebe teure Seele, wie bin ich so unaufhörlich in Gedanken bei Dir, wie hege ich den Tag über so tausend und tausend Besorgnisse um Dich, wie mache ich so viele Pläne, Deine Gesundheit recht wiederherzustellen und Dich einer vollen und heitern Zufriedenheit zu geben. Unser Dasein ist so innig ineinander verschlungen; wie ich jetzt sitze und an Dich schreibe, so ergreift mich auf einmal so lebhaft das Gefühl jener Jahre, da ich, weiter und länger von Dir getrennt, Dich noch nicht besaß, daß ich mich nicht der Tränen erwehren kann; ich nehme Deine beiden lieben, innigen Briefe, ich küsse wie unwillkürlich die Züge der lieben Hand — o! teures, einziges Wesen, möchtest Du endlich nicht mehr duldend und leidend, möchtest Du ganz und vollkommen glücklich-sein! Ich bin es in so vollem Maße; ich fühle mich so im vollen Besitz meiner Kräfte, ich vermisse nichts, es ist nichts, das mich bekümmern könnte, als die Sorge um Dich; dieses Mißverhältnis tut mir oft weh. Möchte ich Dir nur einen Teil des Übels abnehmen, ihn für Dich tragen können; verzeih, aber es ist ein so natürlicher Wunsch, er kommt mir so oft wieder, ich trüg es so gern und so leicht. Denke nur recht darauf, liebe Li, wie Du Dir auch für die nächste Zukunft, für den Anfang unserer Reise das Leben recht froh und bequem machen willst. Sieh keinen Plan für so fest gemacht an, daß er nicht leicht geändert werden könnte. Überlege für Dich, mit Burgsdorff, mit wem Du sonst willst, wie alles Dir am liebsten ist, mit dem Dresdener, mit dem Wiener Aufenthalt? Wir sind ja in der Lage, jetzt ziemlich alles ausführen zu können, und meine Art kennst Du. Mir ist nichts so lieb, als nicht selbst wählen zu dürfen. Selbst für mich bin ich gar nicht einmal geschickt, gerade das Beste zu finden; was solche Dinge, Aufenthalt u. dgl. betrifft, so steht nicht einmal ein bestimmter

1797 Wunsch in mir leicht auf — wenn Du den Wunsch abrechnest, für mich und Dich, jetzt bald in Jena zu sein. Desto besser ergreife ich jede einmal gewählte Lage; ich finde mich leicht in jede und fühle bei jeder viel mehr die Annehmlichkeiten als das Unangenehme. Es ist mir ein so süßer Gedanke, Deiner Neigung folgen zu können, daß ich ihn mir in keiner Absicht entziehen möchte.

Ich freue mich unendlich, daß ich jetzt von Sonnabend an noch volle acht Tage mit Dir sein werde. Ich kann Dich unmöglich verlassen, ehe ich nicht weiß, daß nichts zu besorgen ist, und selbst für den armen Theodor könnte ich's nicht. Bei der Li und dem Bruder habe ich so alles mit ansehen können; es würde mich unendlich schmerzen, wenn ich ihn so aufs Ungewisse hin verlassen sollte. Ich werde aber nun nicht nach Halle gehn. Es tut mir zwar für Wolf leid, aber was ist zu machen. Ich käme dann vier bis fünf Tage später nach Berlin, und es ist schon die höchste Zeit. Dies sehe ich wieder aus Kunths Brief, der zwar nichts Neues, aber doch soviel enthält, daß jetzt mit dem Hause, mit Tegel, mit allem gar nichts geschieht, daß alles schlechterdings liegt, bis ich komme.

Aber es ist spät geworden. Schlaf wohl, teures, liebes Herz, ich will sehen, ob ich Dich oder die lieben Kleinen im Traum sehen kann. — Mit den Kindern ist mir's recht närrisch gegangen. In Erfurt konnte ich mir sie gar nicht recht lebhaft und anschaulich vor die Phantasie stellen; heute, als ich zu Wolzogens kam und den Adolph sah, stand auf einmal der Bruder ganz vor mir da, und mit ihm kehrte mir auch die Li zurück. Nun freue ich mich wieder so lebendig an den lieben Gestalten. Gute Nacht!

7. April, morgens

Goethe ist unendlich gut und freundschaftlich, und es lebt sich sehr schön so nah und allein mit ihm. Zwar allein seh ich ihn ge-

wöhnlich nur die Abende, aber die sind auch überaus hübsch. Er ist 1797
so vertraulich, spricht so leicht über die Dinge, die ihm die liebsten sind, wird so schön davon erwärmt und erscheint ganz, zugleich in der eignen Zuversicht und Bescheidenheit, die ihm so ausschließend eigen sind. Auf die Freude und den Nutzen, den ihm das Zusammenleben mit Schiller gibt, kommt er sehr oft zurück. Nie vorher, sagt er, hätte er irgend jemand gehabt, mit dem er sich über ästhetische Grundsätze hätte vereinigen können; die einzigen wären noch Merck*) in Darmstadt und Moritz*) gewesen; allein obgleich beide mit ihm in Absicht des Takts übereingekommen wären, so hätte er sich wenig mit ihnen verständigen können. Zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre hätte er also so ganz über sich allein gelebt, und daher sei es mit gekommen, daß er in einer ganzen langen Zeit so wenig gearbeitet habe. Desto rüstiger scheint er jetzt. Den Plan von Hero und Leander hat er zwar ziemlich aufgegeben; er meint, es sei ein fremdes Sujet, das sich nie recht frei würde behandeln lassen. Aber dafür hat er mir seinen andern Plan erzählt, von dem mir schon Schiller sagte. Dieser Stoff ist aus höhern Ständen genommen, und damit er doch alles Förmliche los wird und eine reine und volle Natur bekommt, hat er eine Jagdpartie gewählt. Nur bei der Jagd,**) meint er, zeige sich noch etwas dem Heldenalter gleichsam Ähnliches, weil doch da jeder selbst tätig sein, selbst Hand anlegen muß. Er läßt einen deutschen Erbprinzen, der mit im Kriege gewesen ist, im Winter zu seiner Familie zurückkommen. Der erste Gesang fängt mit einem Frühstück an, das nach einer geendigten Schweinsjagd genommen wird. In den Gesprächen, die bei dieser Gelegenheit entstehen, findet er Veranlassung, über den Krieg, über das Schicksal der Staaten usw. zu reden und so das Interesse auf einen weiten

*) Johann Heinrich Merck und Karl Philipp Moritz, beide bekannte Schriftsteller ihrer Zeit. — **) Diesen Stoff bearbeitete Goethe erst 1826 in Form einer Novelle.

1797 Schauplatz hinaus zu spielen. Plötzlich kommt die Nachricht, daß in einem benachbarten kleinen Städtchen beim Jahrmarkt Feuer ausgekommen sei und bei der Verwirrung, die dadurch entsteht, wilde Tiere losgekommen wären, die man da sehen ließ. Nun macht sich der Prinz und sein Gefolge auf, und die heroische Handlung dieses epischen Gedichts ist nun eigentlich die Bekämpfung dieser Tiere. Der Plan gefällt mir sehr, es scheint mir ein schöner und so natürlicher Kunstgriff, die prächtigen und wunderbaren Gestalten, die Löwen, Tiger usw. auf einheimischen Boden zu versetzen. Auch das Feuer ist ein schöner Gegenstand der poetischen Schilderung. Mehr vom Detail hat er mir noch nicht gesagt. Zum Hermann wird sich dieses Gedicht schön stellen. Der Hermann ist so durchaus rührend; er hat überall den Menschen, das Schicksal, den Wechsel, dem das Privatglück unterworfen ist, zum Hintergrunde, dies wird prächtiger und feuriger, es wird weniger idyllenartig auf einzelne Lagen, friedlichen Genuß, noch mehr episch auf große Massen, Staaten und Völker, kühne Unternehmungen usw. hinweisen. Der ganze Ton von Anfang herein soll dies ankündigen und jeder Umstand dazu passen. So erscheint z. B. im Hermann die Feuersbrunst schon wie sie verglimmt und nur noch der letzte Rauch aufsteigt; in diesem neuen Gedicht schlagen die vollen Flammen noch wild übereinander. Was diesen Goetheschen Gedichten ein so schönes Leben und diese bewundernswürdige Individualität gibt, ist, daß er nichts schildert, was er nicht ganz oder doch einigermaßen gesehen hat. Davon geht er überall aus, und da er nun auf der andern Seite diesen feinen und hohen Kunstsinn hat, so erkläre ich mir dadurch die unnachahmliche Haltung, in der immer Natur und Kunst bei ihm stehen, wo nie etwas anders, als die volle und reine Natur, und doch nie die bloße Natur, nie etwas Materielles erscheint. — Von dem Plan seines neuen Gedichts sage doch noch nichts. Es könnte durch die Amélie hier wieder zurückkommen.

Daß die Amélie bei Dir ist, ist mir sehr lieb. Wenn es Dir 1797
nicht mißfällt, habe ich sie auch sehr gern noch die nächsten acht Tage. Mache überhaupt wegen meines längeren Bleibens ja keine andern Anstalten im Hause. Ich habe mich so eingerichtet, daß ich das, was ich in dieser Zeit machen will, auch ohne eine eigene Stube machen kann, und es ist mir viel lieber, wenn Burgsdorff und Amélie im Hause bleiben.

Küsse die Kinder tausendmal, grüße Alexander, Schiller und Burgsdorff und lebe herzlich wohl! Dein H.

20. Humboldt an Caroline

Weimar, 7. April 1797

Ich schreibe Dir noch einen Brief, liebe Li. Goethe quält mich so sehr, bis Sonntag früh zu bleiben. Er wünscht es auch wegen des Hermanns und stellt mir ordentlich rührend vor, daß wir uns vielleicht sehr lange nicht wiedersehen. Morgen nachmittag könnte ich so erst kommen, also dünkt mich, wäre es hart, es abzuschlagen.

Erwarte mich also erst Sonntag früh, doch da gewiß. Verzeihe, liebe Seele, aber Du siehst selbst die Umstände. In Eil Dein H.

Sonnabend, 8. April 1797

Die Botenfrauen gehn heute mittag, und da Du also den Brief, liebe Li, noch heute abend bekommen kannst, so schreibe ich Dir noch einige Zeilen. Mit dem Tyrannen ist es sehr gut gegangen; er hat gar keine Passion auf mich gehabt, und ich sehe wohl, daß Goethe mir nur, um mich länger zu behalten, vorgestellt hat, daß ich heute mittag nicht vom Hof abkommen würde. Ich habe gestern nach Tische vom Herzog und der Herzogin Abschied genommen und bin für heute ganz frei mit Goethe zu sein, was mich herzlich freut. Wir sind

1797 fast immer mit dem Hermann beschäftigt, und Goethe ist erstaunlich emsig, noch Kleinigkeiten an ihm zu verbessern. — Ich habe Dir in meinem letzten Briefe wenig von meiner Art zu leben geschrieben, aber es ist auch wenig davon zu sagen. Ich habe außer Goethen und Wolzogens fast niemand gesehen. Zwar habe ich Besuche gemacht, aber gerade niemand zu Hause gefunden.

Donnerstag mittag aß Knebel*) allein mit uns; er ist ganz entzückt über die Pindarische Ode in den Horen, und es ist nicht möglich, einen dankbareren Leser zu haben. Er hat doch so vielerlei von hiesigen Dingen erzählt und sein Wesen so possierlich entfaltet, daß er mich sehr amüsiert hat. Gestern nachmittag war ich mit Goethe zu einem großen Tee bei Gores. Die Stein, die ich auch schon den Tag vorher bei sich besucht hatte, war auch da, sie grüßt Dich sehr.

Bei der Imhoff bin ich auch gewesen, habe sie aber nicht gefunden.

Heute mittag hat Goethe wieder vor, allerlei Leute zu bitten, ich lasse ihn gewähren, da er Gefallen daran hat, und die Abende sind wir doch immer allein. Gestern abend hat er viel von Dir gesprochen. Er ist Dir sehr gut. Besonders ist ihm auch die Sicherheit und Feinheit Deines Takts und der reine und echte Sinn fürs Altertum aufgefallen. Vorzüglich hat er sich über diesen letzteren verbreitet und viel darüber gesprochen, wie er Dir angeboren sein müsse, da Deine erste Bildung doch gewiß modern gewesen wäre. Er wünscht sehr, einmal etwas von Dir zu sehen. Ich habe ihn auf den Prometheus vertröstet.

Caroline hat er als ein Gegenstück zum Sinn fürs Antike, als durchaus modern aufgestellt. Auch sei alles, was in der Agnes**) gut sei, nicht anders als völlig modern. Sie gehe immer vom Romantischen aus.

---

*) Karl Ludwig v. Knebel, den literarischen Kreisen Jenas und Weimars zugehörig, hatte Goethes erste Bekanntschaft mit dem Erbprinzen Karl August vermittelt. — **) Agnes v. Lilien, Roman von Caroline v. Wolzogen.

Bei der verwitweten Herzogin war ich auch, indes nur eine sehr 1797
uninteressante halbe Stunde. — Das sind so ungefähr meine Exploits.

Wie mag es Dir gehn? Morgen werde ich ja endlich alles mit eigenen Augen sehen. Ich denke gegen neun Uhr hier fort zu fahren und also gegen Mittag bei Dir zu sein. Wie freue ich mich so herzlich darauf! Von Herzen tausendmal adieu.

Nur etwa 14 Tage weilte Humboldt bei den Seinen und brach am 24. April nach Berlin auf, wo seine Anwesenheit dringend notwendig war, um den Nachlaß seiner verstorbenen Mutter zu ordnen. Er wollte nach Abwickelung seiner Berliner Geschäfte direkt nach Dresden gehen, wohin auch Frau v. Humboldt, die unterdessen den Hausstand in Jena auflöste, sich mit den Kindern in Begleitung ihres Schwagers Alexander begeben sollte. Es beginnen hiermit vier Jahre des Reiselebens. Humboldt geht auf dem Wege nach Berlin über Zeitz, wo seiner Frau einziger Bruder, Ernst, Domdechant von Naumburg — „das Bild" genannt —, seit einiger Zeit lebte, und besucht auch Wolf in Halle.

Er schreibt:

21. Humboldt an Caroline

Zeitz, 25. April 1797

Ich bin recht gut hier angekommen, liebe Li, und bis jetzt auch recht wohl. Das Bild ist wie immer, klagt sehr, sieht aber ganz wohl aus und hat schon mit Laeser, der nicht aus der Stube wegkommt, und mir einen großen Rat gehalten, wen er wohl morgen bitten will. Der Postillon eilt. Lebe herzlich wohl, gutes, teures Wesen. Wie schmerzt es mich, so lange ohne Dich und die Kinder zu sein. Küsse sie herzlich. Das Bild wird wohl künftigen Montag über acht Tage zu Dir kommen. Grüße Alexander und Burgsdorff. H.

1797 22. **Humboldt an Caroline** [Zeitz], 26. April 1797

Da die Post eben fortgeht, so wollte ich Dir doch noch einige Zeilen von hier aus schreiben. Viel wird es freilich nicht werden, da das Bild gern schwatzt, aber es ist Dir doch vielleicht lieb, wieder Nachricht von mir zu haben. Es geht mir bis jetzt ganz gut, ich nehme mich mit der Diät in acht, und wenn nicht das Wetter — wie es aber heute fast scheint — umschlägt, so hoffe ich gewiß von allem Fieberanstoß frei zu bleiben. Das Bild ist sehr freundschaftlich und wie es scheint sehr erfreut, mich hier zu sehen. Er ist naiv und komisch wie immer. Gestern nachmittag sind wir zusammen spazieren gegangen, und den Abend haben wir allein mit Bielefeld zugebracht. Des Bildes Einrichtung hier ist in der Tat merkwürdig; es ist ein Gemisch seiner eigenen Sonderbarkeit und bei Papan angenommener Moden. Sein Haus ist eigentlich ziemlich groß; aber nur drei Stuben sind in wohnbarem Stande und das Ameublement in diesen so, als hätte er sie seit fünfzig Jahren bewohnt. Die neuen Meubles, die bloß in einigen ausgelegten Tischen bestehen, sind künstlich, überladen und geschmacklos. Gegessen haben wir recht gut, und heute mittag ist Diner, doch nur von acht Personen. Bielefeld nimmt sich ganz vernünftig, nur freilich kann er bisweilen das Lügen, das einmal zu sehr seine Natur geworden ist, nicht lassen. Stell Dir nur vor, daß er gestern dem Bilde erzählt hat, der Graf Gray habe auf einer Reise von Kassel nach Karlsbad sein Kind, das damals noch ganz klein gewesen sei, mit Ziegenmilch aufziehen wollen. Deshalb hätte er einen eignen Wagen machen und darin nicht bloß die Ziege, so wie man es mit den Pferden in Schiffen tut, sondern auch daneben den Säugling in eine Windel aufhängen lassen, damit dieser so an der Ziege gesogen hätte. Wie gefällt Dir die Zumutung, das zu glauben? — Heute nachmittag will das Bild große Visiten mit mir machen.

Über die große Angelegenheit des Heiratens spricht das Bild 1797
sehr viel, allein immer auf die alte Weise. Offenbar hätte es Lust dazu, aber die Schäden, Kränklichkeit, Schwierigkeiten usw. Von irgend einem näher liegenden Vorschlag hat er mir nicht erzählt. Die Stadt scheint wenig Annehmlichkeiten zu haben. Sie ist bergicht, winklicht und schlecht gebaut. Nur einige Häuser zeichnen sich aus. Die Gegend ist mittelmäßig, indes nichts weniger als schön.

Das Bild kommt gewiß zu Dir und freut sich sehr darauf. Könnte ich Dir nur diesen Familienennui erleichtern helfen! Alexander wird nun wohl zurückgekommen sein und viel zu erzählen haben. Grüße ihn herzlich von mir und sage ihm, daß ich ihm von Berlin aus gleich schreiben würde. Lebe herzlich wohl, holdes, teures Wesen, und laß mich einen Brief von Dir Dienstag in Berlin bekommen. Vielleicht schreibe ich Dir von Halle noch einmal. Tausendmal adieu. H.

23. Caroline an Humboldt

Jena, 28. April 1797

Dein Zettelchen aus Zeitz, das ich durch den zurückkommenden Postillon bekommen, hat mir sehr viel Freude gemacht, liebster Bill. Das nasse Wetter erweckt mir aber große Sorge um Deine Gesundheit, ich fürchte sehr ein Rezidiv des Fiebers, ehe Du in Berlin ankommst, und sehne mich herzlichst nach guten Nachrichten von Dir. Aber freilich darf ich keine Briefe von Dir aus Berlin vor acht Tagen erwarten. Die Kinder sind gesund und sind diesmal gnädiger mit mir verfahren, als sie Deine Abreise erfuhren. Sie wollten weinen, aber es gelang mir doch, sie aufzuheitern, und sie sprechen nun unaufhörlich von Dresden, wo sie Dich wiedersehen würden. Seit Deiner Abreise haben sie sich sehr an Burgsdorff gewöhnt, und er hat ihnen mehr ihre Manieren abgelernt. Sie tanzen, springen, reiten mit ihm und lassen

1797 ſich wacker herumtragen. Theodor und mir ſteht das Entwöhnen wahrſcheinlich künftige Woche bevor. Es iſt eine ſchlimme Periode, indeſſen muß ſie überſtanden werden und wird es auch.

Das Bild will den 8. kommen, ſchreibſt Du mir, Papa kommt auch zu gleicher Zeit. Ich rechne darauf, daß ſie nicht länger bleiben als bis zum 13. oder 14., dann wird Caroline wohl noch eine Woche hier ſein, die Amalie ein paar Tage. Du ſiehſt, es wird nicht leer, ſolange ich hier bin.

Kunth hat an Alexander einen weitläuftigen Brief über Dein Nichtkommen geſchrieben und über den Verkauf von Tegel. Ich ſehe wohl, es wird fortgehen, und uns iſt's auch bei unſerm Einkommen und Ausgaben ein zu teurer Spaß, es allein zu behalten, doch ſehe ich es ſehr ungern verkaufen. Nach einigen Jahren kommen wir gewiß nach Berlin, und es wird mir ſehr leid tun, das Hübſcheſte, was es um Berlin gibt, in fremden Händen zu ſehen.

Alexander ſcheint in Weimar ſehr fetiert worden zu ſein, er gloriiert ſich aber nur damit, ſo viel es ihm gut ſcheint, mokiert ſich über den Herzog, Goethe und alle Menſchen, außer über die Amalie.

Der Herzog ſchickt den kleinen Schnorr [?] nach England, um die tiefſte Einſicht ins engliſche Bier zu erlangen, und gibt ihm inkluſive der Reiſe einen Louisdor tägliche Diäten.

Burgsdorff denkt Sonntag oder Montag abzureiſen und empfiehlt ſich Dir herzlich. Schiller habe ich ſeit Deiner Abreiſe nicht geſehen.

Seit Mittwoch iſt ein fürchterliches Wetter; Dienstag waren wir mit Haeftens auf der Druſenitz. Die Kinder bildeten ſich ein, in Italien zu ſein und fragten nach den Orten. Adieu, mein teurer, lieber Bill. Empfiehl mich Kunth und herzlich der kleinen Levi.*) Wie ſchmerzt es mich, ſie nicht zu ſehen. Adieu!

*) Rahel Levin Varnhagen.

24. Humboldt an Caroline

[Halle], 30. April morgens, 1797 1797

Wolf wohnt mit mir in einer Stube, liebe Li, und ich kann daher hier nicht zu einem ordentlichen Briefe kommen; auch können dieſe Zeilen erſt Dienstag von hier abgehen. Indes glaube ich doch, daß es Dir lieb wäre, noch vor meiner Ankunft in Berlin etwas von mir zu hören. —

Mein Aufenthalt hier, der nun in wenigen Stunden zu Ende geht, iſt mir recht angenehm geweſen, inſofern es mir eine herzliche Freude gemacht hat, Wolf, der mich ſo ſehr liebt, wiederzuſehen, und auch ihm dieſe Aufheiterung zu ſchenken; inſofern reut es mich auch gar nicht, den Umweg hierüber gemacht zu haben. Sonſt freilich habe ich meine andren Zwecke durchaus verfehlt. Wir ſind ſo durch andere — vorzüglich Klein —, vor denen ſich Wolfs geſellſchaftliche Ängſtlichkeit nicht genug zu hüten weiß, geſtört worden, daß wir eigentlich von nichts, am wenigſten von Agamemnon haben reden können.

Eben da ich klage, muß ich gleich noch mehr klagen. Hintereinander ſind Eberhard,*) Klein und Sprengel**) hier geweſen. Sprengel ſitzt noch hier, und ich muß alſo nun ſchnell ſchließen, nur noch zwei Worte über das, was ich geſtern bei Madeweis,***) wo ich mit Hoffmann†) geſtern mittag aß, hörte. — Es ſoll wirklich Friede††) ſein. Jetzt ſehe ich es als gewiß an, daß wir im Herbſt nach Italien kommen. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr ich mich freue. Die Ungewißheit war mir fatal. Jetzt lebe ich in Gedanken der Reiſe. Eile nur ja nach Dresden. Jetzt iſt wirklich nicht zu ſäumen. Ich komme gewiß auch um den 1. Juni. Daß ich Dich nun bald jenſeits

*) Johann Auguſt Eberhard, Profeſſor der Philoſophie in Halle. — **) Sprengel, Profeſſor der Geſchichte und Völkerkunde in Halle. — ***) Madeweis, Polizeirat in Halle. — †) Hoffmann, Kurator der Univerſität Halle. — ††) Der Vorfriede von Leoben zwiſchen der franz. Republik und Öſterreich war am 18. April geſchloſſen, ihm folgte im Oktober 1797 erſt der eigentliche Friede von Campo Formio.

1797 der Alpen bringe, freut mich unaussprechlich. Nun wird armes Kind doch nicht mehr bloße Weiden sehen.

Luccheſini*) hat ſeinen Rappel und ſoll in Ungnade ſein. Keller iſt an ſeiner Stelle Geſandter in Wien geworden. — Hoffmann verſpricht überall Empfehlungen hin und meinte, uns und Alexander zuſammen müßte die Reiſe nicht mehr als 8000 Reichstaler in zwei Jahren koſten. Das glaube ich nicht; wir können ja aber allein ſo viel aufwenden, ohne über unſre Einkünfte zu gehn. Adieu, beſte, liebe Li, umarme die Kinder und Alexander. Von Berlin ſchreibe ich gleich und weitläuftiger. Jetzt iſt es gegen 12 Uhr. In einer Stunde reiſe ich ab, zu Bielefelds größter Freude, der den ganzen Morgen im Bett liegt, Turiner Schokolade trinkt, den Abend mit uns aus geweſen iſt und ſich jämmerlich mokiert. Er grüßt Dich ſehr. Lebe herzlich wohl!

25. Caroline an Humboldt

Jena, 1. Mai 1797

Deine beiden Briefe aus Zeitz und Halle habe ich vorgeſtern zuſammen erhalten, liebſter Bill. Ich habe es wohl gefürchtet, daß das böſe unfreundliche Wetter einen nachteiligen Einfluß auf Deine Geſundheit haben würde. Möchte doch die Medizin von Meckel Dir helfen. Mir geht es nicht beſſer, die Schmerzen im rechten Fuß und Arm dauern fort, und beſonders leide ich an den Augen. Vielleicht wird es beſſer mit dem Entwöhnen, vielleicht auch nicht, denn ich kenne mich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß alles, was mich in der Seele ſchmerzt und ſtört, einen unmittelbaren Einfluß auf meine Geſundheit hat, und das ſo frühe Entwöhnen meines Theodor ſchmerzt mich unendlich, obgleich ich, wie die Dinge nun einmal ſtehen, es für ſein Wohl am zuträglichſten halte. Burgs-

*) Preußiſcher Geſandter in Wien.

dorff empfiehlt sich Dir aufs beste. Er ist gestern morgen um 5 Uhr 1797
abgereist und wird unser Quartier zum 1. Juni bestellen.

Caroline wird dieser Tage herkommen, ihren Knaben inokulieren zu lassen. Warum sie nur nicht früher den Entschluß gefaßt hat, so wäre sie bei mir geblieben. Sie selbst hat mir nicht geschrieben, Lolo habe ich des bösen Wetters wegen seit vier Tagen nicht gesehen; diese Nachrichten hat mir nur Alexander gebracht, der bei Schiller war. Caroline will nicht bei mir logieren, sondern, da Schiller in den Garten zieht, in Lolos Hause. Warum, weiß ich nicht.

Goethe war Sonnabend und Sonntag hier. Er war einmal bei mir, aber traf mich nicht allein. Er ist sehr freundlich und grüßt Dich herzlich. Alexander scheint ihn bewogen zu haben, jetzt seine optischen Versuche liegen zu lassen und seine anatomischen herauszugeben.

Papa kommt den 5. und das Bild den 6. Mai. Papa reist den 10. wieder ab.

Was magst Du machen, mein liebes Wesen? Wo magst Du wohnen? Das ist mir immer so fatal, wenn ich nicht weiß, wie es um die herum aussieht, die ich liebe und an die ich denke.

Grüße Brinkmann*) und verheiße ihm einen Brief. Alle Juden, die Hagen**) usw. versteht sich von selbst. Adieu, mein bestes Kind, ich umarme Dich in Gedanken.

26. Humboldt an Caroline

Berlin, 2. Mai 1797

Endlich, liebe Li, bin ich in Berlin, und wie in Berlin! Davon hast Du keine Idee. Es ist so ein Wirrwarr rund um mich her, so eine Konfusion in allen Dingen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, Dir zu erzählen. Also

*) Vgl. S. 15. — **) Vgl. Bd. I.

1797 nur einiges, wie es mir einfällt. Auch ist meine Zeit heute nur kurz. Ich wohne im Krauseschen Hause am Gendarmen-Markt mit Kunth zusammen in einer großen Stube, und um mich her stehen Möbel von Mama, alle Wäsche in großen Kisten, ebenso das Silberzeug, die Bilder aus der Eßstube usw. usw. usw. Kunth hat nämlich das ganze Haus in der letzten Woche von allen Möbeln ausgeleert, darüber mag nun freilich manche Kleinigkeit eingebüßt sein. Viel kann es jedoch nicht betragen. Einige Möbel hat der Rittmeister*) noch angenommen, die übrigen, bis auf einige, sind verkauft für 10—15 % über die Taxe, hingegen alle Wäsche, Pretiosen, Porzellane, Silber und die großen Spiegel und Kronen sind noch da, so daß doch keine Hauptstücke fehlen. — Mit welchen Empfindungen ich in das Haus getreten bin, kann ich Dir nicht sagen. Wo Du wohntest, sind schon alle innern Wände eingeschlagen. Von da ging ich hinauf, wo ich es ebenso fand, und als ich durch meiner Mutter ihre Schlafstube in die Garderobe durchgehen will und die Türe öffne — so sehe ich mit einem Male es vor mir steil bis in den Hof hinuntergehn. Das ganze Seitengebäude ist nämlich schon eingerissen. Recht lebhaft fiel mir aus Goethes Hermann ein: „Denn die Wand war gefallen usw. usw." Ich habe doch so lange in diesen Stuben gelebt, es ist mir erstaunlich fremd, so allein und in einem andern Hause hier zu sein.

Bei der Levi bin ich gewesen und habe mich herzlich gefreut, sie wieder zu sehen. Sie sieht wohl und heiter aus, hat sich unaussprechlich nach Dir erkundigt und bedauert unendlich, Dich nicht zu sehen. Sie war allein mit der Schwägerin. Sie ist ordentlich betrübt über das Einreißen unsres Hauses; jeder Stein, sagt sie, tut ihr weh.

Verzeih das Gewirre von Sachen. Aber Du hast das lebendige Bild meines Kopfes. Könnte ich Dir nur auch ein Bild der Leere

*) Humboldts Stiefbruder v. Holwede. Vgl. Bd. I.

geben, die ich fühle, von Dir entfernt zu sein, und der Sehnsucht, 1797
die mich ewig nach Dir hinzieht. Ich sehe so oft Dein Bild an; es bringt mir die Stimmungen zurück, mit denen ich es sonst auch ansah.

Dem Bruder möchte ich gern zum Geburtstag etwas schicken, aber mir ist der Kopf heute so verwirrt und die Zeit so kurz, etwas auszusuchen. Doch schreibe ich ihm und auch der Li, jedem besonders, daß sie sich nicht streiten.

Gentz war schon bei mir. Er ist sehr gut und scheint auch tätig. Brinkmann ist so mager und unkörperlich und spricht so viel mehr als sonst, daß ich immer fürchtete, er möchte in ein bloßes Wort verhallen.

Lebe herzlich wohl und grüße Alexander tausendmal!

27. Caroline an Humboldt

Jena, 5. Mai 1797

Tausend Dank, mein bester Bill, für Deinen zweiten Brief aus Halle. Nun hoffe ich bald zu hören, daß Du gesund in Berlin angekommen bist.

Gestern habe ich meinen lieben Theodor entwöhnt, ich kann es nicht leugnen, mit unendlichem Schmerz. Er hat die vorige Nacht leidlich ruhig zugebracht, nur sehen darf er mich nicht, sonst weint er bitterlich. Ach, in ein paar Tagen ist es für das Kind vorüber, und ich bin ihm nicht lieber, als jeder andere, der es trägt und es zerstreut. Warum mußte ich das liebe Wesen so früh von mir trennen!

Papa kommt den Nachmittag, das Bild morgen und künftige Woche Caroline. Schiller wohnt trotz der kälteren und unbeständigen Witterung in seinem Garten, befindet sich wohl und ist mit seiner

1797 Einrichtung beschäftigt. Er grüßt herzlich und will Dir bald schreiben. Adieu, liebster Bill, ich umarme Dich herzlich.

Papa ist um 3 Uhr angekommen und grüßt Dich bestens. Er hat den Kindern eine große Menge Bonbons und dem Bill ein niedlich Kleid mitgebracht.

28. Humboldt an Caroline

Berlin, 6. Mai 1797

Ich bin ein sehr geplagter Mensch, liebe Li, seit ich hier bin. Der Verkauf des Hauses, die Verteilung der Möbel, Goethes Hermann (der en parenthèse gar nicht hübsch gedruckt wird), der Verlag vom Agamemnon, alles ist auf einmal zusammengekommen. Ich habe Goethe einen drei Bogen langen Brief schreiben müssen und habe kaum noch Zeit für Dich. Mit meiner Gesundheit geht es gut.

Wenn es irgend möglich ist — so gehe zur bestimmten Zeit nach Dresden. Gerade weil moralische Stimmungen immer sehr mächtig auf Dich wirken, hoffe ich nicht ohne Grund für Deine völlige Wiederherstellung. Die Reise nach Italien, die ich jetzt im Herbst für gewiß ansehe und zu der ich alle Anstalten mache, wird Dir Freude machen, und gewiß, liebe, gute Seele, will ich alles, alles tun, was Dich heiter und froh erhalten kann. Ich finde ja einzig darin mein Glück und liebe Dich so unendlich. Ich schicke den Kindern hier Spielsachen für ihre beiden Geburtstage. Erschrecke nicht vor dem Kasten. Es sind im Grunde doch lauter kompendiöse Sachen. Die Häuser lassen sich alle aufmachen, und dann sind die Herrlichkeiten darin. Der Bruder bekommt die Arche Noä, die Wache und den Stall; die Li das Waschhaus, den Korb mit Tischzeug und die beiden Figuren. Das Waschhaus ist allerliebst, nur schwer aufzustellen. Studiere mit Haeften daran. Ich habe mich

sehr gefreut, die Sachen auszusuchen. Umarme die guten, lieben 1797
Kleinen.

Bei Levis*) bin ich täglich gewesen; die Kleine ist gesund und auch heiter, doch scheint sie mir dies mehr so obenauf als in der Seele; sie ist sehr freundlich gegen mich, und ich soll Dir schreiben, daß sie sich sehr freut, mich zu sehen. Von Dir spricht sie sehr oft, und es schmerzt sie tief, Dich nicht zu sehen. Leute habe ich noch außer Finck:**) und — Kunth, der täglich aus- und eingeht, nicht da gefunden; Brinkmann ist gar nicht in seiner Assiette da. Ich nehme meine gute humeur zu Hilfe und spaße und lasse das übrige gehn. Gestern war ordentlicher Nachttee!

Mit Goethes Hermann habe ich schon viel zu tun gehabt, die erste Hälfte noch einmal durchgelesen und Goethen mehrere Verse wieder zum Umändern vorgemerkt. Goethe hat mir zwar in einem Briefe an Vieweg Vollmacht gegeben, selbst zu ändern was ich will, doch tue ich das natürlich nicht. Indes werde ich deshalb als θεος geehrt und beständig von Vieweg konsultiert. Gedruckt wird es nicht hübsch. Es ist zu eng und zu kleines Format; die Lettern — es sind deutsche — gehn noch an. Aber das Honorar? Es ist ein fürchterliches Geheimnis, sage es bloß Schillern, nicht ihr, nicht Alexandern und niemandem. Stell Dir nur vor: 1000 Reichstaler, das macht zwölf Groschen für jeden Vers. Vieweg hat es mir heute mit einer Art Beklemmung gestanden. Sage doch Schiller, ob er nicht seinen Wallenstein auch höher halten wollte, ob ich vielleicht einmal hier zuhorchen sollte? Meinen Agamemnon hat Unger genommen. Er druckt ihn doch am besten. Das Honorar ist sehr klein. Zehn Friedrichsdor, wenn er nicht über zehn Bogen wird, sonst fünfzehn Friedrichsdor. Ich habe selbst und mit Fleiß nicht mehr gefordert. Wen ich fragte, der sagte mir, daß er mir gewiß mehr

*) Vgl. S. 44. — **) Vielleicht Abkürzung von Finckenstein.

1797 geben würde, wenn ich es verlangte, aber daß er es alsdann von der Hübschheit des Drucks abziehen würde. Was können mir nun die paar Louisdor helfen? — Der Rittmeister war gestern hier, und die Sachen sind geteilt, vorzüglich Pretiosa, Silber und Wäsche. Die eigentlichen Möbel sind nicht mehr vorhanden. Mamas Arbeitstisch will ich für Dich zurücknehmen und bei Kunth stehen lassen.

Tegel soll schwerlich verkauft werden. Den Rittmeister habe ich gut gestimmt, und allen Leuten sage ich: 30000 Reichstaler. Die gibt keiner so leicht. Das mußt Du behalten, es ist Dir einmal lieb. — Grüße Alexander und Schiller. Ich kann ihnen heute nicht schreiben. Lebe herzlich wohl, gute, teure Li, und denke recht oft an mich. Deine holde Gestalt verläßt mich keinen Augenblick. Tausendmal adieu! H.

Kunth ist Geheimer Kriegsrat geworden und hat 350 Taler Zulage bekommen. Jetzt hat er 1200 Taler Gehalt.

29. Caroline an Humboldt

Jena, 8. Mai 1797

Wie innig hat es mich gefreut, mein teurer, lieber Bill, zu erfahren, daß Du glücklich in Berlin angekommen und daß Du wohl bist. Von der Verwirrung um Dich her kann ich mir eine recht lebhafte Vorstellung machen, mir macht es auch immer den traurigsten Eindruck, so eine Zerstörung zu sehen. Geht es einem nun schon so mit den leblosen Dingen, die einen umgeben haben und die meist nur die Gewohnheit einem lieb gemacht hat, wie mag es gar dem zumute sein, dessen ganzes inneres moralisches Wesen, dessen Verhältnisse das Leben zerstört hat, und der es weiß, wie alles mit ihm zugegangen ist. Ich kann die Gemütsstimmung eines so zerstörten Menschen recht fühlen; die meisten Menschen

wiſſen nicht, wie ſie zu den Dingen kommen, wie ſie in dieſe und 1797
jene Lage geworfen werden, aber wem die höchſte Klarheit über ſich ſelbſt zum Bedürfnis des Lebens gehört, der erkennt, welcher Widerſpruch, welcher Abgrund in dem Buſen des edelſten menſchlichen Weſens verborgen liegt. Ach, wie fällt mir immer und immer das Lied des armen Harfners ein: „Wer nie ſein Brod mit Tränen aß“, um der Stelle willen:

„Ihr ſtoßt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.“

Die gute Levi, ich glaube wohl, daß es ihr leid tut, das Haus einreißen zu ſehen. Ich las einmal in einem franzöſiſchen Roman: On croit que cela ne fait rien de toucher aux pierres, mais cela fait beaucoup, le coeur ne sait plus où se placer. Grüße die Levi tauſendmal von mir, ich ſchreibe ihr, ſobald ich wieder allein bin, jetzt wahrlich ſummt es in meiner Stube, wie wenn ein Bienenſchwarm drinnen wäre. Das Bild kam Sonnabend abend. Es ſpricht mit Papa um die Wette, und Papa ärgert ſich wie immer, daß es ihm den Rang abſpricht. Aber das Bild iſt doch merkwürdig, ſo unalternd, ſo ewig dasſelbe iſt mir noch nie etwas vorgekommen. Auch Schiller bewundert es. Wir waren geſtern alle bei ihm im Garten. Er iſt recht fröhlich und wohl und fühlt den wohltätigſten Einfluß von dem Leben im Freien. Ob es dauern wird oder ob es nur die Neuheit iſt, bin ich begierig zu wiſſen. Goethe wird den 15. herkommen und denkt dann einige Wochen hier zu bleiben. Die Kinder grüßen den lieben, lieben Vater und ſchreiben ihm. Sie haben ſich ſehr über die Briefchen gefreut. Theodor iſt wohl, ißt mit vielem Appetit und hat — ach! — die Bruſt der Mutter ſchon vergeſſen. Mich freut's und ſchmerzt's. Mich freut es um das Kind, und doch wenn ich es darauf anſehe, ſo fühle ich mich ſo wehmütig und kann mich der

1797 Tränen nicht erwehren. Ach, so geht alles vorüber, teurer Bill, alle Freude, und wir selbst gehn vorüber, und es bleibt keine Spur unsrer Freude und unsrer Qual. Liebe Seele, glaube nicht, daß ich traurig bin, ich bin nicht übel gestimmt und ich weiß auch, wie bleibend vieles, vieles ist. Möge Dein Glück, möge die Empfindung es sein, daß Du Dich ruhig und still und heiter mit mir fühltest. Du mußt begreifen, wie einzig wohltätig mir die tiefste Überzeugung davon ist.

Adieu, mein Lieber. Es wird mir recht leid tun, wenn ich höre, daß Tegel verkauft ist, und doch wird es wohl nicht anders sein, Du müßtest es denn vorteilhaft vermieten können. Empfiehl mich dem Rittmeister und Kunth, desgleichen Redern, Brinkmann, Gentz. Meine Gesundheit ist leidlich. — — — Alexander nimmt sich meiner sehr an und setzt auch Stark*) den Kopf auf den rechten Fleck. Adieu, mein gutes, liebes Wesen. Haeftens, Papa und Ernst grüßen. Verkaufe nichts von der Wäsche, die du erbst. Es ist gewiß alles dereinst für die Kinder zu gebrauchen, und diese Sachen werden in der Welt immer teurer.

30. Humboldt an Caroline

Berlin, 9. Mai 1797

Wie geht es Dir, gute, liebe Li? Ich bin nach den letzten Nachrichten so bekümmert um Dich. Das fatale Wetter wird immer nicht besser, und nun kommt das schmerzliche Entwöhnen dazu. Wie unendlich sehne ich mich, bei Dir zu sein, Dir helfen zu können. So getrennt ist die Ungewißheit ein so peinlicher Gedanke. Morgen hoffe ich auf einen Brief von Dir. Möchte er mir bessere Nachrichten bringen. Ich habe auch mit Herz**) über Deine Gesundheit gesprochen. Er ist gleichfalls gegen

*) Hofrat Stark, Arzt in Jena. — **) Hofrat Herz, Gatte der Henriette Herz, vgl. Bd. I, S. XII.

Karlsbad und meint, die Reise würde bei weitem wohltätiger auf 1797
Dich wirken. Auf die Reise freue ich mich jetzt unendlich, und der Gedanke, daß je besser ich hier unsre Angelegenheiten einrichte, desto sorgloser wir auf der Reise sein können, erleichtert mir manche Mühseligkeit hier. — Diese Mühseligkeiten sind zwar eigentlich gewissermaßen nicht groß. Es ist nichts eben schwierig; auch nichts geradezu weitläuftig. Aber welche Zeit diese Dinge kosten und für nichts kosten, davon hast Du keinen Begriff. Kunth hat wohl alles ordentlich, aber auch mit einer großen Trägheit eingerichtet. — — — Außer diesen Angelegenheiten lebe ich nach meiner hier einmal so gewöhnlichen Art. Ich habe meist schon alle meine Bekannten besucht, doch die wenigsten gefunden. Es ist das hier eine schreckliche Sache, das ewige vergebliche Laufen. Zum eignen Arbeiten habe ich große Lust, und etwas ist es mir auch wieder geglückt, nur leider bei dieser Zeitzersplitterung nicht sehr.

Zu Levis bin ich ferner alle Tage beinahe gegangen, aber meist nur auf kurze Zeit. Die Freude, die man sonst an diesen Besuchen haben konnte, scheint mir dahin. Ich habe noch nicht ein einziges Mal, auch vormittags nicht, die Kleine allein gefunden, und in Gesellschaft sind die Seiten, die wir nie an ihr liebten, das laute und weniger feine Wesen bei weitem ärger geworden. Dich liebt sie gewiß außerordentlich und ebenso auch Burgsdorff, aber auch über Euch beide bin ich schlechterdings noch zu keinem irgend ordentlichen Gespräch gekommen. Der kleine David Veit,*) der mich heute früh besuchte, legt sich jetzt mitunter darauf, Xenien zu machen, folgende ist auf die Kleine:

Hat ein gewaltiger Geist nicht auch erhabenen Willen,
Wird ihm die Kraft nur zum Spiel, wird ihm die Laune Gesetz.

*) David Veit, Arzt und Literat, bekannt durch seinen Briefwechsel mit Rahel.

1797 Weit beſſer aber iſt der Anfang einer andern auf Dohna*) und die Herzen:

Vornehm, höflich und kalt, ſo liebt er ſchon Jahre die Kalte uſw.

Die Herz habe ich zweimal geſehen, ſie iſt wie immer.

Er aß heut mittag bei uns. Kunth iſt luſtiger und weniger launiſch als je, immer mehr Bonvivant. Täglich geht er zu Levis, ſpaßt in einem fort, und ſeit dem dritten Tag meiner Ankunft leben wir in der herrlichſten Eintracht miteinander. Ich bin ganz in Penſion bei ihm und zahle dafür täglich einen Reichstaler. Dafür aber beſorgt er mich ſehr ordentlich, und man ißt bei ihm ſehr geſund und gut. Das einzige Schlimme, was dieſes Wohnen mit ihm hervorbringt, iſt der Zeitverluſt. Denn was ſoll ich machen, wenn er ſtundenlang bei mir ſitzt und von nichts ſchwatzt? Von Mama ſpricht er gar nicht mehr. Alles iſt begraben und vergeſſen, ſo daß es mich ſelbſt oft dauert.

Geſtern habe ich meine Viſiten gemacht. Hardenberg**) habe ich nicht gefunden, aber Haugwitz***) hat mich angenommen und wie? — Von einer ſolchen Höflichkeit und Freundlichkeit habe ich ihn nie geſehen, er hat uns Empfehlungen durch ganz Italien angeboten, namentlich an den Grafen Catanio in Venedig, hat ſich nach dem Detail unſrer Pläne erkundigt, und wenn er, wie geſagt, in dieſen guten Dispoſitionen bleibt, ſo haben wir gewiß der Reiſe wegen von hier aus nichts zu fürchten. Er hat noch Luſt, Tegel zu mieten, und will mit mir in dieſen Tagen hinausfahren. Könnte ich mit ihm eine vorteilhafte Miete auf einige Jahre (drei bis vier) ſchließen, ſo kaufte ich vielleicht gleich jetzt Tegel allein an mich. Ich hätte ſo lange leidliche Prozente, wäre doch mein eigner Herr, und kämen

*) Graf Alexander Dohna-Schlobitten, der Henriette Herz jahrelang verehrte und ihr nach dem Tode ihres Gatten 1803 ſeine Hand anbot. — **) Der nachmalige Staatskanzler und Fürſt. — ***) Graf Haugwitz, preußiſcher Miniſter.

wir je nicht hierher, so wäre es immer möglich, es dann wieder los 1797
zu werden. Allein daran dächte ich nicht. Ich will es dann Dir schenken, damit Du es ganz nach Deinem Sinn einrichten kannst. Ich werde mir die möglichste Mühe geben, Haugwitz in gute Disposition mir dahin zu setzen. Denn es macht mir eine erstaunliche Freude, Dir Tegel ganz allein übergeben zu können und nicht mehr fürchten zu dürfen, daß es uns doch einmal aus den Händen ginge. — — — So siehst Du, bin ich hier in ewigen Geldgedanken. Wieviel schöner war es in Jena, mit Dir, mit den Kindern, mit meinen Arbeiten. — Gentz ist ganz wie sonst, der Konkurs hat gar keinen Effekt gemacht, und leider fürchte ich, daß er doch noch einige Versicherungen auf den Überrest gegeben hat. Von Dir spricht er mit der alten Anbetung und grüßt Dich herzlich. — Brinkmann hat für mich jetzt kein andres Interesse als die Metrik und die Hexameter. Er hat auch Xenien gemacht und verspricht Beiträge zum Almanach, doch hat er mir noch nichts gezeigt. — Umarme die guten, lieben Kinder und lebe innigst wohl!

31. Humboldt an Caroline

Berlin, 12. Mai 1797

Du hast also jetzt, liebe Li, das getan, was Dich so viel kostete; der gute kleine Theodor ist also nun schon acht Tage entwöhnt — — — —. Ich zähle die Stunden bis zu Deinem nächsten Briefe. Wenn auch alles noch so gut geht, ist das Entwöhnen doch immer mit Schmerz und mit Angst verbunden, und recht unlieb ist's mir, daß gerade Papa und das Bild jetzt kommen und Dich noch außerdem mit Langeweile plagen. Dazu die Kinder, die, so gut sie auch sind, Dir doch sicher viel Lärm und Unruhe machen. Schreibe mir ja, gutes Wesen, recht treu und wahr, wie es Dir geht, verbirg es mir nicht, wenn es minder gut wäre; so

1797 schmerzlich auch die Wahrheit sein möchte, so ist es die Ungewißheit doch immer noch mehr. Aber schreibe mir ja nur wenige Worte, oder bitte auch Alexander, es zu tun. Es inkommodiert Dich, und wenn ich nur weiß, was Du machst, so bin ich beruhigt.

Die Stelle Deines Briefes, wo Du nun dem kleinen Theodor so fremd zu werden fürchtest, hat mich tief geschmerzt. Aber ganz kann ich in dieses Gefühl nicht einstimmen. Gewiß liegt in dem eigenen Stillen unendlich viel. Es ist ein ewiges lebendiges Überströmen des einen Wesens ins andere; es ist eine Art der Bildung, der Aneignung, die auf eine unbegreifliche und doch gewiß so mächtige und wirksame Weise vor sich geht. Zwar bin ich überzeugt, daß bei den gewöhnlichen Müttern oder gar bei Ammen auch dies nur körperlich wirkt. Allein wo das innigste und schönste Gefühl immer zugleich rege ist, wo der reinste Odem der Liebe die Gabe beseelt und veredelt, da dringt die wohltätige Wirkung auch gewiß tief in das ganze Wesen des zarten Geschöpfs ein. Auch hier, dünkt mich, ist es ein Vorrecht edler und feiner Seelen, denselben Geist, der sie belebt, auch allem einzuhauchen, was von ihnen ausgeht; was nun bei andern unbedeutend und tot sein würde, wird in ihnen bedeutend und erhält Leben und Fruchtbarkeit; und täglich sehe ich ja in unsern Kindern das unverkennbare Gepräge des Wesens, das ich in Dir so unendlich liebe und das mich so unendlich beglückt.

Aber wie eng auch diese Verbindung des Kindes und der Mutter sein möchte, wie schön und rein diese Mitteilung, so kann sie doch unmöglich die einzige auch in diesem zarten Alter genannt werden. Auch da gibt es doch schon eigene Organe, womit das Kind nicht bloß die Mutter unterscheidet und kennt, sondern die Wirkung ihres Wesens mit einer unbegreiflichen, aber doch so unverkennbaren Sympathie empfindet. Ich sehe dies deutlich an mir. Du weißt selbst, wie unendlich die Kinder mich lieben, wie fest besonders die Li an mir hängt, und ist es nicht bei weitem mehr durch

dieſen fortwährenden, aber im einzelnen unbemerkbaren Einfluß, als 1797
durch einzelne Dinge, wo ich ihr Freude machte oder ihre Liebe gewönne?

Nichts auf der Welt iſt gewiß überhaupt ſo mächtig als dieſer ſo oft verkannte Einfluß, und am meiſten, um ihn in ſeiner ganzen Stärke auszuüben, iſt es ſo wichtig, ſich in ſeine reinſte und beſte Eigentümlichkeit zu ſtimmen, damit in allem, was man iſt und tut, immer nur Ein Geiſt und ein eigner und ein wohltätiger herrſche. Nur er iſt es ſicherlich, der die Bande jeder echten Liebe knüpft, und nur durch ihn iſt es möglich, daß die Kinder, wie Hektor ſagt, gern den Eltern ähnlich werden, aber beſſer als ſie. In Dir, teure Li, iſt dies in einem unglaublichen Grade, das offenbart ſich auch darin ſo ſehr, daß ich noch niemand in Deiner Nähe geſehen habe, auf den es nicht einigermaßen wirkte; in mir wird es nicht ſelten durch mancherlei Dinge in mir, die ich ſelbſt nicht liebe, über die ich aber nicht immer Herr bin, verdunkelt, aber gewiß arbeite ich ernſtlich, dies abzuändern, und nur darin, kann ich ſagen, beſteht das Beſtreben, mit dem ich an mir ſelbſt und meinem Charakter tätig bin. Ich habe die Tage über, die ich hier bin, oft und viel Gelegenheit gehabt, darüber und über verſchiedene Epochen meines Lebens nachzudenken. Ich habe gerade hier in älteren und neueren Zeiten ſo mancherlei erlebt und erfahren, und die Fremdheit meiner jetzigen Lage, wo ich gleichſam alle ehemaligen Gewohnheitsbande gelöſt fühle, macht mich mir ſelbſt fremder und ſtellt mich in einen beſſern Standpunkt, mich ſelbſt zu beurteilen. Ich bin mit vielem Einzelnen unzufrieden, aber ich empfinde es doch mit innigem Dank gegen das Schickſal, das mir dieſe Richtung gab, daß faſt von jeher mich nur zwei und dieſelben Dinge beſchäftigten, anfangs bloß die Liebe zu gewiſſen Ideen, die ſich mannigfaltig in mir modifiziert haben, aber im weſentlichen doch noch dieſelben ſind, die mich auch jetzt noch vorzugsweiſe beſchäftigen, und dann das Bedürfnis, ein

1797 Weſen zu finden, mit dem ich mich innig verſtände, deſſen Glück meine liebſte Sorgfalt und deſſen Liebe mein einziges Daſein würde.

Ich habe gefunden, wonach ich mich ſehnte; ich habe das Höchſte genoſſen, was Menſchen genießen können, und ich kenne kein Leiden der Welt, in dem dies Bewußtſein mir nicht immer ein ſchönes und ſtilles und genügendes Glück geben würde. — Du wirſt mich vielleicht ſehr ernſt geſtimmt finden, liebe Li, und ich kann nicht leugnen, daß ich es bin, indes bin ich heiter, ſo heiter als ich ſein kann, wenn ich von Dir getrennt bin und nicht ohne Sorgen um Dich lebe.

32. Caroline an Humboldt

Jena, 12. Mai 1797

Teurer, lieber Bill. Dein Brief und das Kiſtchen mit Spielſachen ſind glücklich angekommen. Ich werde aber den Kindern alles erſt an der Li ihrem Geburtstage ſchenken, da des Bruders ſeiner doch einmal vorbei war, wäre es der armen Kleinen zu ſchmerzhaft geweſen, wenn ſie nichts bekommen hätte. Das Warten lernen die Kinder gar ſchwer. Es geht mir leidlich. Grüße Kunth, ich wünſche ihm Glück zu ſeiner Heimlichkeit und der Gehaltsvermehrung. Er iſt reicher wie wir. Er reiſt wohl gar mit der Kleinen*) nach Pyrmont? Grüße dieſe tauſendmal von mir. Ich mag nicht ſagen, wie weh es mir tut, die Kleine nicht zu ſehen. Daß Deine Geſundheit ſo gut iſt, freut mich unausſprechlich, aber daß Du ſo geplagt biſt und teils aus Mangel an Zeit, teils aus Mangel an Stimmung bei den heterogenen Beſchäftigungen nicht am Agamemnon arbeiten wirſt, tut mir ſehr leid. Es iſt weit beſſer, Du haſt Dir ſo wenig Honorar geben laſſen und der Agamemnon wird ſchön gedruckt, als umgekehrt. Die Mühe dieſer Überſetzung und

*) Rahel.

den Geiſt, der ſie zu machen imſtande iſt, kann Dir doch kein Buch- 1797
händler bezahlen. Leugnen kann ich's nicht, daß der Agamemnon mein Schoßkind iſt. Das Honorar für den Hermann iſt ungeheuer, und doch gibt es keinen Preis für ſolch eine Arbeit. Schiller meinte auch, es ſei enorm bezahlt, aber Vieweg werde es herausbringen, noch einen anſehnlichen Gewinnſt davon zu machen, und ſei unklug, wenn er nicht eine Auflage von 4000 Exemplaren veranſtalte. Er erzählte mir, daß er Goethe gefragt, ob er zufrieden mit dem Honorar ſei, und dieſer habe ihm geantwortet: „O ja, recht gut, ich kann leidlich zufrieden ſein." Etwas Außerordentliches habe Goethe alſo gar nicht darin gefunden. Schiller hatte ſich eingebildet, Vieweg gäbe ihm etwa 150 Louisdor. Es war ihm recht lieb, die eigentliche Summe zu erfahren, und übrigens bleibt es ein ſtrenges Geheimnis. Für den Wallenſtein iſt Schiller ganz decidiert, ihn Cotta zu laſſen, aber er denkt auf andern Verdienſt, wo er „die Kerls", wie er ſich ausdrückt, ſich will überbieten laſſen und aufs äußerſte treiben. Schiller grüßt Dich herzlich. Goethe kommt den 15. und bleibt ſo lange wie wir hier. Wir denken etwa den 31. abzureiſen.

33. Humboldt an Caroline

Berlin, 16. Mai 1797

Dein letzter Brief hat mich innig gerührt, liebe Li. Wie unendlich wahr iſt es, daß es keinen qualvolleren Zuſtand gibt als den, in ſich ſelbſt eine Heimat zu vermiſſen, in die man ruhig zurückkehren kann, wenn man durch das Schickſal von außen in ſich zurückgedrängt wird, Zerſtörung in dem zu fühlen, woraus eigentlich allein Ruhe und Feſtigkeit auf alles andere übergehen kann; wie ſo wahr iſt es auch, daß Umſtände und Zufall uns langſam, ſchrittweiſe und unvermerkt in Verwirrungen führen, ſo

1797 daß wir am Ende plötzlich tun, wovon wir zuerſt uns himmelweit entfernt geglaubt hätten, gerade wie Goethes Lied es ſchildert. Ich habe dieſe Beiſpiele leider mehr als einmal geſehen, halb und halb muß ich mir ſogar geſtehen, es an mir ſelbſt erfahren zu haben. Beides hat mir eine Milde gegeben, die mich gewiß nie verurteilen, nie auch nur anklagen läßt.

Gerade die beſten, die gefühlvollſten Menſchen ſehen ſich am erſten auf dieſe Weiſe verſtrickt. Innere Unbefangenheit, Bewußtſein reiner und ſchuldloſer Gefühle und edler Enthuſiasmus fürs Gute führen ſo natürlich vom gewöhnlichen Pfade ab, und der Menſch vermag ſo wenig, ſobald er ſich von dem regelmäßigen Laufe der Dinge verlaſſen fühlt. Aber es muß einen zwiefachen Maßſtab geben, einen äußern und gewöhnlichen für den Zuſtand der bloßen Vernunft und der Kälte, einen innern für die, die ſeiner würdig ſind, für die Momente des innigſten Gefühls des ganzen Daſeins, für die Begeiſterung, die nur daraus hervorgehen kann. Das erſte iſt der Maßſtab des Rechts und des Unrechts, die eigentliche Beurteilung der äußern Handlungsweiſe; das letzte der Maßſtab der Liebe, der gerechten Würdigung des innern und eigentlichen Lebens.

Der letzte iſt nicht weniger ſtreng als der erſtere, aber er iſt gerechter und minder einſeitig; er iſt ebenſowenig geſchickt, einzelne Handlungen zu beurteilen, als jener, den ganzen Menſchen zu würdigen; er darf nie gebraucht werden, wenn erſt der Moment des Handelns da iſt, aber er iſt unentbehrlich, wenn dieſer Moment einmal verhallt, der Schritt unwiderruflich getan iſt. Woran könnte ſich das gebeugte Herz wieder aufrichten, wodurch das zerſtörte Gemüt wieder Ruhe gewinnen, als dadurch, daß es auf einmal ſeinen Geſichtskreis erweitert, in den wunderbaren Fügungen des Schickſals die Enträtſelung ſeines eignen Verſehens ſucht und durch die ſtrenge, aber parteiloſe Betrachtung ſeines ganzen Weſens wieder Mut und Vertrauen zu

sich gewinnt? Jeder, der über sich klar ist, muß in sich unfehlbar 1797
einen doppelten Menschen finden, einen, der dem Schicksal befiehlt und sich selbst das seinige bildet, einen andern, der ihm unterliegt und von ihm beherrscht wird. Wehe dem Menschen, der das letzte nie empfunden hätte, er könnte nicht anders als kalt und gefühllos oder gar intolerant und hart sein. Aber andere oder gar mich selbst in dieser letzten Gestalt, als einer fremden Macht, der Gewalt der Gefühle gegen die Stimme der Pflicht und die Lage der Verhältnisse unterliegend, als schuldig und zugleich doch sinnenrein und unschuldig zu betrachten, ist mir nie anders möglich, als nur in den tiefsten und innigsten Stimmungen für mich oder mit andern in den Momenten, die nur die höchste Freundschaft oder echte Liebe herbeiruft. Eine Überzeugung, die nicht durch einzelne Tatsachen, noch durch deutlich ausgesprochene Gründe bewirkt werden kann, die nicht auf demjenigen beruhen kann, was in diesem oder jenem Augenblicke erscheint, sondern nur einzig in dem, was eigentlich ist und gerade darum nie einzeln, immer nur im ganzen auftritt — eine solche Überzeugung kann nicht anders als da mit Sicherheit und zugleich mit echter Bescheidenheit und Demut entstehen, wo Seele und Seele unmittelbar ineinander übergehn, wo das Gemüt bewegt und begeistert genug ist, um mit allen Kräften empfänglich und mit allen tätig zu sein. Darum ist es so wahr, daß die Liebe alles verzeiht, und zugleich so wahr, daß nur sie streng und gerecht ist; darum ist es kein schwärmerisches Gefühl, sondern ein so natürliches und wahres, daß man Personen, die man liebt, so leicht von dem äußern Urteil unentschuldigt läßt und sich so gern in seine eigene stille Überzeugung zurückzieht. Überhaupt ist so ein inneres, unerkanntes Leben in sich unendlich verführerisch. Dies fühlt vielleicht niemand so lebhaft als gerade ich. In sehr vielen Dingen bin ich durchaus anders, als ich erscheine. Oft schon habe ich bemerkt, und noch jetzt hier hatte ich Gelegenheit dazu, daß man mich fast für durchaus kalt, unfähig wärmerer und

1797 tieferer Empfindungen, auch der edlern Schwärmerei unversöhnlich feind glaubt. Ich fühle das Gegenteil lebendig in mir, ich fühle, daß ich die Welt, die ich in mir trage, noch eben so glühend als sonst umfasse, ich weiß an dem Glück des Genusses, an dem Kummer, der Sorge, wie ich Dich liebe, und noch jetzt wäre ich jeden Moment bereit, der Höhe und Stärke der Empfindung die bloße ruhige Heiterkeit hinzugeben. Aber je länger diese Gefühle gerade dauern, je unumschränkter sie die Seele beherrschen, destomehr scheuen sie, sich anders zu zeigen, als dem Blick, der sie ganz versteht. Es ist leicht, sie zu verletzen, zu entweihen, und welche Wunde schmerzt tiefer als diese? Sie sind mächtiger und zarter, wenn sie einsamer sind, und was soll man pflegen, was hegen, als diese Blüten des Charakters, diese Keime des Schönsten und Besten, wenn ein glückliches Schicksal einmal eine Vereinigung zweier Wesen begünstigte, die sie werden ließ? Unter allem Vorübergehenden stehen eigentlich sie allein als das Bleibende da. Zwar auch sie schwinden mit der Persönlichkeit hin, und es ist eine so wahre und tiefrührende Stelle Deines Briefes, daß alles, alles vorübergeht, unsere Freude und unsere Qual, und nur noch auf kurze Dauer eine schwache Spur unsres Andenkens zurückbleibt. Aber warum auch suchen wir uns in dem flüchtigen Bewußtsein vergänglicher Geschöpfe, warum nicht in der bleibenden Wirkung, die unser Wesen zurückläßt? Mir ist es ein fester, unumstößlicher Satz: nichts von dem, was ein Mensch je Gutes und Großes wirklich war, geht jemals unter, und wäre es nur das von niemand unmittelbar erkannte Gefühl eines einzigen Augenblicks gewesen. Es prägt sich seinem Wesen, seiner Gestalt ein, es geht von ihm auf andere über, und wäre niemand je zugegen, so prägt es sich, möchte ich sagen, der toten Natur selbst ein. Das Lebendige besiegt immer das Tote und dringt durch und schafft sich Leben und Licht. Werke und Handlungen gehen unter, aber Gesinnungen und Gefühle sind ewig und pflanzen sich mit unbegreiflicher Regsamkeit fort.

So oft denke ich mir's und verfolge es durch alle Umstände 1797
Deines Lebens, durch die Menschen, die Dir nach und nach näher getreten sind, wie unglaublich wohltätig, wie gewiß, solange es noch Menschen und menschliche Gefühle gibt, ewig wirksam Dein Dasein ist, liebe Li. In Deinem reinen und einfachen Wesen, das zugleich mit allem Menschlichen so vertraut und über alles Menschliche so erhaben ist, ist alles, was in andern nur als toter Stoff, höchstens zu einzelnem Gebrauche da liegt, zu etwas Lebendigem, das für sich selbst besteht und sich für sich fortpflanzt, geläutert und erhöht; das Schönste und Beste, dessen der Mensch fähig ist, ist ewig in Dir wirksam und rege, in die Anmut der Weiblichkeit verschmolzen, ergießt es sich von Dir aus auf alles, was Dich umgibt. Glaube nicht, daß ich mich täusche. Wäre mir die Wahrheit nie heilig, so wäre sie mir's da, wo ich von dem rede, was im Menschen möglich ist. — Ich erkenne sehr gut, daß es physisch unmöglich ist, daß der Mensch in jedem Augenblick sich selbst gleich ist, ich weiß, daß auch Du nicht vermagst, dies eigentliche und ursprüngliche Wesen immer ganz, nicht einmal immer durchaus rein darzustellen, aber wie ich Dich schilderte, so bist Du in Deinen besten Momenten, und noch nie sah ich in irgend einem Menschen das ganze Leben seinen besten Momenten so gleichförmig ähnlich als in Dir. Was Du so, wie Du bist und wie ich Dich empfinde, auf mich wirktest, was sich auch durch mich in Dir entwickelte, was von uns beiden auf unsre guten Kinder, was aus uns allen auf den Teil der Welt, mit dem wir in Berührung traten, überging, das, teure Li, wird nicht vergehn, und in dem können wir sicher ruhen, wenn wir untergehn. Auch fragt es sich, ob man sich nicht, wenn auch das Bewußtsein aller Handlungen, aller Verhältnisse des ganzen Lebens aufhört, dennoch in dieser geistigen Eigentümlichkeit, die sich über unsre Person hinaus verbreitet und über unser Leben hinaus fortpflanzt, auf irgend eine, wenngleich jetzt unbegreifliche Weise, wieder-

1797 findet. Gänzliches Aufhören ſchien mir nie glaublich, Fortleben ohne Zuſammenhang ſcheinen mir bloße Worte ohne verſtändlichen Sinn, und wie iſt es möglich, demjenigen entriſſen zu werden, was uns eigen und ausſchließend angehört und als etwas rein und durchaus Geiſtiges an keine vergänglichen Dinge geknüpft iſt? — Du wünſcheſt, daß mein Glück, die Empfindung, daß ich mich ruhig und ſtill und heiter mit Dir fühle, dauernd ſein möge. Das ſind beide gewiß, und mehr als bloß heiter und ruhig fühle ich mich mit Dir. Könnte ich Dir nur das volle Gefühl von dem geben, was Du mir biſt und wahrlich immer, immer unausgeſetzt warſt! Möchte es mir gelingen, auch Dich ganz glücklich zu machen, ganz und ununterbrochen; o! es iſt nicht bloß darum ſo ſehr mein glühender Wunſch, weil ich Dich ſo innig liebe, nein auch darum, weil's gegen die ſchöne Harmonie verſtößt, daß ſo viel Großes und Gutes nicht auch mit dem reinſten Glück im Bund ſtehen ſollte.

Nachmittag, 16. Mai 1797

Ich habe heute früh ſo in meinen Gedanken fortgeſchrieben, daß ich nicht dazu gekommen bin, Dir von etwas anderm zu reden. Aber ich rede ſo gern mit Dir von dieſen Dingen, und ſie hatten mir ſeit dem Empfang Deines Briefes ſo im Kopf gelegen. Ich bin nicht ganz wohl, liebe Li, doch iſt es unbedeutend und geht ſchon vorüber. Ich habe einen entſetzlichen Schnupfen, und geſtern war ſchlimmer Hals dabei, ſo daß ich das Zimmer hüten mußte. Herz gibt mir recht gute Sachen, es wird bald alles übergehen. Heute iſt ja der kleinen Li Geburtstag. Umarme das gute Kind tauſendmal in meiner Seele, ſag ihm, wie leid es dem Vater tut, ſie nicht heute zu ſehen und ſelbſt zu beſchenken. Meine Seele iſt unaufhörlich bei Euch. Wenn ich nur indes den holden Geſchöpfen nicht fremd geworden bin.

Sonnabend war ich in Falkenberg beim Rittmeiſter.*) Die Geſellſchaft außer mir war eine Kaufmanns- und eine Perücken-

*) Humboldts Stiefbruder v. Holwede. Vgl. Bd. I.

machersfrau. Der Rittmeister ist recht gut, aber ganz verbauert. 1797
Er raucht den ganzen Tag Tabak, das Bierglas steht immer auf dem Tisch. Sonst scheint er Land und Leute mit Weisheit zu regieren.

Die Levi hab ich in zwei Tagen nicht gesehen, sonst bin ich jetzt ein paarmal so hingegangen, daß ich sie allein fand, und habe mich recht gut amüsiert. Sie ist gegen mich sehr freundlich. Andere dagegen beklagen sich. Kunth erzählt mir immer von ihren üblen humeurs, und der arme Tieck*) beklagte sich auch heut über eine unsanfte Behandlung und ein paarmaliges Abweisen. Alles das läßt sich leicht glauben und entschuldigen. Ihr Umgang muß ihr wohl drückend sein, und doch ändert sie ihn nicht oder kann es nicht.

Morgen gibt Kunth Levis, dem Grafen,**) dem Fürsten***) und mir ein Diner in Tegel. Kunth ist, was er auch sagen mag, alle Tage im Hause.

Ich schicke Dir heut das Verzeichnis der auf mich gefallenen Effekten. Die Hauptfrage ist jetzt die, ob wir das silberne Service an uns kaufen oder das Porzellan. Was das Silber betrifft, so läßt sich viel für und dawider sagen. Dawider das, daß wir es schwerlich je brauchen werden. Wir werden schwerlich je viel Leute sehen, auch selbst bei vielen geht ein porzellanenes Service sehr gut. Wenn wir, wie ich gewiß hoffe, Tegel behalten, so können wir in Berlin doch kein Haus machen, dazu sind wir nicht reich genug. Wir müssen dann bloß ein Absteigequartier hier haben, das nur für uns selbst gehörig geräumig ist. Auf dem Lande aber ist Silber nicht einmal hübsch.

Dafür ist das, was mir sehr in die Augen leuchtet, daß, wenn wir es behalten, wir ein wohlversehenes Haus haben, und daß es mir leid tut, das schöne, blanke Silber wegzugeben. Entscheide nun

*) Ludwig Tieck, der Dichter und Shakespeare-Übersetzer. — **) Haugwitz. — ***) Hardenberg.

1797 ſelbſt und ſchreibe mir mit nächſter Poſt. Du verſtehſt ſo etwas beſſer und mußt nun darauf denken, Dir Deinen Hausrat ſo einzurichten, wie Du ihn gern haben willſt. — Adieu tauſendmal.

34. Caroline an Humboldt

[Jena], 22. Mai 1797

Wie unendlich freuen mich Deine Briefe, mein teurer, lieber Bill, und wie herzlich dankt Dir mein ganzes Herz dafür. Es ſchmerzt mich oft, daß ich Dir nicht umſtändlicher ſchreiben kann, aber ſo närriſch es klingt, ſo wahr iſt es doch, daß ich recht eigentlich keine Zeit habe. Die Amalie bringt mich jetzt faſt um den ganzen Tag, Du weißt, wie gern ſie ſpricht, ſie malt mich nun noch außerdem, und für mich fangen ſich nun wirklich manche häusliche Arrangements an zu drängen, denn der Tag unſrer Abreiſe eilt heran. — Schiller hat eine ſo herzliche und rührende Freude, mich täglich zu ſehen, daß ich nicht gern einen Tag ausſetze, ohne ihn zu beſuchen, Goethe iſt hier, den Mittag ißt immer noch jemand mit und abends iſt der große Zirkel. Die Kinder wollen weiter ſpazieren gehn als in einen Garten, ich ſelbſt bedarf vieler Bewegung. So geht der Tag hin, daß ich nicht weiß, wo die Stunden bleiben.

Mich verlangt unendlich, Dich wieder zu ſehen, mein teures, geliebtes Weſen, dann ſollſt Du lebendig fühlen, wie glücklich ich bin, wenn ich Dich glücklich und durch mich glücklich weiß. Die Kinder ſind wohl und grüßen Dich innigſt. Du biſt ihnen wahrlich nicht fremd geworden. Sie ſprechen unaufhörlich von Dir und geraten ganz in Entzückung, wenn man ihnen ſagt, daß Du nach Dresden wiederkommen würdeſt.

Alexander iſt outriert, daß Roſenſtiels 60 Friedrichsdor noch nicht angekommen ſind. Wir ſind in ziemlicher Geldnot. Meine Aus-

lagen und was Alexander von mir geborgt hat, beträgt 120 Taler. 1797
Schiller hat mir auch 20 Taler abgeborgt, aber stündlich erwartet Alexander das Geld.

Es sieht schon ganz leer bei mir aus seit vorgestern, wo mein Sofa und Stühle abgegangen sind. Sonnabend geht alle Wäsche und mein Bureau an das Bild ab, der es für 16 Taler gekauft, und drei bis vier Taler kostet ihm noch die Emballage und der Transport.

Goethe war heut hier und grüßt herzlich. Er ist sehr gut gestimmt, und ich bin wie immer ganz verliebt in seine schönen Augen. Er dankt tausendmal für Deine Mühe wegen des Hermanns.

Ich umarme Dich, die Amalie grüßt. Wir reisen den 31. und sind den Tag vor Pfingsten in Dresden, um den Pfingsttag die Musik nicht zu versäumen.

35. Humboldt an Caroline

Berlin, 23. Mai 1797

Ich freue mich unendlich auf Deine Ankunft in Dresden. Die göttliche Natur und die Galerie werden Dir ein großer Genuß sein, und auch Burgsdorff wird sich sehr freuen, Dich nun dort zu haben. Möchte ich nur Dich schon dort empfangen können! Aber leider werde ich Dir wohl erst folgen müssen.

Mein Leben ist seit vierzehn Tagen ziemlich wie im Anfang gewesen. Da eine Menge von Leuten mit mir zu sprechen haben, so bin ich sehr überlaufen und habe zu nichts kommen können. Der arme Agamemnon tut auch mir unendlich leid; ich mag ihn nicht ansehen, so fatal ist es mir. Er ist mir tief in der Seele lieb und mehr als andere Arbeiten, die auch für sich wichtiger und vielleicht auch für mich verdienstlicher sind. Dieser große antike Geist durchdringt einen doch nie gleich lebendig, als wenn man selbst ringen muß, ihn wieder darzustellen, und er erfüllt die Seele so unendlich,

1797 weil er zugleich so groß und so einfach ist. Dann hast Du eine solche Liebe für die Sache gewonnen, daß mich das von neuem dazu anfeuert. Darum bin ich auch in mir gewiß, daß er dennoch und immer doch bald zustande kommt. Nur diese Zeit ist und bleibt freilich unwiederbringlich verloren.

Gentz hat ihn jetzt auch gelesen. Er hat auch auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, und so sehr er sonst dawider zu sein pflegt, daß ich Arbeiten dieser Art unternehme, so scheint er doch mit dieser versöhnt. Brinkmann hat ihn auch bei sich gehabt, er ist aber so zerstreut in tausenderlei Gesellschaften jetzt, daß er ihn noch nicht einmal ganz gelesen hat.

Von Goethe habe ich gestern einen Brief gehabt. Er schreibt äußerst freundlich und schickt mir noch einige Änderungen zu seinem Gedicht. Am Ende des Briefs schreibt er von den Unruhen in Italien und zugleich von unsren Wanderungen (also von seiner und unsrer) daselbst, zwar in seinen gewöhnlichen umständlichen und unbestimmten Phrasen, aber doch so, daß man sieht, er hat den Gedanken dazu noch nicht ganz fahren lassen. Es wäre überaus hübsch, ihm dort zu begegnen.

Umarme die Kinder und lebe herzlich wohl. Humboldt.

36. Caroline an Humboldt

[Jena], 26. Mai 1797

Mit uns hier geht es ganz leidlich. Alexander, Loden*) und Haeften reisen morgen nach Rudolstadt und kommen Sonntag abend wieder. Loden nimmt viele Präparate und Leichname mit und will von den 24 Stunden des Tages 12 lesen. Alexander ist trostlos, daß das Geld von Rosenstiel nicht

*) Loden hielt in Jena 1795 Vorträge über Anatomie, die auch Goethe besuchte.

gekommen ist, und nimmt auf den Fall, daß es nicht noch morgen 1797
kommt, 50 Louisdor von Goethe, damit wir flott werden. Goethe ist sehr freundlich und gut und hat ein gar niedlich neues Gedicht, der neue Pausias und sein Blumenmädchen, für den Almanach gemacht und uns letzt vorgelesen. Er grüßt Dich herzlich, desgleichen Schiller, der Dich bittet, ihm alle Deine übersetzten Pindarischen Oden zu schicken und ihm, wenn's irgend eine gäbe, eine deutsche oder französische oder lateinische Übersetzung des ganzen Pindars zu empfehlen. Er will sich einige Wochen ausschließend mit dem Pindar beschäftigen, sich recht eigentlich mit ihm vertraut machen, um dann eine Pindarische Ode für den Almanach zu verfertigen, zu der er das Sujet schon mit sich herumträgt. Er wollte nichts Bestimmteres darüber sagen, als daß die Hauptidee der Ode sein sollte, daß das Glück über das Verdienst gehe. Freilich eine äußerst antike und auch eine höchst pindarische Idee. Übrigens ist Schiller recht munter, und sein Gartenleben bekommt ihm gut.

Adieu, Bester! Die Kinder machen so einen Tumult, daß ich enden muß.

37. Caroline an Humboldt

[Jena], 29. Mai 1797

Lieber Bill — nur ein einzig Wort, denn es ist eine Packerei und ein Kram bei mir, daß man nicht mehr weiß, wo man zugreifen soll. Übermorgen reisen wir fort. Meine Adresse ist Gräflich Hagensches Haus auf dem Markte.

Goethe reist wahrscheinlich in zehn Tagen nach Italien, um den Winter dort zu bleiben. Es ist aber ein großes Geheimnis. Adieu, Lieber. Das Geld hat uns aus allen Nöten gezogen.

1797 **38. Caroline an Humboldt** Dresden, 8. Juni 1797

Durch den sonderbarsten Zufall, mein teurer, lieber Bill, ist ein Briefgen, das ich Dir am ersten hiesigen Posttage nach meiner Ankunft am vorigen Dienstag schrieb, liegen geblieben. Ich bitte Dich deshalb sehr um Verzeihung. Ich hoffe nun, Dich in wenigstens acht Tagen hier zu sehen und freue mich unendlich auf Dich mit den Kindern. Unterwegens waren sie gut und froh. Es geht recht gut mit dem Fahren. Alexander saß mit in meinem Wagen, weil Haeftens, die doch ein Kind weniger haben, so gut wie keine Leute, Sachen und dreimal mehr Platz zum bequemen und geräumigen Packen, eine solche Packerei bis in den Wagen hatten, daß schlechterdings kein Platz für Alexander mehr da war. Wie gefällt Dir das? Künftig werden sie doch ein andres Arrangement machen müssen. — Gestern war ich in der Galerie und nachmittags bei den Mengsschen Abgüssen. Ach, wie geht mir die Seele wieder auf, umgeben von diesen Bildern und diesen hohen Gestalten. Ich sehe sie noch mit viel anderm Blick wie sonst, mit weit höherm Genuß, und verstehe sie besser. Täglich von nun an werde ich da sein — die Feiertage über war alles verschlossen, nur an der Musik konnte man sich in der katholischen Kirche ergötzen, sehr schöne Messen und Vespern. Gesehen habe ich von Promenaden noch nichts als den Brühlschen Garten, weil das Wetter so schlecht bis gestern war, von Menschen die Familie des Ministers Burgsdorff, die Körners, einmal auf dem Weinberg, einmal in der Stadt, und Neumanns. Admirez ma vertu! Ich muß mich aber sehr verändert haben, denn alle Leute finden, ich sei nicht mehr wieder zu erkennen, so viel munterer sei ich, und es scheint, als erwerbe es mir ihre Approbation. Adieu, Liebstes.

In Dresden bildete neben den Kunstschätzen vor allem das Körnersche Haus für Humboldts den Anziehungspunkt. Der Umgang mit Körner war für Humboldt gleichsam eine Fortsetzung, ein Abglanz seines Verkehrs mit Schiller. Erst Anfang August riß er sich los und ging mit den Seinen nach Wien. Hier zeigte es sich bald, daß es unmöglich sei, in Italien zu reisen, denn dort brachen die Kriegsunruhen von neuem aus. Statt nach Italien gingen Humboldts nach Paris, wo sie im November 1797 eintrafen. 1797 bis 1801

Das nächste Frühjahr vereinte dann die Humboldtschen Brüder dort auf mehrere Monate, und zwei Jahre verstreichen dem Humboldtschen Paare schnell und genußreich. Dann aber regte sich Humboldts Wunsch, eine südlichere Natur kennen zu lernen, von neuem, und im September 1799 finden wir die Familie auf dem Wege über die Pyrenäen nach Madrid.

War auch Caroline in dem milderen Klima merklich gekräftigt, so blieb sie doch zeitlebens zart, und es ist zu bewundern, wie sie die Anstrengung solchen Reisens mit drei kleinen Kindern im Wagen ertrug. Auch hierin stimmte sie durchaus mit Humboldt überein, der keine Ermüdung scheute, leicht auf jede gewohnte Bequemlichkeit verzichtete und die materielle Seite des Lebens ganz in den Hintergrund treten ließ.

Von dieser spanischen Reise, die nach längerem Aufenthalt in Madrid nach Cadix, Sevilla, Valencia, Barcelona und über die Pyrenäen zurück nach Paris ging, berichtete Caroline ihrem Vater und anderen Verwandten in Briefen, die schon veröffentlicht sind.*) Wir erfahren dort auch, wie sie am 17. Mai 1800, vier Wochen nach dem Wiedereintreffen in Paris, einer Tochter — Adelheid — das Leben gab.

Während des folgenden Jahres sehen wir Humboldt in ernste Sprachstudien vertieft. Von Anfang an hatte er sich in Paris mit der älteren französischen Literatur beschäftigt, seit der spanischen Reise trat das Interesse an der spanischen Sprache und Literatur in den Vordergrund; vor allem fesselte ihn das Baskische. Soviel Stoff ihm auch die Pariser Bibliotheken boten, es drängte ihn doch, im Lande selbst noch nach Resten mündlicher Überlieferung zu forschen, und so geht er, während die Seinen schon an die Heimkehr nach Deutschland denken, im April 1801 noch einmal über die Pyrenäen.

Von dieser kleinen Reise sind allein seine Briefe, nicht Carolines Antworten erhalten. Er schreibt:

---

*) Vgl. Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ein Lebensbild aus den Familienpapieren Wilhelm v. Humboldts und seiner Kinder. 1791—1887. 11. Auflage. Berlin 1905. E. S. Mittler & Sohn.

1801 39. Orléans, 20. April 1801, 9¾ Uhr morgens

Wir sind erst in diesem Augenblick hier angekommen, meine liebe Li, und ich schreibe Dir in derselben Stube, wo Du mit den Kindern schliefst. Wir haben eine sehr schöne Nacht gehabt, es waren göttliche Sterne und die Milchstraße wie eine lichte Wolke. Bokelmanns*) Kabriolett läßt sich beinahe hermetisch verschließen, und er scheint die Ökonomie mit der Luft recht gut zu vertragen. Es hat uns also gar nicht gefroren. Mit dem Gelde fing er ein eignes Treiben an. Er hing einen offenen Sack mit Laubtalern in die Wagenecke, und da wollte er nur immer so nach Belieben herausnehmen. Aber da ὀρίνθη μοὶ φίλον ἦτορ,**) ich habe also die Rechnung übernommen, und so denke ich, soll es leidlich gehn. Wir haben viel die Nacht gesprochen, und er gefällt mir immer mehr. Er hat viel über Dich und recht hübsche Dinge gesagt. Er hat Dich sehr einfach, aber sehr wahr gefühlt, und was sein Reden über Dich und andere Frauen individueller macht, so hat er immer selbst dabei Familienverhältnisse im Kopf und sucht gleichsam das Ideal, was er für sich finden möchte. Ich habe darin wieder die Berührung deutscher und wirklich edler Charaktere bewundert. So vielen, denen es sonst nicht an Geist fehlt, geht mein Kind so still und fast unbemerkt vorüber, aber wer Natur und Empfindungsgehalt hat, wird auch immer wie durch eine einzige Erscheinung dadurch gerührt. Wir haben viel, bis zehn Uhr hin, über den Einfall gespaßt, daß wir noch zum Tee zurückkommen könnten. Bokelmann meinte, das wäre das Genialischste von allem, wir fanden es aber doch zu sehr so.

Grüße alle, vor allem Schlabrendorff.***)

*) Georg Wilhelm Bokelmann war Kaufmann und ging nach Cadix, um dort ein Geschäft zu übernehmen. — **) Es bewegte sich mir das liebe Herz (Homer). — ***) Graf Gustav Schlabrendorff, geb. 1750, gest. 1824, lebte in Paris und war mit Caroline in enger Freundschaft verbunden.

40. Les Ormes, 14 lieues vor Poitiers, 21. April morgens gegen 8 Uhr [1801] 1801

Wir haben wieder eine göttliche Nacht gehabt, noch weniger frisch wie die vorige. Ich habe fast immer geschlafen und befinde mich sehr wohl. Wie geht es Dir, meine beste Li? Meine Reise freut mich recht eigentlich, weil es Dir so eine [Freude] machte, mir dies Vergnügen verschafft zu haben. Ich fürchte nur immer, Du wirst viel Mühe mit den Kleinen haben. Das Kindergeschlecht ist gar nicht großmütig in so etwas und der Bruder sehr leicht unfolgsam. Stelle ihm nur hübsch vor, daß Du mir alles schreiben wirst.

Wir haben gestern noch bei Tage den größten Teil des Weges gemacht, den man immer den schönsten in Frankreich nennt, von Orléans bis Tours. Man fährt von Blois an immer hart an der Loire auf einem ziemlich hohen Damme hin, und die Gegend ist freilich schöner als die meisten anderen im nördlichen Frankreich. Aber welcher Vergleich mit den Ufern der Saale oder der Weser oder der Elbe zwischen Meißen und Dresden! —

Adieu, die Pferde sind da, küsse alle Kinder. Lebe herzlich wohl. H.

41. Bordeaux, 24. April 1801

Du weißt schon aus den wenigen Zeilen, die ich Dir vorgestern schrieb, daß wir glücklich hier in Bordeaux angekommen sind. So flüchtig auch unsre Reise bis hieher war, soviel hat sie uns doch Vergnügen gemacht. Wir sind in wenig mehr als dreimal 24 Stunden einen großen und blühenden Teil Frankreichs durchflogen, die fruchtbaren Ufer der Loire, die minder weiten, aber vielleicht noch mannigfaltigeren und reizenderen der Vienne und Charente sind an uns vorübergewichen, und diese

1801 schnelle Abwechselung von so verschiedenen Gegenständen, Bergen und Tälern, wüsten Heiden und mit aller Sorgfalt des Landbaues bearbeiteten Fluren, großen, fast unabsehlichen Ebenen und kleinen Besitzungen, wo Acker, Garten und Weinberg unmittelbar die niedrige Hütte umschließen, die durch das Grün der Bäume hervorblickt, der Anblick so vieler Städte, unter denen manche ehemals Zeugen wichtiger Begebenheiten waren, an die sie jetzt nur noch durch die Trümmer ihrer halbverfallenen Paläste oder ihrer zerstörten Festungswerke erinnern, so vieler Schlösser, deren Namen die Familien ins Gedächtnis zurückrufen, deren Glanz nun auf immer erloschen ist, diese ganze rasche Folge von Eindrücken schließt in der Phantasie die Grenzen eines weiten Reichs und weitgetrennter Geschichtsepochen auf einmal in ein einziges Bild zusammen.

Der Aufenthalt in Paris hatte mich von der Natur gewissermaßen entwöhnt, nach der ich doch immer, ich leugne es nicht, eine innige Sehnsucht fühle. Empfände ich es nicht schmerzlicher, als ich selbst bei einer so kurzen Trennung es glaubte, von Dir und den lieben Kleinen entfernt zu sein, so möchte ich Dir es eigentlich danken, daß Du mich mit beredet hast, noch einmal den reizendsten Winkel des abendlichen Europas zu besuchen und dort im Angesicht der Pyrenäen und des Meeres noch ein paar Wochen zuzubringen, um, bereichert durch diesen Genuß, dann zu Dir zurückzukehren. Warum konntest Du ihn nicht wieder mit mir teilen? Du vereinigst so ganz, was sich sonst so selten verbindet, den Sinn für stille Häuslichkeit und die lebendige Regsamkeit, die gern alle mannigfaltigen Erscheinungen des Daseins umfassen möchte. Du verstehst es mehr als sonst irgend jemand, alle Töne, mit welchen die Menschheit und die Natur die Seele ansprechen, in der Tiefe der inneren Brust wieder rein und harmonisch von neuem erklingen zu lassen!

Sobald wir den traurig einförmigen Weg bis Orléans zurückgelegt hatten, kamen wir in bessere Gegenden. Wir ließen die

Brücke, über welche die Limoger Straße geht, links liegen und 1801
fuhren rechts an der Loire hin. Doch entfernte sich der Weg gleich so weit vom Fluß, daß wir diesen nur manchmal auf Augenblicke ins Gesicht bekamen. Im hohen Sommer und Herbst, wenn die Weinberge in ihrer Pracht sind, muß dieser Weg sehr angenehm sein, denn er läuft fast immer zwischen Weinbergen hin. Jetzt geben ihm die blätterlosen Stöcke ein kahles und trauriges Ansehen, und nur die Vergleichung mit den eben zurückgelegten kam ihm zu statten. Erst bei Blois nähert man sich wieder dem Strom. Schon das Äußere der Stadt kündigt einen ehemals wohlhabenden Ort an. Man fährt eine große Strecke zwischen den Mauern einiger prächtiger Parke hin, von denen einer der Pompadour gehört hat. Beim Eingang der Stadt geht eine steinerne Brücke über die Loire, die den Pont Neuf in Paris vorstellen soll und diesen Namen trägt. Das Ufer des Flusses, am Fuße des Dammes, auf dem man fährt, ist dicht mit hohen Pappeln besetzt, und an der entgegengesetzten Seite hat man eine weite Aussicht auf Wiesen und Felder. Die Stadt selbst ist wie der ältere Teil von Paris; schmale, aber hohe Häuser, enge und krumme Straßen, die zum Teil bergicht auf- und absteigen. Das Schloß liegt auf der Spitze der Anhöhe und muß aus seinen oberen Fenstern eine herrliche Aussicht haben. Ein Teil ist äußerst alt, in gotischem Stil, mit einer Menge kleiner Säulchen und Verzierungen. Noch zwischen dem obersten Stockwerk und dem Dach läuft eine von solchen Säulchen getragene offene Galerie herum. Ein andrer Teil ist neuer in italienischem, ziemlich einfachem Stil. Man sieht, daß seine ersten Erbauer es zugleich zu einer Art Festung bestimmten. Es ist von unten durch hohe, ungeheuer feste Mauern geschützt und mit vielen kleinen Türmen versehen. Wir ruhten ein wenig unter zwei mächtigen Kastanienbäumen aus, die einen kleinen Raum zwischen der einen Seite und einem Wall beschatten, und dachten der alten Schicksale dieses Gebäudes nach. Du erinnerst Dich wohl noch aus

1801 Bayards Memoiren, daß Ludwig XI. und XII. hier von Zeit zu Zeit residierten? Späterhin wurden, wenn ich mich nicht irre, hier die beiden Guisen ermordet und ihre Leichname in einem Kamine einer der Säle verbrannt. Auch die unglückliche Valentine von Mailand, deren schöne Bildsäule in dem musée des petits Augustins ist, vertrauerte hier einen Teil ihrer Witwenschaft und nahm hier ihr rührendes Denkzeichen, den Tränenkrug mit der Umschrift: „rien ne m'est plus et plus ne m'est rien" an. Jetzt sieht man nur die Spuren der Zerstörung. Die Fenster sind teils zerbrochen, teils zugemauert, der Platz, wo ehemals Ludwigs XII. Bildsäule stand, ist leer, ein Teil der inneren Gemächer ist in eine Kaserne umgeformt, und das alte ehrwürdige Gemäuer entstellen nüchterne republikanische Inschriften. Die ehemalige Schloßkirche ist man jetzt daran ganz und gar einzureißen. Nur die Hälfte steht noch unter Dach, und nur an ihr sieht man noch die Höhe des ganzen Gewölbes, das dem in Notre Dame in Paris gleicht.

In einer Straße in Blois fand ich auf einmal eine Frau aus Barcelonette mit ihren beiden Töchtern wieder, denen ich einmal in Paris mit den Kindern begegnete. Die Frau spielt eine Orgel, und die Mädchen tanzen eine sogenannte Allemande. Hier wie in Paris hielt das umstehende Volk die ganze Familie trotz ihres braunen Mohrenteints für Deutsche. So kommen wir durch die französische Unwissenheit auch um den einzigen Ruhm, wenigstens nicht mit Murmeltieren und Orgeln in der Welt umherzuziehen.

Zwischen Blois und Tours ist der Weg, den man den schönsten Frankreichs zu nennen pflegt. Er läuft auf einem hohen Damm — la levée — hart an der Loire hin. Die Aussicht zur Rechten ist unbedeutend. Meistenteils nur kleine, steile Anhöhen, in denen Keller angebracht und sogar Häuser hineingebaut sind. Aber am jenseitigen Ufer übersieht man ein weites Land, auf dem Wiesen, Gehölze und Äcker abwechseln. Den ehemaligen Reichtum der Gegend bemerkt

man vorzüglich an der großen Menge von Schlössern, deren jedes 1801
von seinem Park umgeben ist. Sie sind ein lachendes Bild des Wohlstandes und städtischer Pracht, lassen aber die Einbildungskraft meist leer, die durch die Trümmer einer alten Ritterburg auf den Felsenufern der Saale und Elbe ganz anders ergriffen wird. Mit dem Wege zwischen Meißen und Dresden, welcher diesem noch am ähnlichsten kommt, hält der zwischen Blois und Tours gar keine Vergleichung aus, und ein großer Teil seines Ruhms ist offenbar übertrieben. Vorzüglich ist der Strom, auf dem wir auch keine Spur von Gewerbefleiß, kein Schiff und kein Floß erblickten, zu öde und tot. Dennoch sahen wir diesen Weg unter den günstigsten Umständen. Die Sonne neigte sich dem Untergang und strahlte ein magisches Licht auf das jenseitige Ufer. Einige Schlösser schienen unter dem Grün ihrer Gärten in lichten Flammen zu stehen. Dann folgte ein heller und prächtiger Mondschein.

Als wir uns Tours näherten, war es schon tief in der Nacht. Zwischen Tours und Poitiers befanden wir uns am Morgen, als es wieder Tag geworden war, an der Vienne, die reizende und malerische Ufer hat. Für den Reisenden macht auf diesem Wege Châtellerault mit seinen Messerfabriken Epoche.

Um Poitiers fuhren wir bloß herum. Die Lage der Stadt aber ist ungemein reizend und hübsch. Zwischen zwei tiefen, von Hügeln und Bergen umschlossenen Gründen erhebt sich ein steiler, ziemlich hoher, aber breiter Bergrücken, auf diesem liegt die Stadt, die wenigstens von einer Seite mit festen Mauern umgeben ist. Beide Täler sind lachende Wiesengründe, reich mit Baumgruppen besetzt, das eine vom kleinen Fluß Clain, das andere von einem namenlosen Bach durchschlängelt, den das Auge bis in die Hügel hinein verfolgt, aus denen er entspringt. In diesen letzten ist dicht unter der höher auf dem Bergrücken hinlaufenden Chaussee ein Teich, den man l'étang de St. Hilaire nach einer ehemals da stehen-

1801 den Abtei nennt. Um diesen Rohrsumpf, denn das ist es mehr als ein Teich, herum läuft nun mit vielen Unterbrechungen ein altes Gemäuer, und zu beiden Enden stehen halbverfallene viereckte Türme. Unser Postillon gab uns dies für die Mauer der ehemaligen Stadt, die sich bis dahin erstreckt habe, aus. Allein die Form des Sumpfes war ovalrund und könnte wohl der Kampfplatz eines alten Zirkus sein. Wirklich erinnere ich mich, etwas von einem Amphitheater in der Gegend von Poitiers gelesen zu haben.

Gleichfalls auf einem Hügel und über einem Flußtal liegt Angoulême, ein hübsches, freundliches Städtchen. Aber der Fluß ist die schon beträchtlich große Charente, und von dem Spaziergang der Stadt an der äußersten Spitze des ins Tal verlaufenden Hügels muß eine schöne Aussicht auf die baumreichen Inseln und Ufer des Flusses sein. Wir fuhren an der Brücke vorbei, über die der Weg nach Nantes und La Rochelle führt, und taten also nur einen Blick in die Gegend, welche der Schauplatz so vieler blutiger Szenen in der Revolution gewesen ist. Denn die Charente machte auf dieser Seite die äußerste Grenze des Vendéekrieges.

Eine der schönsten Gegenden fanden wir noch einige Stationen hinter Angoulême. Wir fuhren über beträchtliche Berge, von denen man eine ungeheuer weite Aussicht hat. Zu beiden Seiten wechseln flache Gründe mit gemach ansteigenden Anhöhen ab, die Anhöhen sind mit Wein besetzt, in den Gründen reihen sich Wiesen und Ackerstücke an, überall die schönste und sorgfältigste Kultur, und so abwechselnd verliert sich das Land in die blaue Ferne. Alle Besitzungen sind klein, mit schlanken Ellern oder Pappeln eingefaßt, und in der Mitte breiten große Nußbäume ihre schattigen Äste aus. Auf allen Feldern waren Arbeiter, Männer und Weiber, und kaum erinnere ich mich je eines lebendigen Bildes ländlichen Fleißes, von einem so schönen Himmel begünstigt und mit so sichtbaren Spuren des Gelingens.

In Barbezieux fanden wir das halbzerstörte Schloß des unglücklichen Rochefoucauld, der in den Septembertagen auf einer Reise im Angesicht seiner Familie, wie uns einmal Dolomieu, der dabei war, erzählte, ermordet ward. Es hat mit seinen runden Schiefertürmen einige Ähnlichkeit mit dem Temple. Dieser Rochefoucauld muß große Besitzungen gehabt haben, schon vor Angoulême haben wir einen weitläuftigen Park gefunden, der ihm gehörte, und seine eigentliche Herrschaft war in der Normandie, wo er auch seinen Tod fand. 1801

Auch hier ging noch immer jene fruchtbare, herrlich bebaute Gegend fort und wurde immer reicher an Bäumen aller Art. Einen größeren Kontrast mit dem baumleeren Kastilien muß es nirgend sonst geben. Vorzüglich schön wechselten auch hier Reihen schlanker Pappeln und Erlen mit breiten Nußbäumen ab. Aber auf einmal ändert sich die Gegend plötzlich, und man sieht sich in eine öde, unfruchtbare und baumleere Heide versetzt. Das Land ist hier überall durch kleine Hügel durchschnitten, und die Nacht brach ein. Wir fragten unsern Postillon, ob etwas von Räubern zu befürchten sei. Er versicherte nein. „Aussi“ — setzte er hinzu, „y a-t-il bien des personnes qui assurent que ces brigands sont de fort honnêtes gens, qui ne veulent reprendre que le leur.“

Die Heide ist nur durch Eichenwälder, die schönsten, die ich in Frankreich bisher sah, und fast in deutscher Art, unterbrochen. Aber im ganzen ist die Gegend bis an die Dordogne nicht mehr angenehm. Die Wege sind zum Teil entsetzlich, im Winter müssen sie halsbrechend gewesen sein, und seit Spanien sah ich nichts Ähnliches. Einmal kamen wir auf ein besseres Stück zwischen entsetzlichen andern. Wir glaubten, daß da gearbeitet sei. Aber der Postillon verneinte es. Es ist also nur das gute Wetter und der Himmel, die hier gebessert haben, sagten wir. „Ah oui,“ erwiderte er, „le ciel, c'est là depuis la révolution notre grand paveur!“ ein Wort, was wohl

1801 auch sonst seine Anwendung fände. Trotz des entsetzlichen Weges sind wir doch aber sehr schnell gefahren, und einen Postillon hatten wir, der in der Tat in gestrecktem Galopp zwischen allen Löchern, in den schrecklichsten Stellen, von einer Seite der Chaussee zur andern in lauter Schlangenlinien hindurchfuhr, zwar mit großer Geschicklichkeit, aber auch in ewigem Würfelspiel um unsre Gliedmaßen und unser Cabriolett, das auf eine wirklich wunderbare Weise widerstanden hat.

Auf diesen weiten Strecken, die ich von neuem von Frankreich sah, fand ich wieder bestätigt, was ich schon sonst bemerkte. In keinem andern Lande nämlich herrscht, auch nur nach der bloß oberflächlichen Ansicht der Gegend zu urteilen, ein solches Gleichgewicht zwischen der Natur und der Kultur, die sie bearbeitet hat. Die Natur drängt sich weder durch Größe und Kühnheit, wie in dem Norden, noch durch die reiche Üppigkeit des Südens hervor. Seit Jahrhunderten ist dies Land verfeinerter als andre gewesen; seit gleich langer Zeit hat es keinen Feind in seinem Innern gesehen, und selbst durch bürgerliche Unruhen sind nur einzelne Provinzen verheert worden. Vorzüglich aber hat von Ludwig XIV. an bis zur Revolution die Regierung immer nur dafür gestrebt, dem ganzen Lande die einförmige, aber schicklichste Gestalt zu geben, um es zu einem wohlhabenden und mächtigen, aber leicht beherrschbaren Staat zu machen, und in den gleichen Geist sind die Privatbewohner eingegangen. Vor dieser einordnenden Einförmigkeit ist die Natur gleichsam verschwunden. Auch fehlt es an sich an großen Naturmassen. Gebirge sind nur in einzelnen kleinen Teilen und durchschneiden nicht, wie in Spanien, das ganze Land in schwer zu verbindende Stücke, große Seen fehlen gleichfalls, und die Massen der Wälder sind an den meisten Orten dem ackerbauenden Fleiß gewichen. Da indes doch eine schöne Mannigfaltigkeit in der Abwechselung der Höhen und Täler herrscht, die Vegetation und Kultur den Bergen die

schroffen Ecken benommen und ihnen liebliche Formen gegeben hat, 1801
und der Himmel freundlich und das Klima nicht beschwerlich ist, so begreife ich vollkommen, wie dem Franzosen sein Vaterland als die einzige menschliche Erde erscheinen muß, und ich habe mich oft einiger Verse aus der Deshoulières*) erinnert, von denen der erste so anfängt: „non l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire" usw., die mir wirklich aus wahrem Gefühl entsprungen scheinen. Es ist dem Nationalcharakter eigen, die Natur überall zu scheuen, wo sie sich nur irgend als Macht ankündigt, ewig nur durch Wechsel gereizt, aber nie ernsthaft ins Interesse gezogen, am wenigsten erschüttert werden zu wollen, nie den wirklichen Gegenstand, am wenigsten einen wahrhaft großen mit dem eigentlichen Gefühl in Berührung zu bringen, sondern immer nur mit dem leichten Gaukelspiel einer leicht-ernsten, nicht schaffenden, sondern nur bildenden Phantasie zu scherzen. Wer aber an andere Gegenden gewöhnt ist, dem wird Frankreich in Rücksicht auf Naturschönheit immer nur wenig gefallen. Der Nordländer findet darin nicht Stoff genug für seine Einbildungskraft, der Südländer vermißt den üppigen Reiz zum Genuß, den ihm schon sein bloßes Klima einflößt. Auch Bokelmanns Deutschheit, die freilich ganz vorzüglich echt ist, hat sich an diesem Prüfstein bewährt. Es war ihm fast nichts vollkommen recht, und ich habe beinah lachen müssen, zu sehen, wie alle französischen Flüsse immer gegen die Elbe verschwanden, mit der er alle immer verglich.

Was aber in Frankreich vorzüglich unangenehm ist, ist der Anblick des Landvolks. In keiner Gegend, die ich wenigstens sah, findet man unter demselben das kräftige, wackere, wirklich hohe Achtung einflößende Ansehen, das z. B. in der Schweiz so häufig ist, am wenigsten aber das eigentümliche, wodurch sich der Land-

*) Antoinette Deshoulières, französische Dichterin, geb. 1638, schrieb unter dem Namen Amaryllis.

1801 mann vom Städter unterscheiden soll. Vorzüglich haben die Frauen fast durchaus etwas Gedrücktes und Unbedeutendes in der Physiognomie. Auch gibt es keine wahre Fröhlichkeit unter ihnen, und Rousseaus Ausspruch scheint mir darin vollkommen wahr.

Unter einer Menge Bücher, die Bokelmann bei sich hat, ist auch Lessings Sara Sampson. Da ich sie noch nie gelesen hatte, so hat mich die Neugier gereizt. Die ersten Akte kommen mir aber fürchterlich vor, zugleich matt und doch ungeheuer gewaltsam und so geschmacklos prosaisch. Sonst lern ich Baskisch und mache Fortschritte.

Ich sehne mich sehr, Dich wiederzusehen, und verwünsche doch manchmal heimlich die biskayische Reise. Diese Reise begreift hier niemand. Als wir die letzte Nacht unsrer Reise in Cavignac blieben, fanden wir unter der Diligence-Gesellschaft, die gerade auch dort übernachtete, zwei Spanier aus Bilbao. Der eine war das lebendigste Bild eines maurischen Spaniers, das ich je gesehen habe. Als er von meiner Reise hörte, schüttelte er ganz verdrießlich den Kopf und sagte immer: „Jesús! Que capricho!“ Wenn man ihm von schönen Gegenden an der Küste sprach, sagte er immer: „Que! Son montañas“ usw. Sein Begleiter war aber menschlicher. Er ließ sich viel ein und gab mir allerlei Nachrichten. Das Lustigste war, daß er schon von mir halbdunkel wußte. Er hatte nämlich gehört, daß bei dem Gesandten in Paris oft ein kurioser Deutscher esse, der nach biskayschen Wörtern frage, und wiederholte mir einige Fragen, die ich wirklich getan hatte. Du kannst also denken, wie man mich als ein Wundertier erst im Lande selbst behandeln wird. Adieu, Teure, Liebe. Leb herzlich wohl!

42. S. Sebaſtian, 30. April 1801 1801

Wir haben zwei unausſprechlich ſchöne Tage verlebt, teure Li, ach! warum warſt Du nicht mit uns, Du würdeſt einen großen, unglaublichen Genuß an den lieblichen Küſten, den göttlichen Meeresausſichten gehabt haben. Nachdem wir uns mit großer Mühe geſtern früh aus Bayonne losgemacht hatten, ritten wir nach St. Jean de Luz und brachten den ganzen Tag dort zu. Wir haben unendlich viel von Dir geſprochen, ich habe die Stelle wieder beſucht, wo wir zuſammen ſaßen und der kleine Theodor ſich ſo vor dem Meere fürchtete. Aber es waren ſchon wieder mehr Steine weggeriſſen, und man konnte nicht mehr ſo gut an der äußerſten Spitze ſitzen. Das Meer war ruhiger als jenesmal und vielleicht darum minder ſchön, aber die Ausſicht bleibt immer einzig. Die kleine Bai iſt ſo maleriſch beſchränkt, die Hügel um die Stadt ſind ſo freundlich bewachſen, der Anblick der Gebirge iſt ſo groß, und ſelbſt ruhig drängt ſich das Meer doch immer mit Toben in die enge Mündung. Wir kehrten noch im Mondſchein dahin zurück, der Himmel war göttlich geſtirnt, und das Mondlicht zitterte auf den ſchwarzen Wellen. Du erinnerſt Dich noch, daß an der rechten Ecke der Bai das Fort de St. Verbo ſteht. Auch dahin ging ich diesmal, und die Ausſicht iſt unendlich groß. Das Meer iſt auf der rechten Seite durch nichts beſchränkt, denn die Ufer weichen mehr zurück; dicht an dem Fort iſt eine Mauer ins Meer einige hundert Schritte hineingebaut, und die Wellen ſchlagen nun mit entſetzlichem Toſen an die Ecke des Felſens und dieſe Mauer, daß der Schaum ſie von einem Ende zum andern bedeckt. Nirgend ſieht man ſo lebendig ihre zerſtörende Kraft. Sie ſchlagen in die Klüfte der Felſen, und man hört ſie unter ſeinen Füßen brüllen. Haben ſie den Felſen dann eine Zeitlang ſo untergraben, ſo ſtürzt er oben herab, und man ſieht dort deutlich große Stücke, die durch die Wellen losgeriſſen ſind. Der Mann, der mich da herumführte, ſagte mir, daß er noch das Meer viel weiter zurück

1801 gesehen habe, er zeigte eine Stelle, wo ehemals Häuser standen, und die nun die Flut bedeckt. Du erinnerst Dich selbst anderer, die am Ufer verlassen standen, und er hat eine sehr alte Tante gehabt, die von ihrer Tante gehört hat, daß sie sich erinnerte, Gärten in der Bai gesehen zu haben. Es ist ein schauderhafter Gedanke, wenn man an der kleinen Bucht steht, zu denken, welche ungeheure Wassermasse auf diese kleine Küste andrängt. Keine andre befindet sich in gleichem Fall. Denn von Biskaya bis Terreneuve im äußersten Norden von Amerika ist kein Land, keine größere Insel, welche die Gewalt des Meeres unterbräche. Wie das Auge auf der grenzenlosen Fläche, so verliert sich der Geist in dieser Betrachtung, und nie ist mir die belebte Schöpfung so klein und ohnmächtig, nie die tote und rohe Masse so übergewaltig vorgekommen, als dort zwischen den Pyrenäen und dem Ozean. In den Gebirgen jene ungeheuren, von keinem mildernden Grün umkleideten Felsmassen, das Bild einer ewig untätigen Ruhe, eine Last, die, immer auf den Mittelpunkt ihrer Schwere drückend, nur zusammenzustürzen droht, um sich noch fester aneinander zu ballen. In dem Meer hingegen die fürchterliche, die Einbildungskraft bis zum Entsetzen anspannende, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten zugleich fortpflanzende, von dem unbedeutendsten Stoß die ungeheuerste Tiefe aufwühlende, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit. In jener ewigen Ruhe, in diesem ewigen Rollen — beide in toten, ungeschiedenen und ungeheuren Massen —, in diesen wüsten Elementen des Chaos scheint eine dunkle und unverstandene Kraft zu walten, neben welcher jede geistige verstummt und verschwindet. Dennoch erhält sich, der Pflanze gleich, die, sich aus den Ritzen des Felsens hervorwindend, seine schroffen Ecken umklammert, mitten unter dieser Verwüstung der leblosen Natur die lebendige Organisation, und wie der im Stein verborgene Funke springt der Trieb der Bildung aus ihm selbst hervor. In diesem unauflöslichen Rätsel und in dem Gefühl der

verschwindenden Ohnmacht des Menschen gegen die Macht der 1801
Elemente und der Bewunderung ihrer entsetzlichen Massen, die wild und ungebändigt wie sie sind, doch durch dasselbe Gesetz, durch das sie allem Zerstörung drohen, einem fremden Zuge zu folgen, sich in unaufhaltsamem Umschwunge fortzuwälzen und endlich in Gleichgewicht zu halten gezwungen werden, liegt, glaube ich, die Macht, mit der Meer und Gebirge immer die Einbildungskraft und das Gefühl an sich reißen. Es ist der Kampf des Leblosen mit dem Lebendigen, durch die inneren Kräfte beider, wie durch ein ewiges Schicksal, zu Harmonien und Eintracht verbunden.

Wir schliefen die Nacht in Luz und eilten am Morgen gegen vier Uhr an der Küste weiter fort. Es war ein unbegreiflicher, schöner Anblick, die Gegend, deren Du Dich noch erinnerst, zugleich im zwiefachen Lichte des Mondes und des Morgenrotes zu sehen. Mir ist nie etwas gleich Magisches an Beleuchtung vorgekommen. Die Sonne ging herrlich auf. Sie brach durch eine Menge dunkler Tauwolken hervor, und weit vor ihr her war der Himmel mit leichtem schimmernden Gewölk bedeckt, das wie goldene Flocken in der reinen Bläue schwebte. Wir blieben fast bis an die Bidassoa in der großen spanischen Straße, und ich erkannte ein paar Stellen wieder, wo wir ausgestiegen waren und ich mit Dir zu Fuß 'ging. Zuletzt ging der Weg rechts auf die Höhe nach dem Meere zu, und wir näherten uns jetzt der Gegend, wo vorzüglich der Schauplatz des letzten Krieges war. Der Anblick von Andaye*) und Fuenterrabia ist von dieser Höhe sehr schön. Beide Örter scheidet eine längliche Bucht, die durch die Mündung der Bidassoa und die einströmende Flut des Meeres gebildet wird. Andaye ist der letzte französische, Fuenterrabia der erste spanische Ort. Die Hügel um Andaye sind lachend, grün und üppig bewachsen, die Berge hinter Fuenterrabia, die mit

*) Jetzt Hendaye.

1801 einer schmalen Spitze ins Meer gehn, sind öde, baumlos und von traurigem Ansehen. Es ist die verbrannte Mittagsseite der Bucht. So ist Frankreich hier auf eine charakteristische Art von Spanien geschieden, die für uns noch durch den dumpfen Glockenton vermehrt wurde, der von Fuenterrabia herübertönte.

So schlecht sich die Gegend von Fuenterrabia aus der Ferne ankündigt, so reizend ist sie in der Nähe.

Guetaria, 2. Mai

Ich hatte nicht Zeit, gestern weiter zu schreiben, meine gute Li. Wir sind indes an der Küste weiter vorgerückt und bleiben heute die Nacht hier. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie die Natur, in der ich jetzt vom Morgen bis zum Abend lebe, die große und zum Teil so reizende Gegend in dem Augenblick auf mich wirkt, wo die Abwesenheit von allem, was ich liebe, mich an sich weicher und jedem tieferen Gefühl empfänglicher macht. Fast ist mir's manchmal, als wäre ich in die Fremde gegangen, um tiefer und inniger in mir zu leben. Ich freue mich meiner Reise, der Natur, die ich sehe, der Gefühle, denen ich mich überlasse, aber daß ich nicht mit meiner teuren, inniggeliebten Li bin, daß sie nicht mit mir ist, gerade da ich einen schönen und großen Genuß habe, das ist mir schmerzlich, und diese Wehmut ist mir süßer darum, weil sie aus dem einzigen Gefühl fließt, das mich durchs ganze Leben beglückt. Ich denke zurück an alle Jahre, die wir nun miteinander in getrennter und vereinter Liebe verlebten, ich denke Dich, wie ich Dich nie, auch nicht gegen Dich aussprechen kann, aber wie ich gewiß fühle, daß Du bist. Es ist mir besonders wieder so sehr aufgefallen, daß es schlechterdings kein menschliches Wesen gibt, an das der Gedanke sich so leicht, so freiwillig, so rein und voll an den Anblick der Natur anschließt. Die Verschmelzung der Menschlichkeit, die sich der Natur und dem Schicksal gleichsam hingibt und sie nun mit ihren Gefühlen begleitet, und des höheren Sinns, der sich immer

ein freies und ein eignes Leben ſchafft, iſt in niemand ſo zart und 1801
innig. Wer Dich nicht von dieſer Seite faßt, begreift nie eigentlich Dich. Was man nur in Dir erblicken mag, ſelbſt die kleinen Fehler, die jedem anhängen, entſpringen immer daher, und gerade weil ich Dich immer ſo denke, immer ſo empfinde, weil Du ſelbſt mich mit dem Gefühl, das unmittelbar aus dieſer Stimmung hervorquillt, liebſt, biſt Du mir das Band, was in meiner Seele alle Empfindungen, woher ſie auch ſtammen mögen, verbindet. Darum wirſt Du noch ſehr lange eine ſo reizende und blühende Jugend bewahren, darum hatteſt Du ſchon in früherem Alter eine Reife, die man ſonſt nicht antrifft. Der Wechſel im Alter iſt nichts, wenn man, wie in der Natur, die Blume ſich aus der Knoſpe, die Frucht aus der Blume entfalten ſieht, wenn es nur derſelbe, immer gleich rege Lebenstrieb iſt, der ſich in dieſe verſchiedenen Hüllen kleidet. Daß es das iſt, was mich ſchon im bloßen Gedanken an Dich ſo glücklich macht, weiß ich; ſollte ich auch wiſſen wie, müßte ich die wunderbaren Verbindungen von Gefühlen, die neuen Sinne enträtſeln können, die das innige Verſtehen der Liebe gibt. Derſelbe Geiſt, denk ich, ſoll auf unſeren Kindern ruhen. Aus einer ſo vollen Liebe entſprungen, von Dir mit dieſer Innigkeit gepflegt und genährt, können ſie Dir nicht unähnlich ſein. Die kleine Li iſt mir ſelbſt noch ſehr rätſelhaft, aber ihr verſchloſſenes Weſen birgt, hoffe ich, eine Tiefe des Gefühls, die ſie Dir gleich machen wird.

Mit dem Griechiſchen quäle Dich ja nicht. Überſetze bloß mit den Kindern und frage ſie die Wörter, die vorkommen und die ſie wiſſen können. Alle Grammatik laß ja. Es iſt genug, daß ſie ſich im Leſen üben, die Töne immerfort hören, ihre Wörter nicht vergeſſen und einige neue lernen. Es iſt ja auch nicht nötig, daß Du die Überſetzungen aufſchreibſt. Mit den Basken geht es göttlich. Stell Dir nur vor. Ich habe ein Fragment eines alten Triumphliedes

1801 aufgefunden, das vermutlich gleich nach dem Cantabrischen*) Krieg, also etwa 10 Jahre nach Christus, gedichtet ist. Es hat einen eignen Ton der Stärke und ist etwas durchaus Neues.

Dieser erste Tag, wo wir eigentlich in spanischen Posadas**) waren, hat Bokelmann ganz in Verzweiflung gesetzt. Stell Dir nur vor, wie es ihm gegangen ist. Wir ritten um fünf Uhr aus ohne zu frühstücken und wollten nun in jedem Hause Milch finden. Aber Milch war nicht zu haben. Wir kamen endlich, so um zehn Uhr, nach Zaranz, wo ich einen Brief an einen gewissen Carrol hatte. Im Wirtshause war nichts als Sardellen und Öl. Wir gingen also heißhungrig zu dem Carrol. Wir fanden einen wahren spanischen Landedelsitz. Ein Haus, wie ein Kloster gebaut, das Wappen in Stein gehauen über der Tür. Der Mann war nicht gleich da, die Frau empfing uns, sie mochte 40 Jahr und mehr sein, war aber gewiß sehr hübsch gewesen, sie war ganz bürgerlich wie eine Haushälterin angezogen, nahm uns aber mit der Höflichkeit und so ohne alle Verlegenheit auf, wie Du es in Spanien kennst. Sie führte uns in einen großen, reinlichen Saal mit einer feinen estera***) mit Bildern, Porträts aller Vorfahren, einige von Velasquez, aber weiße Wände mit Strohstühlen. Wir mußten uns an der Wand niedersetzen, wie Du es kennst. Ich war trotz des Hungers außer mir vor Zufriedenheit. Ich habe einmal eine Passion auf alte Landschlösser und war nie so in ein eigentlich spanisches gedrungen. Man bietet uns etwas an, ich bitte um Schokolade, man bringt uns zwei leere Teller, Bokelmann drehte seinen immer herum, und ich konnte das Lachen kaum lassen. Nun kommt gar Wasser mit Zucker, er sah mich ganz wehmütig an, und als er sah, daß er essen müßte, aß er den Zucker und würgte das Wasser hinein, und so ging es fort. Zu Mittag kamen wir in ein Wirtshaus. Die Leute boten

*) Die Cantabrer wurden 25—19 v. Chr. von Augustus besiegt. — **) Wirtshäuser. — ***) Schilfmatte.

uns die ganze spanische Küche mit allen Gewürzen Indiens an, 1801
und Bokelmann ließ sich aller meiner Deprekationen ungeachtet alles kommen. Ich hielt mich bloß an einige Eier, und er gab immer ein Gericht mit größerem Ekel als das andere zurück. Den Nachmittag versicherte er, es wäre ein fürchterliches Land. Endlich hat ihn das Meer und Milch, womit wir uns den Abend Tee gemacht, wieder etwas versöhnt. Damit aber der Tag recht spanisch schließe, so hat uns der Alkalde*) einen Besuch abgestattet und uns von dem Ruhm seines Städtchens und aller berühmten Männer, die von hier gewesen waren, eine halbe Stunde vorgeschwatzt. Er verkennt wirklich sein Glück. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich so am Anfang in alle spanischen Geheimnisse eingeweiht gewesen wäre. Es ist mir aber auffallend gewesen, wie sehr er an seiner Heimat hängt und wenig Interesse fürs Fremdartige, ja nur wenig Sinn fürs Individuelle hat. Er ist ganz in Idyllen und keine sentimentale Natur. Wie er ist, ist er aber sehr gut und vollkommen, und ich liebe ihn ungemein.

Lebe jetzt innig wohl, meine gute Li.

43. Vitoria, 7. Mai 1801

Du wirst Dich wundern, meine liebe Li, daß ich Dir schon von hier aus schreibe. Aber wir haben unsern Reiseplan ein wenig abgeändert, und statt zuerst nach Bilbao zu gehen, sind wir vorher hierher gekommen. Ich schrieb Dir zuletzt aus Guetaria. Von Guetaria aus gingen wir an der Küste weiter fort, über Deba, Motrico und Ondarroa. Wir genossen noch sehr schöne Gegenden, herrliche Meeresansichten und den Anblick eines

*) Bürgermeister.

1801 so schön kultivierten, so gut bevölkerten Landes, als es uns noch nirgends vorgekommen war. Von Ondarroa aus verließen wir die Küste, um landeinwärts einen kleinen Flecken, Marquina, aufzusuchen, in dem ein paar Leute gerade sein sollten, an die ich gute Empfehlungen hatte. Der Weg war auch dahin sehr schön, ein ziemlich enges Tal an einem kleinen Fluß, mit lauter einzelnen Bauerhäusern und sogenannten Ritterschlössern und vielen Eisenhämmern, bei deren Schleusen der Bach hübsche Wasserfälle bildete. In Marquina hatte uns der Graf Peñaflorida in San Sebastiano an sein Palacio (wie man es hier nennt) gewiesen, um dort, weil die Posada schlecht sei, zu wohnen, und wir zogen also wirklich um achte auf dem gräflichen Palacio sehr Don Quixotemäßig ein. An der Tür empfing uns der alte Verwalter des Grafen, der ihn und seinen Bruder ehemals auf Reisen geführt hatte, in Paris gewesen war und uns, ehe er nur unsre Pferde in den Stall bringen ließ, auf dem Flur seine ganze Lebensgeschichte erzählte. Dieser Administrador schien dem armen Bokelmann in die Glieder zu schlagen. Denn als ich den Abend ein wenig ausgewesen war und zurückkam, fand ich ihn mit entsetzlichen Kopfschmerzen, und die Nacht nahm es so zu, daß es mir in der Tat bange wurde. Ich verordnete ihm aber ein Brechpulver, und dadurch brachte ich ihn doch in den Stand, daß er am überfolgenden Tage weiterreiten konnte und er nun wieder ganz wohl ist. Mir sind die zwei Tage, die wir da zugebracht haben, sehr merkwürdig gewesen. Du kennst die Art der spanischen Häuser, die Leere an Möbeln und Menschen, die da herrscht, und wenn Du Dir nun dazu denkst, daß dieses Schloß von dem Ort eine viertel Stunde entfernt allein in Wald und Bergen lag, so hast Du ein Bild der melancholischen Stille, die da herrschte. Ich leistete teils Bokelmann Gesellschaft, teils besuchte ich Leute in der Stadt. Dieser Ort, der im tiefsten Innern der Provinz liegt, ist gerade der, wo am besten Baskisch gesprochen wird, wo die Menschen am meisten

Nationalstolz haben, und da ich gleich mit allen bekannt wurde, so 1801
kam ich dadurch ins Innerste der Nationaleigenheiten. Auch ging ich viel im Felde spazieren, und da die Leute, die dort arbeiteten, und die so außerordentlich gutmütig sind, sahen, daß ich auf ihre Arbeit und ihre Ackerwerkzeuge acht gab, daß ich etwas Baskisch verstand und sprach, so waren sie von einer ordentlich merkwürdigen Freude darüber und riefen mich schon von fern heran. Außerdem war der Generaldeputierte von Bilbao dort, an den mich Esquia empfohlen hatte, ein sehr aufgeklärter, unterrichteter, denkender und höchst liebenswürdiger Mensch. Im Schloß ging es indes auch so ziemlich. Freilich fehlte es an vielerlei. Aber die Betten waren doch gut, das Essen ohne Öl und der Salat sogar mit sehr gutem, und die Leute so willig und gutmütig, daß wir wenigstens Herren im Hause waren. Von Marquina aus war eigentlich unser Plan, wieder rückwärts nach Ernani, wo wir durchgekommen sind, zu gehen, um den König von Toskana*) dort durchreisen zu sehen. Man gab ihm dort ein Fest mit einem sehr sonderbaren alten Nationaltanz, dem Degentanz, und ich hätte sehr viel darum gegeben, dies Schauspiel zu genießen. Aber so mußten wir wegen Bokelmanns Krankheit liegen bleiben, und ich mochte ihn natürlich nicht mitten in Marquina, da er fast noch gar nicht Spanisch spricht, unter den Urgestalten der Öde die einzig redende Brust, allein lassen.

Auf dem Wege hierher kamen wir durch Bergara.**) Da versammelten sich meine alten Freunde um mich, und da ein Brief meines Bruders in den Anales de historia natural gestanden hat, so war der Baron de Humboldt so bei allen Seminaristen bekannt, daß Bokelmann versicherte, er habe unsern Namen nie so klar aussprechen hören. Hier hat mich der alte Prestuano, dessen Du Dich wohl noch erinnerst, mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, mich

*) Herzog Ludwig von Parma, den Napoleon 1801 zum König von Etrurien — bis dahin Großherzogtum Toskana — machte. — **) Jetzt Vergara.

1801 gleich zu einer amiga*) geführt, wo sie mich mit Konfitüren und chiocolata traktiert haben, hat mir einen kleinen Garten gezeigt, den er jetzt bearbeitet, und mir gewiesen, daß er schon ein Bett für mich zurecht gestellt hatte. Er hat auch nach Dir und den Kindern sehr viel gefragt und ist wirklich ein sehr liebenswürdiger alter Mann. Ich werde noch heute und vielleicht noch morgen hier bleiben, dann ziehen wir weiter nach Bilbao zu.

Ich bin wohl, meine teure, gute Li, und wäre ganz glücklich, wenn ich mich weniger nach Dir und den Kindern zurücksehnte. Ich glaube nicht, daß ich mich wieder ohne Not entschließen werde, Euch alle zu verlassen. Hätte ich nur eins der Kleinen bei mir, so wäre es mir schon ein anschauliches Bild Deiner selbst. Verzeih, daß ich nicht mehr schreibe, meine teure, gute Li, aber ich habe viel zu tun und möchte gern, da ich einmal hier bin, die Zeit ganz benutzen. H.

44. Durango, zwischen Vitoria und Bilbao, 9. Mai 1801

Du wirst meinen Brief aus Vitoria bekommen haben, liebe Li. Wir sind bis heute früh dort gewesen, und nun sitze ich hier im Innersten von Vizcaya in einem kleinen, unbedeutenden Nest, und das zwar — allein. Bokelmann ist mir nämlich nach Bilbao vorausgegangen. Ich konnte nicht umhin, einige Tage hier zuzubringen. Gerade hier ist der einzige Mensch, der eigentlich das Biskayische, mit Kenntnis fremder Sprachen verbunden, getrieben hat, und wenn ich nicht die Rücksicht der Sprache ganz aus den Augen setzen will, muß ich diesen notwendig zu benutzen suchen. Ich hatte daher gleich mit Bokelmann verabredet, daß er nach Bilbao vorausgehen, und daß wir uns da wieder treffen sollten.

*) Freundin.

Er wollte anfangs wenigstens noch den Nachmittag und Abend mit 1801
mir hier zubringen, allein weil es ihm einfiel, daß die Stube, in der wir schlafen sollten, röche, so hat er innerhalb fünf Minuten ein Pferd genommen und ist davongegangen. Er amüsiert sich gar nicht sonderlich in Spanien, und es tut mir leid, daß er verdammt ist, doch wenigstens einige Zeit darin zuzubringen. Außer der Natur gefällt ihm nichts. Du mußt auch ja nicht denken, meine gute Li, daß ich in einem so abscheulichen Loch säße. Gott! wenn wir oft in Andalusien und Granada solche Stube gehabt hätten, wieviel hätten wir darum gegeben. Ich habe einen großen Tisch, alle meine Bücher und Papiere darauf, eine sehr freundliche Wirtin und ein reines Bett. Was will man mehr mitten in Spanien? Auch mit dem Essen geht es. Es ist Milch da, man spricht auf morgen von Butter, und heut mittag hatten wir sehr gute gebratene Hühner und Eier. Bei dem Essen fällt mir ein, daß, wie Bokelmann in Marquina krank war, ich die große Idee bekam, ihm Hühnerbouillon zu kochen. Ich versammelte also den ganzen Rat im Hause, den alten Administrador, die Haushälterin und die Mädchen, und gab meine Orders göttlich, darauf setzte ich unsern Pferdeknecht neben den Topf, um allem pimiento*) zu wehren. Ich dachte darauf, wie schön die Sache ablaufen würde, und brachte mit großem Triumph Bokelmann einen Teller der Reissuppe. Aber Gott! welch Gericht war das! Ich hatte nämlich vergessen, den Topf zu bestimmen, worin es gekocht werden sollte, und nun hatten sie zu einem mageren, elenden Huhn einen ungeheuren Kübel genommen, so daß die Bouillon wahres Spülwasser war. Glücklicherweise war das Huhn selbst eßbar, und so hatte der arme Bokelmann wenigstens etwas, woran er sich halten konnte.

Unser Weg heute von Vitoria her war ein wenig unangenehm wegen des Wetters. Wir ritten früh aus und hatten viel Nebel

*) Spanischer Pfeffer.

1801 und Kälte. Überhaupt sind es bloße Fabeln, wenn man sagt, daß der Mai in Spanien heiß ist. Ein Teil des Weges war überaus schön und war es noch mehr durch den Nebel und das ewige Jagen der Wolken. Wir ritten langsam einen Berg hinan und hatten nur einige dicht mit Gebüsch bewachsene Hügel zur Seite. Wir sprachen gerade davon, daß unser Führer uns erzählte, daß dies ein pasage de ladrones*) sei, und achteten nicht auf die Gegend. Wir sahen wohl einige Felskuppen über die niedrigeren Hügel herüberblicken, aber wir erwarteten nichts sehr Schönes oder sehr Großes. Wie erstaunten wir aber, als auf einmal, da wir die höchste Höhe erreicht hatten, die ungeheuren Felsen in den malerischsten Gestalten vor uns standen. Eine finstere Wand, steil wie eine Mauer und nur mit unzähligen Rissen durchfurcht, erstreckt sich an der rechten Hand ins Tal hinein. Gerade vor uns stand eine Pyramide von bloßen Klippen aufgetürmt, zu deren beiden Seiten sowie zu den Füßen eines mächtigen Vorgebirges sich zwei fruchtbare, reichbebaute Täler herabsenkten, die das Auge wieder bis zu den entfernten Gebirgen hin verfolgte, die sie am Horizont begrenzten, und zur Rechten ging dann die steile Felswand nur in verschiedenen Abteilungen fort, und ihre Spitze hatte ein rundes, schöngeformtes Haupt, auf dem eine schwere und finstere Nebeldecke lag. Man nennt dies Gebirge S. Antonio de Urquiola. Nichts kann zugleich größer und sonderbarer sein. Wie eine furchtbare Scheidewand steht es von der Ebene weg, und es ist, als hätte eine ungeheure Wasserflut dagegen angestürmt, sich an einer vorragenden Spitze gebrochen und sich nun zwei Wege da gebahnt, wo sich die benachbarten Gründe herabsenken, aber ein entsetzliches Vorgebirge von Fels zwischen sich gelassen. Die sehr gute Chaussee schlängelt sich wohl eine Stunde Weges um den mittelsten Felsen herum langsam die Höhe herunter, und alle Abwechselungen, welche eine wunderschöne

*) Räuberpfad.

Vegetation mit durchaus nackten Klippen geben kann, scheinen hier 1801
auf einmal erschöpft. Bald ist es ein schöner Eichwald an einer steilen Anhöhe, über dem der Fels hervorragt, bald läuft eine schattige Allee zwischen zwei nackten Wänden hin, bald drängt sich ein freundliches Ackerstück in beträchtlicher Höhe zwischen zwei in eine spitze Ecke zusammenlaufenden Felsen ein. Der Fleiß des Landmanns macht der unwirtbaren Klippe die letzte Handvoll Erde streitig, und die Felswand scheint die natürliche Mauer der kleinen Besitzung. Und dann die hundertfachen Gestalten, welche mit jeder neuen Änderung des Weges der mittlere inselförmige Fels bildet. Unzugänglich an allen Seiten wie es scheint, zeigt er überall schroffe, mit keinem Gesträuch überkleidete Wände und ist um so schöner, als er lauter große Massen hat und in einfacher Größe pyramidalisch zuläuft. Am Ende des Abhanges liegt ein kleines Dorf, reizender und malerischer, als es die Beschreibung schildern kann. Rings von diesen entsetzlichen Felsklippen umschlossen, ist es doch lachend und freundlich; denn die Anhöhe geht erst gemach bis an jene Wände heran, und solange nur noch einige Zoll Erde den unfruchtbaren Stein bedecken, sieht man Wiesen und Äcker und Gebüsche, alles sorgsam gepflegt und mit lebendigen Hecken umgeben.

Alle biskayschen Dörfer in diesem inneren Teile des Landes sind nur ein paar Häuser um die Kirche herum. Von da aus oft einige Stunden in der Runde liegen einzelne Häuser (caserios), die alten Stammsitze des Landes, die zu diesen Kirchen, zu denen sie oft weit zu gehen haben, eingepfarrt sind. In diesen einzelnen Häusern wohnen die Landleute, die ältesten Bewohner des Landes, die sich für die am meisten adligen halten, sich darum noch jetzt Infanzonen*) im Gegensatz mit den Städtern nennen, die, obgleich abstammend von ihnen, sich in die Täler heruntergezogen haben, eine reichlichere

*) Edelmann.

1801 Lebensart führen, dem Ackerbau weniger obliegen und daher minder geachtet sind. Jedes dieser Berghäuser hat seinen Namen, der fast immer von der Lage des Ortes hergenommen ist; dies heißt der Sonnenplatz, jenes das Haus des Abhangs, ein anderes der Hügel der Steine usw., so daß, wer Baskisch weiß, aus dem bloßen Namen die Lage des Hauses, das er nie gesehen hat, errät, denselben Namen trägt die Familie, die es bewohnt, und das undenkliche Alter von beiden ist ihr Adel. Ihre wahre Ahnenprobe ist also die natürliche: wo ist dein Haus, und trägt es deinen Namen? Auch vergessen die Städter, wenn man von ihrem Heim spricht, nie hinzuzusetzen: ich bin aus dem und dem Caserio. Denn die Städte sind zu neu, um eigentliche Stammsitze zu haben, und der Kern und der Ursprung der Nation sind bloß die im Gebirge zerstreut wohnenden Landleute. Von diesen Häusern sieht man nun um das kleine Dörfchen, von dem ich sprach, eine Menge herumstehen bis oben in die hohen Berge hinauf, alle sind von Bäumen und Äckern umgeben, vor den meisten stehen einige alte Walnuß- oder Kastanienbäume, und viele sind durchaus mit Wein und Efeu überrankt. Aus einem dichten Gebüsch am Fuß des Berges ragt ein alter zerfallener Turm hervor, und diese ehrwürdige Ruine vermehrt das Romantische des Anblicks.

Louis Buonaparte*) sahen wir gestern abend. Wir waren einige Stunden bei ihm, und er sprach erstaunlich viel. Den Abend gingen wir zusammen auf einen Ball. Eine Frau in Vitoria hat zwei Söhne als Zwillinge geboren, und deswegen gab der Mann den Ball. Indes alle tanzten, saß sie auf einem der kleinen Stühle, die Du kennst, und stillte den ältesten. Die ersten zehn Tage hat sie beide gestillt. Sie hatte sechs Kinder, alle selbst gestillt, und war eine hübsche, gutmütige und freundliche Frau. Bokelmann fand aber doch wieder, daß sie zuviel schrie. Etwas lauter wie ich sprach

*) Bruder Napoleons I., später König der in das Königreich Holland verwandelten Batavischen Republik.

sie wirklich, obgleich sie eben aus den Wochen kam. Es ist aber auch 1801
eins von Bokelmanns Diktums, daß man die Damen hier nicht das zarte, sondern das gewaltige Geschlecht nennen muß. Die schwächsten, meinte er, wären noch immer stark genug, einen Ochsen totzuschlagen. Noch heute haben wir wirklich eine Schmiede gesehen, wo zwei Frauen auf dem Amboß hämmerten und die Männer davor Zigarros rauchten. Die französischen Offiziere aber habe ich bewundert, und das hat mich wieder mit vielem versöhnt. Obgleich der Ball höchst unpariserisch war — das Ameublement, wie Du weißt, lauter Talglichte, die Damen, selbst eine hübsche Marquise, entsetzlich in französischen Kleidern angezogen und mit einer Tournure! so haben sich doch die Franzosen nicht nur sehr gut amüsiert, sondern sich auch eben so verständig und höflich betragen als in der ersten Gesellschaft von Paris.

Ewig Dein H.

45. Durango, 13. Mai 1801

Ich habe sehr frohe Tage in Durango verlebt, ach! und wie oft an Dich und die Kleinen auf meinen einsamen Spaziergängen gedacht. Denn ob ich gleich sehr viel gearbeitet habe, habe ich es mir nicht nehmen lassen, täglich ein paar Stunden allein herumzustreifen. Das Land ist göttlich. Du solltest nur die kleinen Eichenwälder, die von Weinreben umrankten Häuser darin, die reizenden, von Bergen umschlossenen Wiesen sehen. Der Pfarrer, der mein Haupt Mann hier war, ist ein sehr guter, lieber Mensch. Gutmütig, aufgeklärt, lustig, ein Freund der Kinder, und dabei gar nicht ohne viel Kenntnisse. Er hat mich auf Händen getragen. Ich habe den ganzen Tag, die paar Stunden, wo ich spazieren ging, ausgenommen, bei ihm zugebracht, und bei ihm versammelten sich dann seine Freunde, freilich keine vornehmen Leute, ehrliche Bürger, der Schreiber, der Apotheker des Orts usw., aber alle gutmütig und

1801 sehr verständig. Alle voll Enthusiasmus für ihr Land und ihre Sprache, und mit viel Sinn, in diese auch wissenschaftlich einzugehn. Sie haben mir alles, was im Lande eigentümlich ist, gezeigt; wir sind in den einzelnen Landhäusern bis auf die Böden herumgekrochen, und nach den ersten zwei Tagen war ich als Don Guillermo so bekannt, daß mich unbekannte Leute so auf der Straße anredeten. Dann gibt es hier auch eine Doña Leona, eine Schönheit in meiner Art, ein Pendant der Doña Raphaela, nicht ganz so hübsch, aber eigentümlicher noch. Sie kleidet sich französisch in einer ganz simplen, weißen Chemise, aber den ersten Tag, als ich sie sah, hatte sie eine Perücke auf, nein, etwas Affröseres ist mir nicht vorgekommen. Die aber hab ich gleich abgeschafft, und seitdem geht sie nach der Landessitte, das bloße Haar auf der Mitte des Kopfes mit einem Band zusammengebunden und dann frei hinten im Nacken herunterhängend. Bokelmann hätte sie gewiß auch zu derb und ungestüm gefunden. Wahr ist's, daß ihre Stimme und ihr Gang in der Stube die Organe ein wenig erschüttert. Aber im freien Felde hatte diese ungestüme Wildheit mit den fliegenden Haaren und einem sehr hübschen Wuchs etwas sehr Reizendes. Du mußt aber nicht denken, daß ich über der Doña Leona meine Zeit verloren habe. Ich habe hier einen göttlichen Fund getan. Mein Pfarrer ist der einzige Mensch, der eigentlich recht Baskisch weiß, er hat stupend und mit viel richtigem Sinn über die Sache gearbeitet. Er hat ein Werk im Manuskript, wozu es ihm an Gelegenheit fehlt, es drucken zu lassen. Daraus habe ich Auszüge gemacht, und noch künftig wird er mir einige Abschriften schicken.

Adieu, meine liebe, teure Li.

46. Bilbao, 16. Mai 1801 1801

Endlich bin ich in Bilbao, liebe Li, an dem Ort, an dem meine Rückreise anfängt. Bokelmann hat mich gestern verlassen und wird nun schon nah an Madrid sein, und mir selbst kommt Paris jetzt nicht mehr fern vor. Ich bin sehr zufrieden mit meiner Reise. Ich reise übermorgen früh hier ab, mache noch einen neuen Weg an der Küste und durch das Land, denke mich aber gewiß so einzurichten, daß ich noch vor dem 15. Junius in Paris bin.

Bilbao ist außerordentlich hübsch. An zierlicher Reinlichkeit kann man nur Cadix damit vergleichen, und von der reizenden Anmut der Gegend ist es nicht möglich, durch bloße Beschreibung einen Begriff zu geben. Es liegt zwischen Bergen in einem engen Tale, das sich nur gegen das Meer hin erweitert, eingedrängt, an einem ziemlich breiten Fluß, von Äckern, Wiesen und Gebüschen aufs lieblichste umgeben. Von dem sehr schönen Spaziergang am Fluß, am Marktplatz, fast von jedem Fleck in der Stadt sieht man auf die schönbekränzten Hügel rund herum.

Gestern besuchte ich eine sogenannte Romeria*) in der Nähe der Stadt. Man gibt nämlich diesen Namen den Festen, womit die Dörfer die Namenstage einiger Heiligen, besonders ihrer Schutzpatrone, begehn. Gestern war der Tag der heiligen Isidora. Die Dörfer sind, wie ich Dir schon neulich schrieb, hier nur zerstreute Häuser in einem Umkreis manchmal von ein paar Stunden, deren Mittelpunkt die Kirche, die immer, wie klein auch die Gemeinde sei, aus Stein und mit Aufwand gebaut ist, abgibt. Daneben haben die meisten Dörfer ein großes, gleichfalls aus Stein gebautes Gemeindehaus. Zwischen diesem und der Kirche war der Tanzplatz, und aus den Fenstern der Kirche hingen Fahnen heraus, die Feierlichkeit zu

*) Pilgerschaft.

1801 verkündigen. In einer Ecke des Tanzplatzes stand ein rotsamtenes Kanapee mit zwei in die Erde gestellten Lampen davor, und auf diesem sitzt der Fiel (dasselbe, was in Städten der Alkalde ist) mit seinem Stab. Er ist bei jedem feierlichen Tanz zugegen, von ihm hängt es ab, wann aufgehört werden soll; er hält Ordnung unter den Tänzern und Zuschauern, und wenn ein Junge sich zu weit vorwagt, so langt er ihn selbst in eigener Person mit seinem Stecken ab.

Der Tanz ist der natürlichste Ausbruch der Lustigkeit, den ich je gesehen habe, er hat nur im Anfang hierin etwas Feierliches. Eine Reihe von Tänzern gehen nach dem Takt angefaßt im Kreise herum, und nur der Vortänzer macht eine Art mit vielen Kapriolen untermischte Pas. Darauf holt er mit gleicher Langsamkeit und Feierlichkeit zwei Mädchen, eine für den ersten, die andre für den letzten Tänzer. Dann geht jeder und holt sich sein Mädchen nach Gefallen (denn nur jene beiden sind Ehrenplätze) und läuft damit in ausgelassener Lustigkeit zur Reihe zurück. Nun geht es geschwinder, die ganze Reihe zerrt und reißt sich herum, und jeder Tänzer und jede Tänzerin geben sich von Zeit zu Zeit Stöße mit dem Hintern. Diese sind so gewaltsam, daß die Tänzerinnen von ihren beiden Nachbarn manchmal so gestoßen werden, daß sie einen Schritt weit aus der Reihe herausfliegen. Darauf löst sich auf einmal die Reihe, und jeder Tänzer tanzt mit seiner Tänzerin einen Fandango, der aber schlechterdings nichts von der andalusischen Üppigkeit hat, eigentlich nur ein lustiges Springen der beiden Tänzer gegeneinander, aber mit allen Possen vermischt, die nur die wildeste Lustigkeit eingeben kann. Die Hauptsache aber sind immer beim ganzen Tanz die Culadas, die Stöße mit dem Hintern. Wenn die Lustigkeit lebhafter wird, so verbreitet sich dieser Geschmack auch unter die Zuschauer, und niemand ist mehr dieser Partie seines Leibes sicher. Mich haben ganz unbekannte Damen im Vorbeigehn mit solchen Stößen beehrt, es ist eine Art allgemeine Begeisterung, und noch den Abend in der

Tertulia*), wo ich war, machten die ausgeteilten Culadas einen Teil 1801
des Gesprächs aus.

Zu zweifeln, daß alle, Tänzer und Zuschauer, Vornehme und Geringe, zwischen denen so hier, zumal bei Tanz und Ballspiel, aller Unterschied wegfällt, von Herzen lustig sind und sich aus Grund der Seele amüsieren, ist unmöglich. Denn wo ich nur hinsehen mochte, unter das Gedränge oder auf den großen mit Bäumen bepflanzten Platz herum, sah ich überall tanzen, springen, lachen, schreien, und vor allen Dingen Culadas austeilen. Diese Lustigkeit ist um so auffallender, als die Geschlechter eigentlich dabei wenig gemischt sind. Man sieht ganze Reihen von Frauen und Mädchen allein gehen, und es ist hier Ton, daß der Mann seine Freunde, die Frau ihre Freundinnen aufsucht. Überhaupt sind die Frauen hier weit ausgelassener lustig als die Männer. Die Männer sind gar nicht galant.

Abends 12 Uhr

Ich bin gestört worden, meine liebe Li, man hat mich zum Spaziergang abgeholt, und nun ist es so spät geworden, daß ich nur noch einige Worte zu diesem Briefe hinzufügen kann. Es ist gerade um diese Stunde ein Jahr, daß Du schon in heftigen Schmerzen mit der kleinen Adelheid warst. Gutes, teures Wesen, wenn ich Dich da verloren hätte, ach! und Du warst doch sehr, sehr krank, wie wäre es dann anjetzt mit mir und den armen Kleinen. Mich schaudert noch, wenn ich nur daran denke. Ich kann es nicht glauben, daß ich Dich je, je verlieren werde. Denn recht ernstlich und ganz ruhig, ja ich möchte sagen, kalt überlegt, ich weiß nicht, was aus mir werden sollte, wie es mir möglich sein würde, nur meines Bewußtseins mächtig zu bleiben. Der Mensch muß etwas Festes haben, woran er sich halten kann, etwas, das ihm ein Maß und ein Ziel ist, sonst hat er für sein eigenes Dasein keinen Begriff, und es hat

*) Gesellschaft.

1801 keine Art des Wertes für ihn. Im ganzen Reich der Gedanken ist nichts, nichts, was das sein kann. Man knüpft eins an das andre und wieder etwas andres an dies, und über der Menge verknüpfter Dinge glaubt man, sie können sich gegenseitig halten und tragen, aber was ist's, die Augenblicke kommen, wo man fühlt, daß die ganze Kette an nichts hängt, daß der erste Grund, der sie trägt, nur aus dem Herzen hervorquillt. Ich empfinde das sehr oft. Wie dem physisch Schwindelnden ist es mir oft moralisch. Nichts hilft mir alsdann, wirklich nichts, liebe Li, als das Gefühl, das mich dann auf einmal wie mit einer fremden tröstenden Kraft ergreift, daß Du mich liebst, daß ich Dich liebe, und daß doch etwas ist, und wäre auch alles andre nichts. Wenn Du nun nicht mehr wärst? wenn mich dann nun auf der weiten Erde niemand mehr lieben wird? und ich von niemandem werde geliebt sein wollen? Erinnere mich hier nicht an die Kinder. Wie das Herz an ihnen hängt, wie sie uns lieben, es ist ein anderes Gefühl und erhöht nur die Wehmut, statt einen Ersatz zu gewähren. Die dunkle Empfindung, daß man nicht gemacht ist, miteinander durchs Leben zu gehn, gibt dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, ohne daß man es immer selbst merkt, eine eigene und wehmütige Stimmung. Solange sie Kinder sind, fühlt sich das nicht. Aber hernach sind es die Abschiedsstunden vor einer weiten Reise. Es ist etwas, das man sich gegenseitig verbergen will; die Wünsche des Herzens und die Bestimmung der Natur sind nicht mehr in Harmonie. Ich fühle wohl, daß man das nicht immer so empfinden kann. Aber es gibt Augenblicke, in denen man ganz Glück und Unglück empfindet, und das Dasein hat nur Wert, solange man ihrer fähig ist. Bei meinem Aufenthalt in Durango, wo ich oft in den Kirchen spazieren ging, ist es mir manchmal aufgeschossen, wenn ich die eifrig Betenden sah, daß es wohl seinen Wert hat, seine Seele an etwas zu hängen, was man nicht verlieren kann. Ich glaube, der Mensch muß und wird dahin kommen. Wenn es ihm geglückt

ist, sein Dasein ganz und einzig in einem andern zu finden, so glaub 1801
ich, wird die Zeit kommen, wo er sieht, daß es für ihn keine wirkliche Trennung gab, ich glaube, daß die Kraft der Liebe sich die Natur unterwerfen kann und das, was in sich Eins ist, auch ewig ungetrennt bleibt. Aber die Kraft des Glaubens schwindet vielleicht hin, wenn man seiner am meisten bedürfte, und dann bleibt nichts, nichts als eine schreckliche Öde und die Wehmut der Erinnerung im Andenken an die Vergangenheit. Ich sprach einmal unterwegs mit Bokelmann davon. Er konnte nicht begreifen, wie man je fürchten könnte, nicht mehr geliebt zu sein. Es machte mir einen sonderbaren Eindruck, eine solche Jugend und Unbefangenheit zu sehen, in der man noch nicht einmal fassen kann, wie man durch Eine Liebe auf einmal alle und unwiederbringlich aufgibt.

Sei Du recht heiter und froh, mein liebes, liebes Kind, und küsse die liebe Adelheid zu ihrem Geburtstag. Lebe innigst wohl.

47. Bayonne, 24. Mai 1801

Ich bin seit heute früh wieder hier, meine gute, liebe Li, und auf einmal sehr reich. Denn ich habe drei Briefe von Dir hier gefunden, vom 2., 7. und 16. Mai, und habe also so frische Nachrichten, als es in dieser Entfernung möglich ist. Ich sehnte mich unglaublich nach Briefen von Dir und den Kindern, und Bayonne war mir wirklich ein Ort der Erwartung in diesen letzten Tagen. Auch die Briefe der Kinder haben mir viel Vergnügen gemacht. Besonders hat der Bruder*) einen geschrieben, der wirklich sehr hübsch ist. Ich weiß nicht, ob Du ihn gelesen hast. Er schließt so: „Mit wem sollen wir die Reisebeschreibung machen? hat Theodor gesagt. Und an Deinem Bett

*) Der älteste Sohn Wilhelm.

1801 hat er ‚lieber Vater' gesagt, aber Du warst nicht darinnen." Ich sehne mich sehr nach Euch zurück, meine Lieben, und komme auch gewiß zur versprochenen Zeit. Den Umweg durch die Provence will ich nicht machen, mein gutes Kind. Ich habe kein besonderes Interesse für diese Gegend, und bloß auch das gesehen zu haben, möchte ich nicht länger von Euch wegbleiben. Aber diese Reise werde ich recht ordentlich vollenden und nichts aus Eile zu sehr abkürzen. In Spanien war ich wirklich, wenn ich einmal nicht Monate bleiben wollte, lang genug. Nun werde ich übermorgen wieder von hier fortgehn und noch eine Woche im französischen Baskenlande zubringen, um wenigstens einige Vergleichung anstellen zu können. Auch gibt es vier Meilen von hier wieder einen alten Pfarrer, der als einer der Weisen des Landes gerühmt wird, und bei dem ich wahrscheinlich ein paar Tage bleibe. Den 31. oder 1. Juni komme ich hierher zurück, und dann setze ich mich gleich in die Diligence und halte mich bis Paris gar nicht auf. Also zwischen dem 12. und 15. komme ich gewiß an. Ich schreibe Dir aber noch öfter bis dahin. Es hat mir sehr leid getan, Dir zwischen Bilbao und hier in sieben Tagen nicht schreiben zu können, aber es ging mir so fatal, daß immer, wenn ich an einen Ort kam, die Post eben abgegangen war und nur erst in einigen Tagen wieder ging. Meine Rückreise war nicht gleich glücklich als meine Reise bis Bilbao. Schon als ich Bilbao verließ, war es ein regnichter Tag. Ich ging doch an der Küste über die Eisenbergwerke bei Somorrostro und Portugalete nach Plencia. Von da ging ich den anderen Tag nach Guernica. Das Wetter war noch schlimmer, und der Weg geht über hohe Gebirge am Meer in ganz schmalen Fußsteigen. Ich hatte zum Glück ein sehr gutes Maultier. Es waren zwischen den Regenschauern immer Sonnenblicke, und ich verlor nichts von der Gegend. Weit mehr gewann ich durch das wunderbare Wolkenspiel und die ewig wechselnde Beleuchtung. Bald war ich in Wolken

eingehüllt und das Meer und die Tiefe so hell, daß man alle Vor- 1801
gebirge unterschied. Bald war es heiter oben, und die Wolken hingen auf das Meer herab. Dann wurde es stiller, und ein prächtiger Regenbogen mit den glänzendsten Farben stützte sich auf der einen Seite auf die Flut, auf der andern auf das Gebirge. Gegen Abend verließ ich die Küste und kam in Guernica an, das einige Stunden davon entfernt liegt. Ich wollte den andern Morgen fort, aber die Nacht war fürchterlich, ein Sturm und ein Regen, wie ich kaum je erlebt hatte. Am andern Morgen war die ganze Ebene von Guernica unter Wasser, auf der Chaussee, über die ich mußte, stand es mehr als mannshoch, alle Kommunikation war abgeschnitten, und ich mußte mich entschließen zu bleiben. So blieb ich den ganzen folgenden Tag und den überfolgenden Vormittag. Ich hatte keinen Menschen im Ort, der interessant gewesen wäre, ein Wirtshaus, in dem ich nur ein Loch zum Schlafen hatte und keine Zeile schreiben konnte. In dieser höchsten Not fand ich einen Don Quixote. Mit dem setzte ich mich in der Küche ans Feuer, und da habe ich die Kraft des Komischen wirklich erkannt. Denn ich versichere Dir, daß ich mein ganzes Unglück stundenlang vergessen und von Herzen gelacht habe. Als ich endlich weg konnte, stand zwar auf der Chaussee das Wasser noch so, daß es einem Mann bis an die Brust ging. Ich nahm aber einen Umweg und kam ohne alle Gefahr mit nicht einmal viel Mühe wieder fort und von neuem an die Küste. Der folgende Tag war schön, dann wieder entsetzlicher Regen, und so abwechselnd bis hierher. Die Überschwemmung hat großen Schaden angerichtet, Häuser und Brücken weggerissen, die Wege verschüttet usw. Auf der großen Straße von Madrid hat das Wasser zwei bis drei Fuß gestanden. Auch Menschen sind umgekommen. Auf dem Wege, den ich ritt, war noch den Tag zuvor ein Maultierführer mit vier Maultieren ertrunken. Seit 30 Jahren weiß niemand von gleich hohem Wasser hier. Der

1801 Wirt in Guernica war ein Franzoſe. Aber wie Franzoſe! Stell Dir nur vor, er hatte meine Überziehhoſen geſehen und konnte nicht aus ſeiner Bewunderung herauskommen. Er drehte ſie hin und her und ſagte endlich, es ſei doch erſtaunlich, was ſeine Landsleute alles ſeit ſeinem Aufenthalt in Spanien gemacht hätten, erſt die Revolution und dann die Erfindung der Überziehhoſen. Er wandte 100 Fr. jährlich dran, die Gazette de France zu halten, und ich ſah ſeit S. Sebaſtian zum erſtenmal eine Zeitung.

Lebe innigſt wohl! H.

48. Ihaßu b. Bayonne, 27. Mai 1801

Ich bin bei dem Pfarrer, von dem ich Dir ſchrieb, liebe Li, und fühle ſehr angenehm den Unterſchied zwiſchen Frankreich und Spanien. Ich brachte in der vorigen Woche eine Nacht in Azpeitia in einer reichen und vornehmen Familie zu und hatte freilich ein großes, ſeidenes Bett, aber eine dunkle Kammer, keinen Spiegel und keine Art der Bequemlichkeit. Hier habe ich zwei freundliche, kleine Stuben und alles, was man zum bequemen und angenehmen Landleben bedarf. Dort mußte ich Öl eſſen, ich mochte wollen oder nicht. Hier ißt man mäßig und häuslich, aber ſehr gut. Der gute, alte Prediger iſt 78 Jahr alt und ſo liebenswürdig, als man es nur äußerſt ſelten findet. Ein glückliches Gemiſch eines Franzoſen und eines Basken. Er iſt nie weiter als Bayonne und Pau gekommen, hat nie eine andre Welt als die ſeines Dorfes und jener Städte geſehen, und das Haus des ehemaligen Biſchofs von Bayonne, wo er als junger Prieſter einige Jahre zugebracht hat, iſt das non plus ultra ſeiner großen Welt. Er iſt, wie es ſcheint, ſehr religiös, aber ohne alle Affektation und Unduldſamkeit, er läßt oft ein hübſches biskaiſches Mädchen zu ſich kommen und ſingt baskiſche Lieder mit ihm, und geſtern abend in ſeinem Lehnſtuhl am Kamin-

feuer ſang er mir Trinklieder und war in ſeiner Seele vergnügt, 1801
ſich ſo in ſeine Jugendzeit zu verſetzen. Er hat ſehr nach Dir und allen Kindern gefragt, ſich die Namen und das Alter von allen erzählen laſſen und bedauert immer, daß ihr nicht alle hier ſeid. Er zeigte mir, wie für alle im Hauſe Platz ſei und wie ſich die Kinder im Garten und mit den Kirſchen amüſieren würden. Sein Haus liegt wie alle der baskiſchen Dörfer ganz einſam und abgeſondert. Zu lernen iſt nicht gerade viel von ihm, vorzüglich weil er ſchon ſo ſchwachen Gedächtniſſes iſt, daß er immer von einer Sache in die andre kommt, und dann auch, weil er die wunderbarſten etymologiſchen Grillen hat. Ich bleibe indes doch zwei Tage bei ihm, weil er und die Gegend mir gefallen und man Zeit braucht, um auch nur einiges von ihm zu erfahren.

Mit meiner Reiſe iſt es ſoſo gegangen. So wohlfeil als ich dachte iſt ſie nicht geweſen. Ich habe meiſtenteils ein Pferd nie [wie?] ein Maultier haben müſſen — und das iſt hier teuer. Indes wird es auch nicht viel darüber kommen, vermutlich zwiſchen 40 und 50 Louisdor. Die Rückreiſe von Bayonne aus iſt wohlfeil, das bringt wieder vieles ein.

Ich wollte noch viel ſchreiben, meine Liebe, aber mein alter Pfarrer hat mich nicht verlaſſen, und jetzt muß ich ſchließen. Ich komme eben wieder von einer Singübung, die der Alte mit dem Mädchen gehalten hat. Lauter alte Weiſen, einige ſehr hübſche, nur daß das alles in die Winde verhallt, weil niemand es aufſchreiben kann. Worte weiß der Alte nur zu wenigen, immer nur ein oder den andern Vers. Mit einem will ich den Brief ſchließen. Es iſt die Klage einer Geliebten:

„Immer morgen, immer morgen,
Willſt Du nimmer die Geliebte ſehen?
Ihre Sehnen ach! verdorren
Wie das Gras der taubedürft'gen Flur."

Umarme die Kinder. Lebe tauſendmal wohl.

1801 49. Bayonne, 1. Junius 1801

Ich bin wieder hier, meine liebe Li, und freue mich herzlich, meine Reise, soviel Freude sie mir auch gemacht hat, vollendet zu haben. . . . Ich denke übermorgen, den 3. Junius, von hier abzugehn. Gewiß weiß ich's noch nicht, weil ich noch nicht weiß, ob nicht die vier Plätze, welche die hiesige Diligence nur hat, nicht schon genommen sind. Reise ich wirklich am 3. ab, so bin ich zwischen dem 13. und 15. Junius bei Dir. Gewisses läßt sich darüber nicht sagen. Die Diligence verspricht zwar immer die Reise in zehn Tagen zu machen, es gehn aber auch manchmal elf oder zwölf darauf. Es wird eine langweilige Sache sein, allein Extrapost ist gar zu teuer, und ich hätte wohl den courrier de diligence vorgezogen. Aber da er Tag und Nacht geht und der Wagen unbequem ist, so fürchtete ich zu erhitzt anzukommen, und ich möchte gern, daß Du mich recht wohl und heiter wiedersähest. Also will ich Geduld haben und die zehn Schöpfungstage aushalten.

Meinen Brief von Itzatzu wirst Du bekommen haben. Seitdem bin ich wieder in Spanien gewesen, doch nur auf eine Nacht. Ich war in Baignoy, nur einige Meilen von Ronceval entfernt, wo die Schlacht vorgefallen sein soll, in der Roland blieb, und konnte der Versuchung nicht widerstehen, doch diesen Ort zu sehen. Ich ging also noch einmal über die Pyrenäen, die hier nicht außerordentlich hoch sind. Dieser Übergang war aber auch das Beste an der ganzen Partie. Es war zwar ein trüber Tag. Aber die untergehende Sonne machte mit dem Nebel, der auf den nächsten Höhen umherlag, einen schönen Wechsel der Beleuchtung, und diese und die tiefe Stille, die auf diesen hohen Gipfeln herrscht, ließ mich einen schönen Abend zubringen, bis der Nebel tiefer herabstieg und mich endlich ganz einhüllte. So ritt ich noch eine Stunde fort, bis ich ans Wirtshaus kam, wo ich nach der gewöhnlichen Sitte eine Menge von Maultiertreibern um das Feuer versammelt fand. Oben

ist eine Abtei, es ist aber außer dem Schlachtfelde nichts Interessantes 1801
zu sehen. Ich ritt also am andern Morgen wieder herunter. In Mauléon bin ich wieder mit baskischer Musik umgeben gewesen. Dort ist es Sitte, daß die jungen Leute und Mädchen in der Stadt und in den Dörfern eine Art Komödie aufführen, die sie Pastorale nennen, die aber, wie die altspanischen, Tragödien und Komödien zugleich sind. Es gibt eigene Pastores, gemeine Bauern, die diese Pastoralen machen und wie die alten griechischen Dichter dann auch die jungen Leute in der Deklamation unterrichten. Die Aussprache des Baskischen ist hier süßer und hat etwas Flötendes, das besonders im Gesang hübsch klingt. In Mauléon war ein Receveur des [?], der mich sehr en affection nahm. Dessen Frau, die schon gut 50 Jahr alt war, hatte in ihrer Jugend von einem Deutschen ein deutsches Lied gelernt, und sie quälte mich entsetzlich, ihr dies Lied zu erklären. Die Töne hatten sich aber in dem Gedächtnis dieser alten Baskin so verändert, daß ich Dir schwöre, daß ich nichts als „kommst du" und ein andresmal „weiße Brust" habe unterscheiden können. Es war ordentlich merkwürdig zu hören. Alles übrige sah auch schlechterdings gar keiner Sprache mehr ähnlich.

Lebe wohl, meine gute, teure Li. Ich freue mich unendlich, Dich nun wenigstens in zwölf bis vierzehn Tagen gewiß zu umarmen. Grüße Schlabrendorff herzlich. Es freut mich, daß er so oft zu Dir kommt. Überhaupt wirst Du doch durch diese Abwesenheit gesehen haben, daß die Menschen gern Dich besuchen. Leid tut es mir, daß Schlabrendorff nicht recht gestimmt scheint. Es ist ein eigenes Schicksal, daß das Glück so selten ist. Ich freue mich immer doppelt, so oft ich das bedenke, über mein Geschick, Dich gefunden zu haben. Ich hätte gewiß auch ohne Dich zu den Menschen gehört, die in der günstigsten äußeren Lage die innere Zufriedenheit und Fülle entbehren. Es gibt doch nichts anderes, nichts Genügendes in der Welt, als mit einem Wesen, mit dem man sich innig versteht, mit Kindern, in

1801 denen man sich gegenseitig wiederfindet, eins auszumachen und daran alle seine Wünsche, alle seine Genüsse und alle seine Tätigkeit anzuknüpfen.

Adieu, mein Innigliebes! Dein H.

50. Bordeaux, 6. Junius (16 Prair.) 1801

Ich bin zwar glücklich in Bordeaux, meine liebe Li, aber ich werde von neuem zwei Tage aufgehalten, ehe ich zu Dir kommen kann. Ich hatte mir die Diligence hier einen Posttag vorausbestellt. Unglücklicherweise hat aber eine ganze Familie die Diligence für sich allein genommen, und so muß ich bis zum nächsten Abgang warten. Bis hierher bin ich mit vier Seeoffizieren (diese Diligence hat nur fünf Plätze) gekommen, und um uns herum gingen und ritten noch sechs andere. Sie waren sämtlich von einem Kaper, der eine beträchtliche Beute gemacht hatte, und ich habe wenigstens Gelegenheit gehabt, alle möglichen Seeausdrücke zu lernen. Denn sie sprachen von der Diligence gar nicht anders als von ihrem Schiff, die Pferde waren die Segel, und in der ersten Stunde, ehe ich mich an die Ausdrücke gewöhnte, verstand ich kein Wort. Nebenher erfuhr ich zugleich ihre ganzen Lebens- und vorzüglich all ihre Ehestands- und Liebesgeschichten, eine immer skandalöser als die andre. Das einzig Merkwürdige dabei war, daß sie alle, ein Gascon ausgenommen, der den Bouffon spielte, Bretons waren, und daß man den Unterschied dieser nördlichen Franzosen, die wirklich mir in Frankreich das scheinen, was bei uns die Pommern sind, mit den südlichen nie schreiender bemerken konnte. Einmal fingen sie wirklich an Händel zu bekommen. Ich habe mich indes mit allen gut vertragen, soviel ich konnte mein Schicksal erleichtert und bin hier mit ihnen sehr gut auseinander geschieden. Diese Diligence war vorzüglich durch das entsetzlich lang-

ſame Fahren unbequem. Wir haben die beiden erſten Tage, die 1801
Eſſenszeit mitgerechnet, jeden Tag 19 Stunden im Wagen geſeſſen.

Ich ſehe mit innigem Verlangen Sonntag morgen entgegen. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ich mich auf das Zurückkommen freue. Die ganze Reiſe ſcheint mir durch den Tag allein belohnt. Es iſt nichts ſo hübſch auf der Welt als das Wiederſehen, wenn man es nur ohne Trennung haben könnte.

Umarme die Kinder und lebe herzlich wohl.

Am 14. Juni trifft Humboldt wieder bei den Seinen in Paris ein. Ende des Sommers iſt die ganze Familie auf der Heimreiſe nach Deutſchland. Das nächſte Ziel iſt Weimar, wo ſie das Wiederſehen mit Schiller einige Tage feſſelt. Goethe war verreiſt. Dann geht es weiter nach Burgörner zum Vater Dacheröden, ſpäter nach Tegel, und zum Winter laſſen ſich Humboldts in Berlin nieder.

Berlin aber in ſeiner damaligen politiſchen Dürftigkeit und geſellſchaftlichen Frivolität konnte Humboldt nicht viel bieten. Er zog ſich ganz auf ſeine linguiſtiſchen Studien zurück und ſehnte ſich fort. Zehn Jahre hatte er einzig ſeiner Selbſtbildung gelebt. Nun, wo auch die Vergrößerung der Familie eine Verbeſſerung ſeiner Finanzen wünſchenswert machte, wollte er gern in einer feſten Berufstätigkeit dem Staat dienen. Sein Wunſch fand bald die vollkommenſte Erfüllung. Es ward ihm eine Stelle angeboten, die wie keine zweite in der Welt ſeinen Talenten und Neigungen entſprach, die er auf das beſte auszufüllen vermochte, die ihm nicht allein Muße zur Fortſetzung ſeiner Selbſtbildung gab, ſondern noch ein Mittel zur Vollendung ſeines Weſens werden mußte.

Er wurde preußiſcher Geſandter am päpſtlichen Stuhl und machte ſich 1802
im Herbſt 1802 mit ſeiner Frau und fünf Kindern — die jüngſte Tochter, Gabriele, war im Mai geboren — auf den Weg nach Rom. Die teuren Freunde, die er in der Heimat zurückließ, hatte er zuvor noch aufgeſucht. In Halle Wolf, in Weimar Goethe und Schiller, den er hier zum letztenmal ſehen ſollte. Dann ging es dem Ziel ſeiner langgehegten Sehnſucht entgegen. Am Abend des 25. November fuhr er mit den Seinen in Rom ein.

Die Ankunft in der Villa di Malta, wo Humboldts zunächſt Wohnung nahmen, bis ſie die ihres Vorgängers Uhden im Palazzo Tomati, Via Gregoriana, beziehen konnten, beſchreibt uns die däniſche Schriftſtellerin Friederike

1802 Brun*), mit der Frau v. Humboldt von jenem Tag an eine herzliche Freundschaft verband.

Humboldt fiel es nicht schwer, sich in Rom eine ganz einzigartige Stellung zu machen. Bei der Duldsamkeit seiner Gesinnung und der feinen Klugheit seines Wesens boten sich ihm auch politisch nicht allzugroße Schwierigkeiten. Der Kirchenstaat hatte unter den Feindseligkeiten Frankreichs schwer gelitten und empfand das augenblickliche Nachlassen derselben nur als einen Waffenstillstand. Dagegen erschien Preußen, wenn auch protestantisch, als die friedliebende Macht, zu schwach, um zu schaden und bedroht von dem gleichen Feinde, deshalb schon fast befreundet.

„Tausend Mangelhaftigkeiten als Leben des Tages" bot damals Rom. Ungeheure Abgaben drückten das Volk, zahlte doch Pius VII., der zwar für sich und seinen Hof keinen Aufwand trieb, monatlich etwa 90000 Taler an Frankreich. Bei der entsetzlichen Teuerung, ja geradezu Hungersnot im Kirchenstaat war das Wirtschaften und Haushalten nicht leicht, aber Caroline verstand auch hier wieder wie in Paris ihr Haus zum gesellschaftlichen Mittelpunkt zu machen. Den Künstlern vor allen wandte sie das feinste Verständnis zu, ging auf künstlerische Ideen nicht minder als auf die kleinen Nöte des täglichen Lebens ein. Und wie sie hier wie dort fördernd und helfend eingriff, entfaltete sich dabei ihr eigenes Wesen immer reicher und freier.

Was Humboldt Rom dankte, sagt er uns wieder und wieder in seinen Briefen, bestätigt sein späteres Leben. Rom vollendete seine Bildung, es hob die innere Entwickelung Carolines auf eine neue Stufe. Es gab beiden unendlich viel, aber es nahm ihnen das Teuerste: den ältesten, schönsten, geliebtesten Sohn. Und mit dieser nie vernarbenden Wunde empfingen sie die Weihe des Schmerzes, des „Einheimischseins in zwei Welten".

Einige Zeilen aus L'Ariccia, wohin sich Caroline mit den Kindern begeben hatte, um der Sommerhitze zu entgehn, sind die einleitenden Akkorde einer großen Sinfonie des Schmerzes, die für das Elternpaar anhebt und von nun an alle Briefe durchklingt.

1803 ## 51. Caroline an Humboldt

[L'Ariccia], 14. August 1803

Wir haben Wilhelm kränker gefunden, als wir es erwarten konnten, und es wäre unmöglich, ihn heut oder morgen zu transportieren, lieber Humboldt. Also bleiben wir, und Kohlrausch wird mich nicht verlassen, bis er außer Gefahr ist. Auch Theodor haben wir krank gefunden, doch läßt sich bis jetzt nicht

*) Siehe „Römisches Leben", von Fr. Brun und „Gabriele v. Bülow".

urteilen, ob sein Fieber einen andern Charakter nehmen wird, da er 1803
mehr wie Wilhelm zu schwitzen scheint, so meint es Kohlrausch. Wilhelm hat ein sehr heftiges Fieber mit einem starken Nasenbluten begleitet, und er ist nicht vollkommen bei sich. Er trägt ein großes Verlangen nach Dir und spricht in einem fort mit Dir. Ich glaube, er würde eine große Freude haben Dich zu sehen, und in einzelnen Momenten würde er Dich doch kennen.

Adelheid und Caroline, der Himmel stehe ihnen bei! Aber ich kann jetzt nicht kommen. Laß doch lieber die Wartfrau, die Carolinen in den Masern gewartet hat, kommen und bei den Mädchen bleiben.

Gabriele ist in ein Zimmer in L'Ariccia gezogen, denn Kohlrausch meinte, beides sei gefährlich, sie heim zu schicken und im Hause zu behalten.

Schicke durch einen Expressen morgen früh, falls Du nicht selber kommst, zwei Dutzend Zitronen, etwas Florentiner Wein, und wenn Dir selbst etwas zum Lebensunterhalt einfiele.

Schicke mir alle Überzüge, die Du oder Mariuccia im großen Schrank finden kannst, und auch sechs Hemden von Wilhelm. Du findest sie in einem der oberen Fächer.

Adieu. Ich sage Dir weiter nichts, denn daß ich alles tue, weißt Du.

Zwei Briefe Frau v. Humboldts an ihren Vater versetzen uns in die Schmerzenszeit, die für die bisher so glückliche Familie angebrochen ist.

52. Rom, 2. September 1803

Teuerster und innigst geliebtester Vater! Nie ist mir ein Brief schwerer geworden als dieser. Meine Hand zittert, indem ich die Feder nehme und den ewigen Schmerz, den ich mit mir herumtrage, auch in Ihre Seele legen muß. Am 15. August 1¾ Uhr nachts entriß mir der Tod meinen geliebten ältesten Sohn Wilhelm,

1803 und seitdem ist mein Leben ein Gewebe voller Leiden, denn tags vorher, den 14., legte sich mein zweiter Sohn Theodor, und erst seit vorgestern schöpfen wir Hoffnung zu seiner Genesung. Ich bin Ihnen, geliebtester Vater, eine umständliche Erzählung des unerwarteten Todesfalls schuldig, und ich will suchen, ob ich die Kräfte habe, sie Ihnen zu machen.

Wir leben seit dem Juli auf dem Lande in L'Ariccia, drei Stunden von Rom in einer himmlischen Gegend, und in dem Ort, der vor allen, die man zum Sommeraufenthalt wählt, für den gesundesten gehalten wird. Wilhelm hatte einen Anfall von schlimmem Hals mit einem kleinen Fieber zwei Tage lang gehabt, deshalb ich ihn größerer Aufsicht wegen nebst Adel mit mir nach Rom nahm, wohin ich den 5. August ging, um den Kasten auszupacken, den wir vor einem Jahr mit Wäsche und Büchern von Tegel absendeten und dessen Sie sich vielleicht noch erinnern. Dieser Kasten kam eben erst an. Der Prinz von Mecklenburg,*) der eine halbe Stunde von L'Ariccia in Albano wohnt, kam den 7. August zu Mittag in die Stadt, bei mir zu essen, und brachte mir Caroline und Theodor mit. Er unterrichtete uns von einem sehr sonderbaren Evenement, was sich in unserem Hause begeben hatte. Der deutsche Bediente, den wir mit aus Berlin genommen hatten, hatte Freitags nach unserer Abreise einen Spazierritt gemacht und war mittags in der brennendsten Hitze nach Haus gekommen, hatte über Kopfweh geklagt und den Kindern und dem Hofmeister nicht bei Tisch aufgewartet.

(Folgt die Erzählung der Erkrankung des Dieners, der seinen Kopfschmerz durch große Dosen Opium zu betäuben gesucht hatte und trotz ärztlicher Hilfe nach achtstündigen fürchterlichen inneren Krämpfen am 7. August früh verstarb.)

Wir ließen, nachdem wir dieses Evenement erfahren, noch selbigen Tags die kleine Gabriele mit ihrer Wärterin kommen, weil das Haus klein war und wir sie in der großen Hitze nicht der Gefahr aussetzen

*) Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, geb. 1779, Bruder der Königin Luise.

wollten, in der Nähe eines toten Körpers zu sein. Emilie und den 1803
Hofmeister ließen wir draußen. Da ich indessen nicht vollkommen wohl war, es hier in Rom sehr konfus zuging, da ich alle Kinder und nur einen Teil unserer Mobilien hier hatte, wie Betten, Küchengerät usw., so entschlossen wir uns, die Kinder den 10. abends mit einem unsrer treuesten und ergebensten Bekannten, einem Schweizer namens Keller, wieder nach L'Ariccia zu schicken.

Der Bediente war in der Nacht vom 8. auf den 9. hierher auf den Kirchhof der Protestanten gefahren und beerdigt worden, und durch die Umstände seines Todes konnte man wohl nicht an die Möglichkeit einer bösartig vorwaltenden Krankheit in ihm glauben. Die beiden Knaben mit dem eben erwähnten Herrn Keller und Gabriele gingen also Mittwoch abends zurück und sprachen im Durchfahren bei dem Prinzen in Albano vor, der mir tags darauf schrieb, er habe die Kinder nie so schön und blühend gesehen, doch habe Wilhelm über Kopfweh geklagt. Donnerstag, den 11., hatte er sich nach der Aussage aller Menschen ganz wohl gefühlt, und abends in der Kühle war er mit seinem Bruder Theodor, dem Hofmeister und Herrn Keller nach dem See von Nemi geritten. Dieser Spazierritt hatte etwa $2^1/_2$ Stunden gedauert, und die Knaben waren froh und gesund zu Bett gegangen. Freitag, den 12., hatte Wilhelm über Kopfweh geklagt, nicht frühstücken wollen und sich auf Emiliens Bitten in sein Bett gelegt. Der Hofmeister hatte den Arzt aus Albano rufen lassen; dieser war der Meinung gewesen, es sei ein kaltes Fieber, und hatte ihm sogleich ein Dekokt von China gegeben. Mittags Sonnabend bekam ich durch einen sich hier aufhaltenden Fremden von unsrer Bekanntschaft einen Brief vom Hofmeister und von Keller mit der Erzählung der Unpäßlichkeit Wilhelms und den wiederholtesten Versicherungen, daß das Fieber ganz unbedeutend sei. Ich bat einen jungen, außerordentlich geschickten deutschen Arzt, der sich hier als Reisender aufhält, mich Sonntag mit dem frühsten

1803 nach L'Ariccia zu begleiten, und meine Meinung war, Wilhelm und vielleicht auch Theodor mit mir wieder hereinzunehmen, damit er die Pflege des Arztes haben könne. Humboldt, der acht Tage lang einen sehr entzündeten Hals und Fieber gehabt hatte, blieb in Rom. In Albano stieg ich einen Augenblick beim Prinzen ab und hörte, Wilhelm habe den Sonnabend wieder einen Fieberanfall gehabt, sei aber abends munter gewesen.*) So kam ich in L'Ariccia an, in das Zimmer meines Wilhelm, der, als er den Wagen gehört und Emilie ihm gesagt hatte, die Mutter kommt, vor Freuden aus dem Bett gesprungen war. Er war in einer sonderbar heftigen Wallung, die wir in den ersten Momenten für Wirkung der Freude hielten, allein nach einer Viertelstunde deklarierte mir der Arzt, daß sein Fieber so heftig sei, daß er zweifle, daß er zu transportieren sei. Wir bemerkten, daß er delirierte, doch hatte er sehr helle Augenblicke; mich und den Arzt kannte er immer, und alle seine Phantasien waren kindlich und heiter. Er fing an, aus der Nase zu bluten, und Emilie, die nebst Keller des Nachts bei ihm gewacht hatte, sagte mir, daß er schon des Nachts einigemal geblutet habe.

Ableitende Bäder (nach wenigen Minuten war das Wasser, in dem er badete, rot von seinem Blut), kühlende Medizin, alles wurde angewandt, das Bluten nahm zu, der Puls wurde immer schneller und kleiner, das Herzklopfen war ängstlich. Er verlangte unaufhörlich nach dem Vater. Ich schickte meinen Wagen zurück und bat Humboldt, mit dem frühsten zu kommen. Der Arzt hielt ihn für gefährlich, gab ihn aber noch nicht auf. Seit drei Uhr nachmittags war es uns geglückt, das Blut zu stillen, es schien, als wenn die

*) a. a. O. „Der Kammerherr erzählte ihnen, daß beide Knaben mit Keller den Tag vorher beim Prinzen gewesen, und ihm wäre es vorgekommen, als hätte er Wilhelm nie so schön gesehen; sein lockiges Haupt sei wie von einer Glorie des Lichts umflossen gewesen. Auch der Prinz wäre ganz davon ergriffen worden. Am Nachmittag hätten sie gehört, daß er krank geworden, aber nicht bedeutend."

Natur ihm Schweiß und Schlaf ſchenkte, er wurde ruhiger und hatte 1803
nur einzelne Nervenbewegungen, die ſehr ängſtlich anzuſehen waren. Er war blaß, aber ſeine Augen glühten vom ſchönſten Feuer, ſeine Stimme war rein und ſtark wie in den Tagen ſeiner Geſundheit. In dieſem Zuſtand kam abends 7 Uhr heran. Da verlor er wieder eine große Menge Blut. Er lehnte ſeinen Kopf an meinen, und die Kälte des Todes breitete ſich über ihn aus. Wir trugen ihn auf ein Bett ins Nebenzimmer, die belebendſten Mittel, mit denen er gerieben, gewaſchen wurde, das Reiben und Bürſten über den ganzen Leib brachten ihn nicht allein wieder zu ſich, ſondern es fand ſich nach und nach eine durchaus egale Wärme wieder ein. Er öffnete die Augen, er ſprach mit uns, er verlangte nach ſeinem Vater und mir. Obgleich ſehr blaß und blutlos, war er nie ſo entzückend ſchön geweſen. Sein Geſicht leuchtete wie von einem himmliſchen Glanz belebt. Mit einem Wort, wir fingen an wieder Mut zu ſchöpfen. Der Arzt verſicherte mir ſein Leben, wenn er fünf Uhr morgens erlebte. Der Prinz, der dageweſen, hatte Humboldt auf meine Bitte einen reitenden Boten geſchickt. So ſaßen wir um ſein Bett, horchend auf jeden Atemzug, der Arzt, Keller und ich. Um ein Uhr verwandelte ſich ſein Puls und wurde kleiner, die Wärme ſeines Körpers ſchwand mehr und mehr von Sekunde zu Sekunde, er lag in einem tiefen Schlummer, aus dem er mit einigen Nervenzuckungen erwachte. Er phantaſierte, ſprach von dem Bedienten, der ſich vergiftet habe, rief ſeinen Bruder: „Theodor, komm, wir wollen uns vor Friedrich retten“, und ein andermal: „Komm mit mir, Theodor, komm zur Pyramide“ (die Pyramide des Cajus Ceſtius, um welche herum die Proteſtanten begraben werden).

Dann wurde er wieder ruhig, und wie er wieder die Augen öffnete, ſah er mich mit unbeſchreiblich heiteren Blicken an. Den Arzt faßte er ans Kinn und zog ihn zu ſich, küßte ihn und flüſterte: „Kohlri, Kohlri, hilf mir doch! Liebe Mutter, Vater, Vater, Vater“,

1803 rief er aus und bekam einige Zuckungen in den Armen und Beinen, er fing an zu röcheln, sein Kopf sank tiefer an meine Brust, und nach drei oder vier Sekunden war er tot. —

Wenige Minuten darauf kam Humboldt an. . . .

Ich sage nichts von unserm Zustand, unserm Schmerz, Sie sind ja Vater und haben auch einen hoffnungsvollen Sohn verloren. Aber die Schmerzen der mütterlichen Brust sind die tiefsten des menschlichen Lebens, und Sie wissen, ob ich für etwas anderes als für meine Kinder gelebt habe. Nun ist mir der schönste, der zärtlichste, der stärkste und blühendste entrissen. Sein Körper war die Bewunderung aller, die ihn sahen, seit einem Jahr war er so gewachsen, daß er nur noch ein wenig kleiner war als ich, und in demselben Verhältnis war er stark. Nun führt man dies außerordentlich schnelle Wachsen als einen mitwirkenden Grund seines schnellen Todes an. Mein armer lieber Humboldt fand ihn nicht, und auch daß der Knabe nicht mehr die Freude gehabt hat, seinen Vater zu sehen, und der Vater sein Kind, ist vermehrte Bitterkeit in dem Kelch dieser Leiden. Wilhelm war sein liebstes Kind; seitdem wir hier sind, war er der einzige, der ausnehmend um ihn war, und besonders seit Riemer*) uns verlassen hat, gab Humboldt trotz seiner vielfachen Geschäfte dem Kleinen noch den Unterricht, den sein Hofmeister, welchen wir nur ad interim genommen hatten, ihm nicht geben konnte. Humboldts Schmerz ist der Schmerz eines Mannes, der sein Schicksal trägt, aber der seinige und der meine sind fürs Leben. In der Nacht vom 17. zum 18. ist er bei der Pyramide an einer einsamen Stelle unter Bäumen begraben worden. Die beiden Herren, die den Prinzen begleiteten, haben ihn hingebracht, und Keller arbeitet nun an einem kleinen Denkmal, das ihm Humboldt setzen läßt.

*) Riemer, Philologe, Schüler Wolfs in Halle, war als Hauslehrer mit Humboldts nach Rom gegangen, blieb aber dort nur kurze Zeit, wurde später Bibliothekar in Weimar.

Die Geſchichte unſrer Leiden iſt noch nicht aus. Am Tage, wo 1803
ich mit dem Arzt nach L'Ariccia kam, hatte ſich Theodor eine Stunde vor meiner Ankunft gelegt, und er brachte den 14. Auguſt in einem totenähnlichen Sopor und heftigem Fieber zu. Den 15. Auguſt, an Wilhelms Todestag, war er leidlicher, und wir entſchloſſen uns ſchnell, ihn nachmittags nach der Stadt zu bringen. Er lag in einem zugemachten Wagen in einem Bett und kam ſolchergeſtalt mit Emilien und dem Arzt nach dreiſtündigem Fahren in Rom an, wo ich eine halbe Stunde früher angekommen war. Die Natur der Krankheit decidierte ſich ſchnell, es war ein hitziges Nervenfieber, das nicht einen Augenblick ausſetzte. Bis zum zwölften Tage lebten wir alle in Hoffnung, allein den dreizehnten verſchlimmerte er ſich auf die fürchterlichſte Weiſe, und den 13., 14., 15., 16. und 17. ſahen wir ſeinem Ende entgegen. Das Fieber ſtieg bis zu 132 Pulsſchlägen, und von der tödlichen Ermattung, die darauf folgte, können Sie ſich keinen Begriff machen. Sein Anblick war der eines Toten. Heute iſt der 21. Tag, und wir leben mit der Hoffnung ſeines Lebens wieder auf.

Nun ein Wort von dem Arzt, damit, wenn Sie ihn je in Deutſchland ſehen ſollten, auch Sie ihm den innigſten Dank ſagen können. Er iſt ein Hannoveraner und heißt Kohlrauſch und hat trotz ſeiner Jugend — er iſt 25 oder 26 Jahre alt — eine ungemeine Erfahrung, weil er als Arzt und Chirurgus mehrere Jahre bei der Armee war und daher die wichtigſten Fälle geſehen und behandelt hat.*)

*) Kohlrauſch erklärte, Theodor habe einen nervöſen Typhus, wie er ihn nur auf dem Marſche bei todmaroden Soldaten geſehen. Derſelbe Bericht erzählt uns weiter: „19 Tage lag Theodor in ſeinem Totenſchlaf, die Haut war wie Leder anzufühlen, er roch wie eine Leiche. Der hinzugezogene römiſche Arzt und andere Italiener zogen wieder und wieder die Mutter von ſeinem Bette fort, indem ſie ihr ſagten, ſie müſſe ſich faſſen, er wäre ja tot, Gott habe ihr zwei Söhne genommen. Sie aber verließ ihn nicht, und Kohlrauſch nur ſpürte noch Leben in dem ſchwachen Puls, den er beſtändig mit der Uhr in der Hand beobachtete.“

1803 Zu dieſer ſo ſeltenen frühen Erfahrung fügte er das emſigſte Studium in Göttingen und in Wien hinzu, und ſein perſönlich einnehmendes Betragen hat ihn zum Schüler und Freund der größten Ärzte gemacht, die jetzt exiſtieren. Er iſt aus einer angeſehenen, wohlhabenden Familie, und ſein ganzes Benehmen trägt die Spur einer ſorgfältigen Erziehung. Er kam als Fremder hierher, wurde uns empfohlen und ging gern mit uns um und wir mit ihm. Humboldt brauchte ihn zuerſt bei einem ſehr ſchlimmen Halſe als Arzt, und dann führte ich ihn nach L'Ariccia. Ach! obgleich ſeine Bemühungen nichts fruchteten, ſo hat er mir doch durch das, was er tat, durch ſeine Beſonnenheit, ſeine Geiſtesgegenwart, den einzigen Troſt gegeben, den ich bei dieſem Verluſte empfinden kann, den, daß keine Kunſt ihn mehr retten konnte. Und als Menſch iſt er mir unausſprechlich teuer geworden. Seiner Sorgfalt, ſeiner Beſonnenheit danke ich Theodors Leben, denn in den fürchterlichen Tagen ſeiner Krankheit, wo ſein Leben nur noch ein ſchwaches Ringen mit dem Tode war, kam es auf die unausgeſetzte Geiſtesgegenwart an, und die Minuten wurden entſcheidend. O Gott! was haben wir gelitten! Auch Caroline legte ſich während Theodors Krankheit und hat jetzt noch ein Quartanfieber. In den allerſchlimmſten Tagen brach bei Adelheid ein Fieber aus, ein ſo heftiges, daß ſie zwei Tage lang den Kopf nicht heben konnte, ohne von einem ängſtlichen Zittern ergriffen zu werden. Wenn Sie zu dieſer Situation meiner Familie nun noch hinzunehmen, daß Emilie und das italieniſche Mädchen, die Gabriele wartet, vor 14 Tagen an einem und demſelben Tage krank wurden, daß ich mich ihrer noch nicht wieder, weder im Hauſe noch in der Küche, bedienen kann, daß ich Gabriele entweder ſelbſt tragen oder ſie einer fremden Perſon überlaſſen muß, daß auch dieſe ſehr empfindlich iſt, daß ſie von Natur ſo ſchwach und im ſtärkſten Zahnen begriffen iſt, ſo werden Sie ſich zwar ein Bild meiner Lage machen, aber auch eingeſtehen

müssen, daß ein härteres Schicksal selten jemand betroffen hat. Eine 1803
große Wohltat des Himmels ist es, die ich auch mit gerührtem Herzen erkenne, daß in dieser schrecklichen Situation meine Geistesgegenwart mich nie verlassen und meine Gesundheit allen Fatigen so vieler durchwachten Nächte und den traurigsten Tagen widerstanden hat. Auch Humboldt, der Ihnen künftigen Posttag schreiben wird, ist wohl und empfiehlt sich der Fortdauer Ihrer Gewogenheit.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen erst heute den Tod unseres Wilhelm melde. Allein solange der Ausgang mit Theodor ungewiß war, vermochte ich es nicht. . . .

Theodor, an dessen Bett ich geschrieben habe, sagt, ich soll den Großvater und Dunker*) grüßen. Noch weiß er nicht, daß sein Bruder tot ist, täglich fragt er nach ihm. . . .

53. Rom, 14. September 1803

Wir haben es nicht gewagt, geliebtester Vater, Ihnen die beiden vorigen Posttage zu schreiben und die Qualen unseres Herzens Ihnen mitzuteilen. Theodor lebt, aber seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, hatte er zwei tödliche Rezidive, besonders war der letzte so, daß der Arzt alle Hoffnung der Rettung aufgab. Sie können und Sie werden sich unseren und auch seinen Zustand denken, da dieser teuere Mensch nun sechs Wochen für nichts als Theodors Leben lebt, an das er wohl fühlt, daß das meine gekettet ist. O Gott! diese Zeit der Prüfung ist sehr schwer. Theodor liegt steif und fest im Bett, allein das Fieber, von dem wir nebenbei noch fürchten mußten, daß es hektisch werden würde, hat ihn endlich verlassen, und obgleich er blaß und mager bis zur Unkenntlichkeit geworden ist, haben seine Augen wieder Feuer und seine Züge wieder

*) Sekretär des Kammerpräsidenten v. Dacheröden.

1803 ihren vorigen Zustand angenommen. Wir sind wieder hoffend. Caroline hat endlich ihr viertägiges hartnäckiges Fieber überwunden, und auch Adelheid ist wiederhergestellt. Gabriele ist ungefähr noch in demselben Zustand. Von unserer Seelenstimmung kann ich eigentlich wenig sagen. Sie werden am besten fühlen, teuerster Vater, daß ein Verlust wie der, den wir erlitten haben, ein Verlust fürs Leben ist. Ein so blühender Knabe, die Freude und die Lust und die Bewunderung aller, die ihn sahen!

Wenn Zeichen der Teilnahme und das Mitgefühl ein Trost sind, so muß ich bekennen, daß wir davon in reichem Maße hier bekommen haben, und wenn sie schon mein zu tief gebeugtes Herz nicht trösten, so bin ich doch nicht weniger dankbar dafür. Humboldt ist still und gefaßt, aber in seinem Innersten tief bewegt. Wilhelm war ihm doch von allen Kindern das liebste und war am meisten um ihn. Seine und meine Gesundheit haben sich vielleicht nur durch den fürchterlichen Drang der Umstände und die schreckliche Gefahr, in der Theodors Leben schwebte, erhalten. Seitdem Theodor außer Gefahr, empfinde ich wenigstens tief die tödliche Ermattung meiner Kräfte. . . .

Mit innigster Sehnsucht sehen wir Nachrichten von Ihrem Ergehn entgegen. Ich küsse Ihnen die Hand und bin ewig

Ihre gehorsame Tochter

Caroline v. H.

Der Winter verstrich in steter Sorge um Theodor, dessen Fieberanfälle öfters wiederkehrten, so daß die Ärzte die gänzliche Wiederherstellung nur von einer Veränderung des Klimas erhofften. Am 5. März 1804 brach die Mutter mit dem Kranken, der ältesten Tochter Caroline und Kohlrausch nach Deutschland auf, und mit diesem Tage fängt wieder ein Briefwechsel an, der sich über den Zeitraum von 11 Monaten erstreckt.

CAROLINE VON HUMBOLDT MIT IHREM SOHN THEODOR

Dezember 1803 in Rom von Gottlieb Schick gemalt und
dem Arzt Kohlrausch zum Geschenk bestimmt

54. Humboldt an Caroline

[Rom], 7. März 1804 1804

Es ist eine Totenstille im Hause, liebe, gute Li, seit Du mit Kohlrausch und den Kleinen weg bist. Die Adel ist sehr lieb und ein großer Trost. Sie ist seitdem nicht von meiner Seite gekommen und spielt so still und doch so heiter für sich fort, daß es eine Freude ist. Sie singt dabei ewig italienische Lieder, und die Puppen sind mit Hilfe der Hofdame schon alle in die seidenen Lappen gekleidet, die Du ihr gelassen hast. Wenn man fragt, wo Du bist, sagt sie: „in Paris", und wann Du wiederkommst: „morgen". Oft strampft sie auch mit dem Fuß und schreit: „Warum auch Mutter immer weggehn". Und ich kriege, wie Du denken kannst, die schönsten Namen, Hübscher, Alter, mein Vater. Kurz, sie ist unaussprechlich lieb. Die kleine Gabriele ist wohl, und noch ist Ruhe im Hause. Aber ich habe auch am Anfang sehr starke Anreden an alle Parteien gehalten und Liebe und Furcht aufs prächtigste gemischt. Aber Mariuccia kann ich gar nicht los werden. Sie scheint ein wahres Penelope-Gewebe vorzuhaben, denn sie versichert alle Abend, es sei noch nicht fertig. Ich habe mich sehr weislich auf nichts Bestimmtes eingelassen, damit sie mich nicht überführt, aber angedeutet, heute müßte es nun zu Ende kommen. Nun will ich sehen.

Wie mag es Dir gehn, armes Kind? Ich habe recht oft vorgestern und gestern zum Fenster hinausgesehen, nach dem Monte Mario hin, und an Dich gedacht. Gestern war des armen Theodor Fiebertag. Ich bin recht ungeduldig, zu wissen, wie ihm das Fahren bekommen ist. Mit Kohlrausch bin ich zwar ruhiger, indes weißt Du, daß die Besorgnisse immer wachsen, wenn man so lange auf Nachricht warten muß. Ich hoffe, Du hast mir von Perugia aus geschrieben, da kann ich vielleicht schon Sonnabend einen Brief haben. Heute kommst Du nach Terni. Es ist hier ein himmlischer Tag. Gestern war es desto schlechter.

1804 Der Dienstag war sehr dürftig. Bloß Zoëga*) und Thorwaldsen. Moltke**) ist nicht recht wohl. . . . Aber einsam fühle ich mich sehr. Glaube ja nicht, liebe, gute Li, daß ich auch von mancher Seite, an Ruhe und mehr Muße Ersatz habe. Zum Arbeiten ist vor allem Stimmung nötig, und die kommt so schön im freundlichen Miteinanderleben.

Adieu, innigst geliebte Seele. Grüße und küsse tausendmal die Li und Theodor. Von ganzem, innigem Herzen Dein H.

55. Caroline an Humboldt

Florenz, 11. März 1804

Ich bin heut um halb fünf Uhr hier angekommen, liebster Wilhelm, und nachdem ich gegessen hatte, schickte ich zu Schellersheim***), um mich bei ihm anzumelden, zu gleicher Zeit aber trat er ins Zimmer und brachte mir Deinen Brief. Wie unaussprechlich habe ich mich gefreut, die Züge Deiner lieben Hand zu sehen — mit Tränen der Rührung habe ich Deinen Brief gelesen. Ach, wenn Du Dich allein fühlst, so schwöre ich Dir, fehlst Du uns nicht minder; ich sage uns, denn Kohlrausch ist Dir so treu und herzlich attachiert, als hätte er Jahre mit Dir gelebt, und die Kinder sprechen unaufhörlich von Dir. Theodor hat Dienstag, Donnerstag und Sonnabend sein Fieber gehabt, doch war es Sonnabend, als gestern, weit schwächer und dauerte kürzere Zeit. Donnerstag erschreckte er mich sehr, denn bis daß die Hitze kam, lag er, einem Toten weit ähnlicher als einem Lebendigen, auf Kohlrauschs Schoß; Gesichtsfarbe, verzogene Züge, Unbeweglichkeit der Muskeln waren äußerst

*) Berühmter Altertumforscher und Koptologe, seit 1798 dänischer Generalkonsul im Kirchenstaat. — **) Vermutlich der frühere dänische Finanzminister, der sich mit Gattin vorübergehend in Rom aufhielt. — ***) Preußischer Geheimrat, der seit 1793 in Florenz lebte.

schreckhaft. Wir wollen sehen, wie es morgen geht; gestern hat ihm 1804
Kohlrausch eine äußerst starke Dose Opium mit China eine halbe Stunde vor dem vollen Eintritt des Fiebers gegeben. Caroline ist sehr wohl, und ihr soll die Reise, physisch und moralisch genommen, denk ich, sehr wohl tun. Ich befinde mich wohl und bin gar nicht fatigiert von der Reise, die täglichen Stationen waren dazu auch gar zu klein. Kohlrausch ist außerordentlich lieb und zuvorkommend und von einer unerschöpflichen Heiterkeit — ich meine nicht Lustigkeit, denn wirklich hätte ich mich der letzteren in diesen Tagen auch nicht erfreuen können. Der Abschied von Dir und den Kleinen hat mich aufs tiefste bewegt. Ohne die guten Folgen, die ich für Theodor erwarte, wäre ich glaube ich nicht imstande, weiter zu reisen. Es ist mir die innigste Freude, daß Adelheid Dir ein Trost ist. Das kleine Ding wird sich unaussprechlich an Dich anhängen, denn es hat das tiefe Vermögen der Liebe in sich. Ich glaube nicht, Adel mit zu günstigen Augen anzusehen, wenn ich sage, daß es eine der lieblichsten Naturen ist, die in dem Mädchen wohnt. Sie wird sich uns zur Freude und zum schönsten Genuß hundertfach entwickeln.

Die ganze Reise ist mir eine beständige, fortwährende Erinnerung an Wilhelm gewesen. Überall wo ich hinkam, erinnerte man sich unsrer, frug nach dem schönen Wilhelm, und fremde Menschen habe ich weinen gesehen, wenn ich sagte, der sei tot, und wenn sie zugleich den blassen, in Kissen gehüllten Theodor tragen sahen. Überall war ich in denselben Stuben, wo ich mit ihm war, schlief zuweilen in denselben Betten — und so wird es die ganze Reise sein, ach, und mir macht das sie lieber. Das ist mein beständiger Kummer, daß die fortrückende Zeit, wenn sie auch den Menschen an Gedanken und Empfindungen und innerem Leben bereichert, ihn auch durch das Schwächen der Erinnerung ärmer macht, und daß man nie auf einen Punkt kommt, wo man ganz und durchaus Vergangenheit und Gegenwart und die hohe Ahndung der Zukunft

1804 in einem einzigen Gefühl zusammenfaßt. Vielleicht ist der Augenblick des Todes ein solcher.

Den 13. März

Ich bin gestern nicht wieder zum Schreiben gekommen, bester Bill, und habe indessen um Mittag durch Schellersheim wieder einen lieben Brief von Dir bekommen. In Perugia sagte man uns, die Post sei um eine Stunde fort, darum hast Du keinen Brief von mir daher empfangen. Wir kamen erst Donnerstag abend in Perugia an. Ach, es tut mir so leid, und ich fühle, wie Du Dich sehnst. Theodor hat gestern den ganzen Tag im Bett gelegen, aber kein Fieber bekommen, um die Fieberstunde bekam er Erbrechen. Wie froh will ich sein, wenn es aufhört.

Wir waren ein paar Stunden auf der Galerie, wo ich viel Freude hatte, die zurückgekommenen Bilder*) und Statuen zu sehen. Doch muß ich sagen, daß von letzteren nur der Apollin und die beiden Fechter mich sehr ergötzten. Schöne Bilder von Rafael sind da, ein Porträt unter andern, wahrscheinlich seiner Geliebten Fornarina**), ein lieblich schönes und starkes Gesicht, ein prächtiger römischer Nacken, den Busen verdeckt das Hemd. Im Saal der Niobe die zurückgekommene Tochter und der tote Sohn, sehr schön, und am letzten eine treffliche Hand. Der Pfeil ist mitten durch die Brust gegangen, und ein leises Ziehen in der verwundeten Seite deutet den schmerzlichen Tod an, der ganze übrige Körper ist jugendlich blühend.

Nachher war ich bei der Tassoni und Fabroni, die recht bitterlich über Wilhelm weinte und mir noch viel lieber geworden ist. Ich aß zu Hause. Nachmittags war der Sekretär von Tassoni eine lange Zeit bei mir und Schellersheim, und ich fuhr mit letzterem und Li eine Stunde in die Komödie, wo alles schlecht war außer den silbernen Flittern auf den Kleidern. Heute essen wir alle vier bei Schellersheim. Wir werden da unsern Akkord mit dem Vetturino machen,

*) Aus Paris. — **) Jetzt Sebastiano del Piombo zugeschrieben.

und höchstwahrscheinlich fahren wir mit ihm für einige 90 Zecchinen*) 1804
bis Augsburg con il pranzo. Er hat uns sehr honett behandelt und für uns gesorgt. In vierzehn Tagen will er uns bis Augsburg bringen, ich kapituliere noch auf zwölf. Von Verona aus schreib ich gewiß. Mariuccia macht wahrscheinlich eine Arbeit, die ich meinte Vincenza hinlänglich besorgen könnte, da sie mit Muße gemacht werden konnte, neun Hemden für die kleine Gabriele, die ich noch zugeschnitten hatte.

Ich werde nach Briefen poste restante in Verona, Bozen und Innsbruck fragen. In Augsburg muß ich wenigstens einen Tag bleiben. Ach, ich möchte, ich wäre auf der Rückreise! Ich habe mir ausgedacht, Du könntest ja mich im Oktober hier in Florenz erwarten, bei Schellersheim mit der Adel wohnen, und wir reisten in einem Wagen zurück.

Man schmeichelt sich im höchsten Grade hier mit dem Frieden und fußt auf den nahen Tod des Königs von England.**)

Adieu, Geliebtester. Tausendmal umarme ich Dich.

56. Humboldt an Caroline

Rom, 16. März 1804

Ich habe gestern, beste Li, Deinen Brief bekommen, und ich kann nicht sagen, wie glücklich er mich gemacht hat. Du hast so gut, so liebevoll und so ausführlich geschrieben, daß ich Dir nie genug dafür danken kann. Meine Sehnsucht, Dich und die Kleinen wieder zu sehen, ist zwar dadurch womöglich nur noch gewachsen, indes ist diese Sehnsucht selbst so süß. Wohl glaube ich, daß diese Rückreise Dir in hohem Grade schmerzlich sein muß. Die beiden Knaben waren, als sie mit uns kamen, so blühend und schön, und nun fehlte einer Dir ganz, und der andere war leidend. Liebe Li,

*) Etwa 850 Mark. — **) Georg III. hatte damals erneute Anfälle von Wahnsinn, lebte aber bis 1820.

1804 dieſen Verluſt werden wir nie verſchmerzen, ich fühle es mit jedem Tage tiefer, und ich kann es nicht leugnen, die Zeit macht den Schmerz nur noch herber, da ſie ihm nie ſeine Schärfe nehmen kann, und die mildernde ſüße Erinnerung ſchwächt, wie Du ſo wahr fühlſt. Die Menſchen haben darüber verdrehte Begriffe, und in keinem Punkt fühle ich mich ſo von allen, auch den beſten und weichſten ſonſt, verſchieden, als darin. Nur mit Dir kommt dieſe wie jede andre Empfindung ſo ganz überein, und wie wenig wir auch eigentlich über dieſen Verluſt geſprochen haben, ſo haben wir uns immer doch auch darin ſo innig verſtanden. Ich ſchöpfe jedoch für Theodor wieder viel Hoffnung, da in Florenz wirklich ſein Fieber ausgeblieben iſt. Schone nur Dich auch, liebes, ſüßes Kind. Ich fühle jetzt doppelt und dreifach, wie unentbehrlich Du uns allen biſt.

Die Garofalo iſt krank und hat ſchon zweimal zur Ader gelaſſen. Conſalvis Bruder iſt es auch, und gefährlich. Man hat gleich alle Adern geöffnet, und das Blut fließt wieder ungehindert, ſeit Kohlrauſch nicht mehr hier iſt. Die Leute werden, wenn Du wiederkommſt, ganz blaß ausſehen. Denn die römiſchen Ärzte fallen nun mit gedoppelter Wut über die armen Leute her.

Adieu, liebe gute Seele. Du glaubſt nicht, wie mir einſam iſt. Komme aber nur glücklich an, geh ja nach Paris, und wir ſehen uns geſund und wohl im Herbſt wieder. Lebe herzlich wohl. H.

57. Caroline an Humboldt

Modena, 16. März 1804

Tauſendmal danke ich Dir für Deine freundlichen Zeilen aus Rom vom 10., die ich heute vormittag in Bologna empfangen habe. Ach, liebſter Bill, wie unausſprechlich ſehne ich mich nach Dir und nach meinen kleinen Mädchen, beſonders nach meinem kleinen Adelnarren, und mit wahrer tiefer Bangigkeit

ſehe ich oft ſtundenlang, während die andern ſchlafen, dem Umrollen 1804
der Räder zu, und denke dabei, wie ein jedes mich von Euch entfernt. Auf Theodor ſcheint die Reiſe ſehr günſtig zu wirken; ich kann zwar noch nicht wie Kohlrauſch finden, daß er an Fettigkeit zunähme, aber an guter Farbe iſt es unſtreitig.

Der geſtrige Tag über die Apenninen war etwas fatigant, im übrigen bin ich wohl.

Meiſtens in alle dieſe Städte, wie Florenz, Bologna, Modena, ſind wir, Du und ich und Wilhelm, im kleinen Wagen allein vorauf hereingefahren. Du allein magſt begreifen, wie es mir iſt, überall ohne ihn und ohne Dich zu ſein und zu wiſſen, daß er nirgendmehr zu erreichen iſt. Ich kann nicht ſagen, daß ich an ihn denke, aber er iſt mit mir, ewig — ſeine Geſtalt, die Gedanken an ihn verlaſſen mich ſo wenig wie das Gefühl meines eigenen Seins. Ach, und wie iſt es Dir, mein teurer Wilhelm? Wenn Du ſtill und ernſt bei ſeinem ſtillen Grabe ſtehſt, ſo denke auch an mich.

Ich bin müde. Umarme meine kleinen Mädchen, vor allen meine holde Adel. Empfiehl mich auch Moltkes, dem alten Baron und Schick.*) Adieu, Geliebteſter.

Ich weiß nicht, welch Wetter Du in Rom haſt, aber wir genießen des heiterſten Himmels, doch iſt es nicht mehr das tiefe Blau über der ſpaniſchen Treppe — eine Nuance lichter.

*) Gottlieb Schick, junger Württemberger, der ſpäter die reizenden Familienporträts der Humboldts malte, ſtarb jung 1812.

1804 **58. Humboldt an Caroline** Rom, 24. März 1804

Übrigens bin ich jetzt sehr geplagt, liebe Li, und was das Schlimmste ist, ohne Geschäfte zu haben. Außer Sartoris sind auch noch Lusis gekommen, und das Präsentieren nimmt kein Ende. Ich verliere fast den ganzen Tag in dieser Woche mit diesem ewigen Herumfahren, und in der nächsten gehn die Osterfeierlichkeiten an. Ich darf also meine Ruhe erst nachher erwarten. Dann aber ist mir nicht bange, denn wenn Sartoris und Lusis auch noch bleiben sollten, so überlasse ich sie dann ihrem Schicksal.

X. sind, wie Du sie beschreibst. Ihr Herumlaufen ist ordentlich amüsant. Er setzt sich schon um acht Uhr, sie um zehn Uhr in Bewegung, und dann geht es wie ein Uhrwerk. Sie leiern den ganzen Vasi ab und können nicht satt werden, ihn zu loben. An den schönsten Sachen, der Sixtinischen Kapelle, der Galerie Barberini, finden sie gar nichts und können nichts loben als die Eleganz und Reinlichkeit in der Villa Borgheſe. Kurz, eigentliches Pack. Du bist sehr glücklich, nicht hier zu sein. Nach Ostern werden noch zwei Bälle sein, einer für die Königin von Sardinien bei der Cumberland, der Massimis die Villa Negroni eingeräumt haben, wo sie jetzt ihr Wesen treiben wird, und einer bei Khevenhüller*). Dann geht Khevenhüller, vermutlich auch um aller Seccatur los zu werden, aufs Land, und Ende Mai reist er nach Mailand. Für den Sommer bereitet sich also eine schöne Ruhe, die ich zu benutzen denke.

Für jetzt schicke ich Dir eine Pindarische Ode, die ich vergangene Woche gemacht habe. Ich mußte doch Moltke antworten, und Du wirst die Antwort in einem Sonett von der Ode finden. Ich weiß nicht, ob Du mit der Ode zufrieden sein wirst. Es ist eine der schönsten, und sie hat in sich selbst viel Sonderbares. Indes sind auch große Gegenstände in ihr und mehr und tieferes Feuer als vielleicht in irgend

*) Österreichischer Gesandter.

einer andern, und dann hätte ich gern die Pythische nach und nach 1804
vollendet. Darum wählte ich sie. Ich werde sehen, ob ich fortfahre. Indes fühle ich lebhaft den Unterschied zwischen ehemals und jetzt. Es sind nicht eben die Gefühle, welche die Stimmung weniger günstig machen, nicht die gezwungenen Zerstreuungen. Aber wie ich ehemals übersetzte in den ersten Jahren unserer Heirat, in einem so stillen, so einsamen Zusammenleben, noch durch wenig äußere Sorgen zerstreut, und das reine Glück noch durch gar kein widriges Schicksal getrübt, auch so ewig nur mit denselben einfachen Lauten der Alten lebend, war es leichter, sich auf ihrer Höhe, in ihrer Welt zu erhalten. Jetzt könnte ich es vielleicht gar nicht mehr, wenn nicht die lebhafte, fast vergegenwärtigende Erinnerung jener Zeit hinzukäme, die mir immer die liebste meines Lebens bleiben wird, obgleich ich gewiß auch mit den folgenden zufrieden war und es mit der jetzigen bin. Auch ist es mir sehr klar, daß ich hier in Rom wieder sehr in jene Stimmung zurückkehren würde, ich habe eine tiefere Sehnsucht nach meinen ehemaligen Beschäftigungen, und ich überlasse mich ihr und habe viel Griechisch in den letzten Wochen gelesen. Es ist und bleibt einmal wahr, daß nichts im Leben gedeiht, wenn das Herz nicht eine gewisse innere Wärme und der Geist eine heimliche, einsame Tiefe behält, in der er sich nur mit wenigen, ja mit sich selbst nur in seinen besten Momenten versteht. Es ist das das innere, freiwillige Wirken der ursprünglichen Charakterkraft, die aus der ganzen Erfahrung des Lebens schöpft, aber ohne die auch die reichste tot und alles Wissen leerer Buchstabe ist. Es ist das einzige, wodurch der Mensch mit etwas Höherem zusammenhängt und woran man die erkennt, mit denen es möglich ist, auch nur ungefähr zu sympathisieren.

In Dir, mein liebes Gutes, ist es wunderstark und wunderlebendig, Jahre und Unglück selbst haben es nicht geschwächt, es ist das heilige Feuer, womit Du das bessere Leben in mir erhältst, in

1804 den Kleinen entzündeſt. Darum ſtellte ich es mir ſo ſchrecklich vor, wenn ſie Dich je verlieren ſollten. Was Du ihnen biſt, würde vielleicht mancher gar nicht in ſeiner eigentlichen Kraft faſſen, Du ſelbſt kannſt es nicht oder nur halb fühlen, es iſt nicht das, was Du für ſie tuſt, nicht gerade das Gängeln, Beſſern, Erziehen, was Dir nicht einmal ſehr eigen iſt, aber es iſt, möchte ich ſagen, der Hauch, mit dem Du ſie umgibſt, und man würde bald ihr Verblühen ſehen, wenn Du ihnen lang fehlteſt. Verzeih, meine Liebe, wenn ich das noch ſtärker fühle wenn Du mir fehlſt, aber es iſt eben wie ein Element, in dem man lebt, ohne gewahr zu werden, was einem wohl tut. Allein ich fühle tief, daß es ſo iſt, und bitte Dich doppelt, Dich zu ſchonen. Ich weiß wohl, daß unſer Leben von jetzt an nicht mehr ſo glücklich ſein kann. Es iſt einmal in ſeinem Innern geſtört. Aber, Liebe, es kommt nicht eigentlich darauf an, glücklich zu leben, ſondern ſein Schickſal zu vollenden und alles Menſchliche auf ſeine Weiſe zu erſchöpfen. Das iſolierte Daſein, das man jetzt allein fühlt, kann nicht alles ſein und nicht ewig dauern. Wie unbegreiflich es auch ſei, ſo iſt der einzelne immer nur Ausfluß einer Kraft, von der er nur einen Teil empfindet, die er aber ausſpinnen muß und rein ausſpinnen, um die Wahrheit, das eigentliche Weſen wiederzugewinnen, in dem dann nicht wieder immer ein Kampf mit einer entgegengeſetzten, in dem eine volle ungeteilte Empfindung iſt, wo das Schickſal aufhört, ſich der Empfindung entgegenarbeitend zu zeigen, und Schmerz, Verluſt und Trennung ſich nun als Irrtümer auflöſen, als ſchwere Träume zerſtreuen. Es kommt nur darauf an, das innere Weſen feſtzuhalten, mit einer Art ſchonungsloſer Kühnheit ins Leben einzugreifen und es auszuleben. Denn das, was dem nachſtrebt in uns, iſt Wahrheit und reines Urweſen, und alles andre muß vergehn, weil man ihm gleich anfühlt, daß es vergänglicher Stoff iſt. Mehr als je, ich kann es nicht leugnen, habe ich eine Sehnſucht, im Alter nur das hervorzuſuchen, was eigentlich zum

Ziel führt. Der bloß verrinnenden, rein überflüssigen Bestrebungen 1804
gibt es so viele in allen Dingen. —

Ich wurde gestört, meine liebe Li. Umarme die Kinder und grüße Kohlrausch herzlich von mir. Ewig Dein H.

59. Caroline an Humboldt

Augsburg, 28. März 1804

Ich habe entsetzlich getrieben, um hierher zu kommen, meine innigstgeliebte Seele, und nun wir hier sind, habe ich keine Briefe von Dir gefunden und bin recht traurig und niedergeschlagen. Deine Zeilen, die ich bei dem Bankier in Bologna fand, sind das letzte Lebenszeichen, das wir von Dir hatten. In Verona, Bozen und Innsbruck frugen wir vergebens nach Briefen von Dir, poste restante, überall waren wir dem italienischen Kurier um etwas voraus, und so ist es auch hier. Ach, und wie unaussprechlich ich mich sehne, vermag ich Dir nicht zu sagen. Eine Tagereise hinter Verona wurde es so dämmericht, der Nebel zog um alle Spitzen der Berge so dick, daß er sie ganz verhüllte und sie sich mit den Wolken vermengten, und wie ich hinter mir sah, waren wir gerade auf einem Punkt, wo wir weit, weithin den Fluß der Etsch verfolgen konnten, und die Kette der Gebirge, und die Öffnung glänzte im lichtesten Abendrot; da umfing's mich so recht, wie Ihr Lieben da drüben wohnt in dem wärmeren Lande und unter dem schöneren Himmel. Ach, ich werde ja auch wiederkommen und bald, und für unser aller Gesundheit war, glaube ich, die Reise sehr gut. Theodor blüht recht wieder auf, seine Züge verlieren das ängstlich Gezogene, was mich so lange peinigte, seine Lebhaftigkeit ist grenzenlos. Ich selbst bin wohler, wie ich in Rom war, und daß mich das Fahren, das Stoßen der oft ziemlich schlechten Wege nicht mehr fatigiert,

1804 als es wirklich der Fall ist, kommt, glaub ich, daher, daß mir die ganze Fahrt auch nicht einen Augenblick fatigue d'esprit macht. Ich habe mich noch nie auch nur einen Moment geängstigt, daß der Wagen umfallen oder etwas daran brechen möchte, und diese Art von Ruhe kann man, glaube ich, nur mit einem Fuhrmann, mit einem fremden Wagen, und besonders dadurch haben, daß man keine ganz kleinen Kinder bei sich hat. Du weißt, daß ich immer sehr aufgelegt unterwegens war, aber doch ist mir dieses Mal mein körperliches Aushalten mehr wie je aufgefallen. Genährt sind wir sehr gut worden, mit dem Anastasio bis auf den letzten Augenblick zufrieden, es ist ein honetter Mensch, und wenn er in Rom zu Dir kommt, so nimm ihn ja freundlich auf. Die Maultiere sind indes etwas mager geworden und möchten die, die sie nach Florenz zurückbringen, nicht in $12\frac{1}{2}$ Tag wie uns hierherbringen. Gestern mittag in einem Dorfwirtshaus sind unsre letzten Provisionen aus Italien, ein Stück Parmesankäse und eine geräucherte Bologneser Wurst, alle geworden, und das war ordentlich noch ein Abschied.

Wir sind dieses Mal von Innsbruck aus den kürzeren Weg durch das Tirol gefahren, der aber bei weitem nicht so schön und pittoresk ist wie der, den wir über Kaufbeuren vor $1\frac{1}{2}$ Jahren machten.

Kohlrausch ist jetzt wieder vollkommen hergestellt und hat wieder Appetit und sieht gut aus, es ist ordentlich eine Art Wunder, wie er nach dem heftigen Fieber in Verona so schnell sich erholt hat. Der Abschied von ihm ist nun das nächste; den 5. oder 6., denke ich, treffen wir in Erfurt ein, und er muß und hat recht, zu eilen, um nach Hause zu kommen. Adieu, geliebtester Wilhelm. Tausend, tausend Küsse meiner geliebten Adelheid und Gabriellen. Empfiehl ja der Anna, daß sie Adelheid nie und unter keinem Vorwande allein am offnen Fenster stehen lasse, oder in einem Zimmer, wo offene Fenster sind. Auch ist mir eingefallen, daß Du wohl eine

kleine hölzerne Badewanne machen lassen könntest, wo die kleinen 1804
Mädchen bis unter die Arme im Wasser zu sitzen kämen, um sie in der großen Hitze des Julius und August lauwarm zu baden. Es würde weniger kosten, als das große Bad zu heizen. Mit den beiden Teekesseln kochend Wasser und dem Fleischkessel machten die Mädchen in der Küche bei einem kleinen Feuer mehr Wasser kochend, als sie in dieser warmen Jahreszeit zu einem Bade für die Kinder nötig hätten.

Adieu, Geliebter. Tausendmal Adieu.

Caroline grüßt. Die Zeit war ihr zum Schreiben zu kurz. Sie liest eifrig im Homer und vergleicht den griechischen Text.

60. Caroline an Humboldt

Augsburg, 28. März 1804, abends

Teuerster Humboldt! Durch den rückgehenden Vetturino schicke ich eine Schachtel mit Spielzeug für die kleinen Mädchen. Es sind drei nackte Gliederpuppen darinnen, wovon Du eine zurücklegen mußt und die beiden andren kleiden lassen. In den Schränken liegen noch allerlei Lappen, die dazu dienen können, und was für die Anna zu schwer zu machen sein möchte, wird meine Schneiderin, Madame Boßi, mir zu Gefallen gewiß gern machen. Ferner sind in der Schachtel zwei Handkörbchen für Adelheid und Gabriellen, ein Bauspiel aus Häusern und Bäumen, und eine Menage. Strümpfchen müssen die Puppen auch bekommen, die Mädchen können sie ja stricken. Vicenza hat Baumwolle. Ich hoffe, die Spielsachen werden besonders der Adel viel Freude machen, und deshalb habe ich sie mit wahrer kindischer Lust gekauft. Die Adel muß mir aber auch die Freude machen und die Sachen nicht alle auf der Erde herumwerfen.

1804 Anaſtaſio bringt gelegentlich die Schachtel nach Rom.*) Ich ſetze alſo weiter nichts hinzu, denn ehe Du, mein Liebſter, dieſen Brief empfängſt, wirſt Du ſchon die Nachricht unſerer Ankunft in Erfurt empfangen haben.

Adieu Guter, Lieber. Tauſend innige Küſſe meinen kleinen Mädchen. Empfange den Anaſtaſio mit Güte. Wir ſind ſehr freundlich auseinander geſchieden. Deine Caroline.

61. Humboldt an Caroline

Rom, 31. März 1804

Ich habe ſeit Mittwoch mehr die Sixtiniſche Kapelle und die Peterskirche als mein Haus bewohnt, Du magſt denken, wie gern. Aber wie Dich Deine Reiſe, ſo erinnern mich alle Stellen, alle Tribünen in allen Sälen an Wilhelm. . . .

Ich ſehne mich nach der Stille und freue mich, daß ich ſie von künftiger Woche an genießen werde. Schon iſt jetzt in wenig Tagen ein Monat dahin, daß Du mich verließeſt, liebe Seele, möchten die andern auch erſt vergangen ſein. Ich freue mich unendlich auf Deine Rückkunft, vorzüglich, wenn ich denken kann, daß Du doch einige frohe Monate in Paris gehabt haſt. Sei indes nicht beſorgt um mich. Ich nehme die Kleinen gewiß gut in acht, für mich beſchäftige ich mich, denke an Dich und die lieben Kinder, und ſo geht ein Tag nach dem andern hin, bis der kommt, wo ich Dich wieder hier in meine Arme ſchließe. Still hier mit Dir zu leben, unſre Kinder geſund und blühend zu ſehen, darauf begrenzt ſich jetzt all mein Wünſchen und all mein Hoffen. Es iſt mir immer, als hätte Wilhelms Tod uns hier feſtgeheftet, und ich glaube, wir blieben beide gern. Theodor allein macht mir Sorge. Sollte er wirklich nicht hier bleiben dürfen, ſo

*) Sie kam am 7. Mai in Humboldts Hände.

müssen auch wir freilich weg, das fühle ich; allein die Zeit käme ja 1804
doch vielleicht, wo wir wieder hier zurückkehrten, denn unserm letzten Gedanken würde dieser Boden nie fremd sein. Wilhelms Grab ist jetzt mit der Säule und den Steinen umsetzt, und ich war neulich fast den ganzen Morgen draußen. Ich habe viel an Dich gedacht, meine Innigliebe, und bin mit stiller und doch froher Wehmut zurückgegangen, da wo wir das letztemal fuhren, zwischen den beiden Hügeln des Aventins durch nach San Giovanni zu und der S. Maria Maggiore. Dem Kleinen ist zwar mancher Genuß geraubt, aber es ist auch etwas, so ein reines, unbeflecktes Andenken zu hinterlassen, so hinzugehn, daß sich an die Erinnerung an ihn nur das Gefühl der reinsten, blühendsten Schönheit knüpfen kann. . . .

Reise glücklich, gute liebe Seele, und denke recht oft an mich, der Dich keinen Augenblick aus den Gedanken verliert.

Ewig Dein H.

62. Caroline an Humboldt

Erfurt, 7. April 1804

Bester, teuerster Humboldt. Gestern bin ich endlich um fünf Uhr nachmittags hier angekommen und habe Papan außer ein paar verlorenen Zähnen mehr ganz unverändert wiedergefunden. Ach, aber keine Briefe von Dir, mein Innigstgeliebter, keine neueren Nachrichten von Deinem und der kleinen Mädchen Ergehn. Der einzige Brief, den ich fand, war der Deinige vom 11. März an Papan. Morgen kommt die Nürnberger Post, pazienza, vielleicht bringt die, nach was ich so unaussprechlich verlange.

Den 28. habe ich Dir zuletzt aus Augsburg geschrieben. Den 29. sind wir mit einem Lohnkutscher und dessen Chaise, die leidlich war, abgereist und den 1. zu Mittag in Bamberg eingetroffen. Kohlrausch hatte da einige Bekannte, bei denen er Nachmittag und

1804 Abend zubrachte. Den 2. fuhren wir in des Gastwirts Chaise, die sehr hübsch war und die er uns für 16 Carolin*) verkaufen wollte, nach Koburg, wo wir abends ankamen und zwischen Lichtenfels und Koburg, anderthalb Stunden vor letzterem Ort, den furchtbarsten schlimmen Weg fanden, den ich beinah je gesehen habe. Gut, daß er kurz war. In Koburg ging die eigentliche Not wegen des weiteren Fortkommens an, denn kein Lohnkutscher wollte den schrecklichen Weg über den Thüringer Wald fahren. Der Wagen aus Bamberg war zwar hübsch, hatte aber nicht die wahre Spur und zu niedrige Vorderräder. Wir gaben ihn also auf und kauften eine schlechtere Chaise in Koburg für 13 Carolin — in diese 13 Carolin war der Fuhrlohn von vier Pferden bis Judenbach einbedungen —, und von da fuhren wir weiter mit Post. Die Chaise hat sich gut gehalten und kommt mir durch das weniger Postgeld eigentlich nur gegen den Fuhrlohnspreis, den man mir in Koburg machen wollte, auf sieben Carolin. Dafür werde ich sie immer wieder los. Mit dieser eigenen Chaise kamen wir den 3. bis Gräfenthal und den 4. nachmittags nach Rudolstadt. Der Weg war schlecht, ich hatte mir ihn aber doch eigentlich noch schlechter gedacht. Sobald wir gegessen hatten, schrieb ich der Frau v. Lengefeld und frug bei ihr an, wenn eher ich die Fürstin**) sehen könnte. Es dauerte keine halbe Stunde, so kam aber die Fürstin mit der Lengefeld selbst zu Fuß ins Wirtshaus. Sie hatte sich nicht gedulden können, bis ein Wagen angespannt worden, und ich fand sie ganz die alte und aufs tiefste gerührt, mich und die Kinder wiederzusehen. Auch ich war es, und das Herz ging mir recht eigentlich bei ihr auf, und es tat mir so wohl, mit ihr über unsern Wilhelm weinen zu dürfen. Die Fürstin nahm mich und Kohlrausch mit aufs Schloß, und den ganzen folgenden Tag war ich mit den Kindern dort, die recht artig waren. Theodor war gestern unpaß,

*) Ein Carolin etwa 21 Mark. — **) Fürstin Caroline Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg.

hatte eine kleine Fieberbewegung und hat dem guten Kohlrausch, 1804
der ihn auf seinem Schoß und in seinem Mantel halten wollte, um ihn besser vor dem furchtbaren Winde zu schützen, der gerade gestern wehte, in den sehr üblen Wegen viel Mühe gemacht. Heute ist er wieder wohl, und ich schmeichle mir, es soll so übergehn. Wenn man nur etwas auffinden könnte, seine grenzenlose Lebhaftigkeit zu mildern, denn sie ist ordentlich furchtbar und droht ihn zu zerstören.

Ich muß hier schließen, um die Post nicht zu versäumen.

Adieu, Geliebtester. Ewig Deine Caroline.

63. Caroline an Humboldt

[Erfurt], 11. April 1804

Welche innige Freude war es mir, mein geliebtes Leben, nach so langer Zeit endlich wieder Nachricht von Dir zu empfangen. Vorigen Sonntag abend, da ich beinah schon die Hoffnung dazu aufgegeben hatte, empfing ich in einem Pakete Deine beiden Briefe vom 14. und 16. v. Monats. Du hast nicht geglaubt, daß ich so schnell reisen würde, nicht wahr? Es ist auch über meine eigene Erwartung gegangen. Nach 28 Tagen Fahren mit einem Vetturin bis auf wenige Meilen und ohne Ausnahme nie in die Nacht hinein und nie vor Tage ausgefahren, ist auch alles, was man verlangen kann. Es ist mir ein ordentlicher Trost, zu denken, daß ich nicht so weit von Dir bin, daß ich im Notfall in zwanzig Tagen mit Post wieder bei Dir sein könnte. Kohlrausch ist Montag sehr früh in einer Postchaise mit drei Pferden — denn die Wege nach Heiligenstadt hin sollen über alle und jede Beschreibung gehn — und bei dem fürchterlichsten Schneegestöber abgereist. Er war sehr traurig und ich auch, und es war mir zu Mute, als wenn ich mich aufs neue von Euch in Rom trennte, denn ich konnte doch von so vielem mit ihm sprechen, wovon ich nun mit niemand mehr reden

1804 kann. Die Kinder sind ungemein lieb. Sie haben auch nun die notwendigen Stunden. Wenn es nur irgend möglich ist, so konsultiere ich in Kohlrauschs Abwesenheit keinen anderen Arzt. Kohlrausch hat mich sehr instruiert. Theodor hustet weit weniger und hat weit weniger brennende Hände. Die Einförmigkeit des Lebens tut ihm auch gut und mildert seine Lebhaftigkeit, die durch den Wechsel der Gegenstände auf der Reise ordentlich einen furchtbaren Grad erreicht hatte.

Caroline*) schreibt mir, sie werde mit ehestem auf einen Tag herüberkommen, um mich zu sehen.

Mein geliebtes Leben, wie bist Du mir, wie sind die Kleinen mir immer gegenwärtig. Wenn es möglich wäre zu erscheinen, so müßte meine Gestalt sich unter Euch in Rom zeigen, denn ewig sucht Euch mein inneres Denken auf in den wohlbekannten Stuben, und von Stunde zu Stunde ahnde ich beinah, wo Ihr seid und was Ihr macht. Adelheids Briefchen und der kleine Krikelkrakel darauf hat mich tief gerührt. Ich meinte die kleinen Händchen zu sehen, wie sie so geschäftig dabei gewesen sind. Euer Sonnenschein und heitrer Himmel freut mich auch — hier ist eine ewige Nacht. Der Winter und der Schnee haben nach der Aussage aller Menschen erst spät im Februar angefangen, und nun kommt das alles nach. Niemand hat das Gefühl der italienischen Natur so lebhaft davongetragen, als die Fürstin von Rudolstadt. Es wollte jemand etwas zum Lobe des deutschen Himmels sagen. „Ach," erwiderte sie, „lassen Sie es gut sein, es wird ja hier nie Tag."

Ich schreibe Dir hier mit zwei Worten die Summe ab, so meine Reise bis hierher gekostet hat.

148 Francesconi — 103½ hab ich noch und habe sie zu meiner Rückreise behalten.

68 Dukaten — 2 hab ich noch,

*) Caroline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld.

24½ Laubtaler, 1804
22 Carolinen,
40 röm. Scudi.

Ich meine, mit den 30 Scudi, die Du Anaſtaſio in Rom gegeben haſt, macht das alles zirka 700 Taler. Du wirſt es genauer berechnen können, da Du weißt, was das Gold Dich koſtet. Die Rechnung der Ausgabe im Detail habe ich und werde ſie mit zurückbringen, für jetzt weiß ich aber nicht, ob ſie trifft, denn Kohlrauſch iſt wenigſtens eben ſo ungeſchickt wie ich, die verſchiedenen Münzſorten auf einen Wert zurückzubringen. Die Koſtenrechnung von Rom bis Florenz habe ich Dir geſchickt. Hebe ſie doch auf, denn ich habe weiter keine Abſchrift davon, und es iſt doch kurios.

Adieu, Geliebteſter, Beſter. Tauſend Küſſe den Kleinen und Dir von Deiner Caroline.

64. Caroline an Humboldt

Erfurt, 18. April 1804

Du haſt mir einen unausſprechlich glücklichen Tag durch Deine Briefe gemacht, mein geliebtes Leben. Der vom 31. März iſt nur 15 Tage gegangen. Papa verſichert, daß das ohne Beiſpiel ſei, und auch mir iſt es äußerſt ſchnell vorgekommen. Meine Gedanken entfernen ſich gar nicht von Dir und den holden, kleinen Mädchen. Ich kann nicht eigentlich ſagen, daß ich an Euch denke, aber Ihr lebt mit mir und ſeid mir gegenwärtig wie die gegenwärtigen geliebten Kinder. Caroline iſt ſtill und lieb und beſchäftigt ſich mit Luſt. Theodor iſt ein wenig launiſcher, aber doch auch gut. Sein Witz, ſeine Lebhaftigkeit machen die Bewunderung aller Menſchen aus, die ihn ſehen, und er iſt zu klug, um das nicht zu merken und ſelbſt dadurch nicht zuweilen zu Unarten gereizt zu werden. Ich wünſche ſehr, daß der Mai ſo hinſchlendere,

1804 denn das Gehn aufs Land mit Papa ist eine wahre Seccatur, indessen, tun kann ich eigentlich nichts dazu. Sonntag, den 15., aß ich mit Papa bei dem Gouverneur Graf Wartensleben. Es sollte ein Diner à mon honneur et gloire sein. Die alten, wohlbekannten Stuben, die alten Gestalten, mit einigen neuen verbrämt, machten mir, ich kann es nicht leugnen, einen sonderbaren Eindruck. Morgen gibt Papa dem Gouverneur ein Diner. Montag vormittag kam Caroline und Lolo*) aus Weimar herübergefahren, ganz allein, ohne Kinder. Caroline sieht sehr wohl und munter aus und ist ordentlich jugendlicher und hübscher geworden, Lolo aber schien ungemein angegriffen und hatte um die Augen so tief liegende Züge. Sie kommt auch im Julius nieder. Schiller hat ein Quartier in Jena genommen und geht mit ihr, den Kindern, Carolinen und der chère mère**) auf drei Monate hin, damit sie von Stark***) recht gepflegt werde. Es ist Schiller und Carolinen gewaltig bange, daß sie wieder einen Anfall von Verrücktheit bekomme wie das vorige Mal, und sie sieht auch furchtbar aus. Wenn ganz unvorhergesehene Zufälle mich hindern sollten nach Paris zu kommen, so könnte es mich auch tentieren, nach Jena zu gehn. Papa hat meinen Plan vernommen, nach Paris zu gehn, doch merke ich recht gut, daß er es höchst ungern sieht und sich auch noch immer schmeichelt, daß nichts daraus werden wird. Ich hoffe aber, alles soll sich zum besten lösen. Ob es nicht gut sein möchte, mir einen Paß von Paris aus schicken zu lassen? ist mir eingefallen. Für Frauen macht man zwar weniger Umstände wie für Männer, allein in meiner Situation muß ich auf alles denken, da mir das Warten übel bekommen könnte. Du bist gewiß auch der Meinung, daß ich gut tue. Die letzten Unruhen in Paris haben das Reisen wieder erschwert. Wenn Papas Reise aufs Land sich bis zum 20., 22. Mai

*) Caroline v. Wolzogen und Charlotte Schiller. — **) Frau v. Lengefeld. — ***) Der Arzt.

hinzieht, so dispensiere ich mich natürlich, ihn zu begleiten und gehe 1804
nach Weimar, wo ich bei Carolinen mit den Kindern wohnen kann. Auf einen Tag will ich ehestens hinüberfahren. Ich habe ein großes Verlangen, Schiller und Goethe zu sehen. Sie haben mich beide freundlich grüßen und mir sagen lassen, sie würden einmal zusammen herüberkommen, mich zu sehen, allein das tentiert mich wenig, denn Papa will sie dann doch bei sich haben. Schillers Wilhelm Tell ist schon gespielt, Lolo hat mir halb und halb versprochen, das Manuskript herüber zu schicken. Ich erwarte einen Brief von Ernst*) mit der Nachricht, ob er nach geendigtem Generalkapitel hierherkommen wird oder nicht. Ich möchte ersteres, weil es Papa hier aufhielte. Auch wegen der Lehrmeister, die die Kinder haben, wünsche ich hier zu bleiben. Ich habe mir auch mein Badewesen wieder eingerichtet, und Mittwoch und Sonnabend morgens um 10 Uhr kannst Du mich im Wasser denken. Du mußt Dich nun einmal in diese Amphibiennatur bei mir ergeben.

Deine Pindarische Ode freut mich ungemein, Du weißt, daß ich immer gewünscht habe, Du möchtest ihn nach und nach beendigen. Aber schmerzen könnte es mich beinahe, wenn meine Abwesenheit Deiner poetischen Stimmung günstiger als meine Nähe wäre. Doch laß Dich ja den kleinen Vorwurf nicht stören und fahre ja bald fort, wenn es Dir in Sinn und Gemüt kommt. Das Sonett an Moltke**) ist sehr lieblich, volltönend und gehaltvoll. In die Pindarische Ode muß man sich immer erst wieder hineinlesen, aber das kommt bald.

Ach, auch mir, meine Seele, glaube es nur, bleibt die Erinnerung der früheren, der ersteren Jahre unserer Verbindung ewig gegenwärtig und teuer. Ich könnte auch gleich wieder mit Dir in dieselbe einfache Situation, in dieselbe tiefe Einsamkeit zurückgehn,

*) Ernst v. Dacheröden, Carolinens Bruder. — **) Vgl. S. 132.

1804 und wer weiß, was geschieht, wenn wir lang genug leben sollten, um daß die Kinder etabliert und von uns getrennt wären. Du hast es mir aus der tiefsten Seele geschrieben, wenn Du in Deinem Briefe sagst, es komme nicht darauf an, glücklich zu leben, sondern bloß darauf, alles Menschliche zu erschöpfen und sein Schicksal zu vollenden. Geahndet habe ich es immer und es auch einmal, ich glaube in einem Brief an Burgsdorff, ausgesprochen, aber tiefer und ganz, ganz hab ich es seit unsers Wilhelms Tod empfunden. Die Tiefe und Unendlichkeit des Lebens hat sich seitdem vor mir aufgetan, und das Großmenschliche erblüht, ersteht, wie soll ich sagen, gewiß und einzig nur da, wo das Individuum sich weder im Genuß des Glücks noch des Schmerzes schont.

Lebe wohl, mein geliebter, bester Bill. Ach, hätte ich Dich doch einen Augenblick um mich und die lieben, kleinen Mädchen! Die Kinder grüßen. Theodor war furieus, daß Du ihm nicht geschrieben hattest. Er hat sich über eine Stunde wie wütend herumgewälzt und immer laut schluchzend geschrien: „es ist unrecht, es ist unrecht". Addio.

65. Humboldt an Caroline

Rom, 21. April 1804

Endlich, liebe, teure Li, habe ich einen Brief von Dir mit letzter Post, am 17., bekommen und weiß, daß Du in Augsburg gesund mit den guten Kindern angekommen warst. Daß es in Deutschland kalt ist, glaube ich gern. Es ist es sogar noch hier. Wir haben einen schrecklichen Frühling. Immer Sturm! oft Regen. Doch scheint nur die Sonne, wie sie doch jeden Tag fast tut, einige Stunden, so ist jetzt wieder der schöne Orangenduft da und die ganze Atmosphäre ein Wohlgeruch.

Die Adelheid ist sehr wohl, liebe Li, aber ich muß Dir heut 1804
einen kleinen Unfall erzählen, den sie vor einigen Wochen gehabt hat und den ich Dir verschwiegen habe, weil er Dich in der Ferne hätte beunruhigen müssen. Morgen vor fünf Wochen war sie bei Moltkes einen Nachmittag ohne mich, in dem Saal, wo Bonstetten*) wohnte, und lief mit Carl. Beide Kinder fielen, und die Adel erhielt, es ist noch ein Rätsel wie, eine lange und ziemlich tiefe Wunde auf der Stirn, die gerade herunter nach dem rechten Augenbrauen zuging und im Augenbrauen endet. Du kannst Dir den Schrecken der armen Moltke denken, sie schickte gleich zu mir zu Khevenhüller, wo ich gerade Sartoris in der Konversation präsentierte. Ich fuhr gleich zu Flaguni**) und mit ihm zu Moltkes. Dort war schon Lupi.***) Wie sie verbunden war, fuhr ich mit ihr nach Hause und blieb zu Hause. Dadurch war die Sache so bekannt geworden, daß am andern Morgen halb Rom schickte und sich nach dem Kinde erkundigen ließ. Ich machte ihr ihr Bett auf dem Sofa in der grünen Stube, und Wunsch †) und ich blieben bei ihr die Nacht. Den dritten Tag bekam sie Fieber, am 21. und 22. wieder, und nun setzte es sich in ein dreitägiges, durch unsere Kur und Sorgfalt blieb es aber schon am 30. aus, und so hat sie in allem nur sechs Anfälle gehabt. Bis dahin haben ihr Wunsch und ich alle Stunden Tag und Nacht eingegeben und auch seitdem bis erst auf zehn bis zwölf Tage; um ja in der Diät nichts zu versehen, haben wir nie ein Mädchen mit ihr allein gelassen. Ja es ist selten eine in die Stube gekommen. Wunsch ist drei Wochen lang nicht in die Sapienza gegangen, und ich habe nur die nötigsten Gänge gemacht. Die ganze Sache war gewiß nicht gefährlich, aber ich habe mich doch sehr geängstigt, das kann ich nicht leugnen. Mit Kohlrausch wäre es nichts gewesen, aber diese Ärzte! Lupi verschrieb alle möglichen

*) Der Schriftsteller Karl Viktor v. Bonstetten, Freund von Friederike Brun. — **) ***) Italienische Ärzte. — †) Junger deutscher Mediziner.

1804 Mittel. Ich deliberierte mit Wunsch, zog alle Rezepte von Kohlrausch zu Rate und ließ von Wunsch die Rezepte schreiben. Denn von Lupi war schon darum nicht eins zu brauchen, weil er z. B. das arme Kind alle halbe Stunde wollte halbe Tassen einnehmen lassen.

Durch diese Krankheit hat sich denn auch in meinem Leben viel geändert. Wunsch ist zu mir gezogen, denn wie die Adel nur die Augen aufmacht, schreit sie: „Candat", und wenn er jetzt in die Sapienza geht, versichert sie, daß sie ihn anbinden will. Sie will mit niemand sonst in die Medici gehn. Aus Gewohnheit ist es dabei geblieben, daß sie in der grünen Stube schläft und so, daß ich oder Wunsch unser Bett des Abends vor das Sofa setzen lassen. Den ganzen Tag wechselt sie in der Gunst, wer bei ihr schlafen soll. Aber am Ende bleibt es gewöhnlich bei mir. Dann muß ich spätestens um sechs wieder aufstehen, und zwar mit dem Kopf zuerst. Manchmal höre ich sie schon, wenn ich halb schlafe, rufen: „Vater, Kopf zuerst!" Du bist gar nicht vergessen, liebe Seele. Sie spricht unendlich oft von Dir, und sehr oft sagte sie: „Sage der Mutter, soll noch heute wiederkommen". Auch müssen wir immer hören: „So Mutter wiederkommt, keiner bei mir schlafen, bloß Mutter, und Mutter nicht mit Kopf zuerst heraus". Auch, daß die Anna dann nicht mehr bei ihr sein wird, sagt sie oft. Die arme Kleine weiß wohl, daß sie dann niemand braucht als Dich. Gabrielle ist sehr munter. Sie ist oft bei mir mit Vicenza, weil Adel nach ihr verlangt. Das kleine Ding rührt mich oft, jedesmal, daß ich nur durch die Stube gehe, wo sie ist, lacht sie mich an und springt herum. Vicenza ist wieder besser, aber seit drei Tagen hat Wunsch ein dreitägiges Fieber. Es ist unausstehlich. Er nimmt aber entsetzlich viel Salmiak und China. Mir hat nicht eine Minute etwas gefehlt. Sei auch nicht bange um mich. Ich esse alle Tage meine vier Eier, manchmal noch ein fünftes in der Suppe, gehe spazieren, arbeite viel, es fehlt mir nichts als Deine und der Kleinen Gegenwart.

Nach Dir sehne ich mich oft sehr, gutes, teures Kind. Es ist das 1804
erste Mal, daß Du ohne mich niederkommst. Es schmerzt mich recht. Es wäre Dir doch wohl ein Trost. Schreibe mir doch, wann Du eigentlich niederzukommen denkst. Über die Zeit Deiner Reise nach Paris bestimme nur ganz selbst nach eigener Lust. Von hier kann ich nichts sagen. Aber mache nur, liebe Seele, daß Du dich amüsierst und gesund bleibest. Kürze auch die Reise nicht ab, um mich nicht so lange allein zu lassen. Wenn Du nur Freude hast, bin ich recht gern so, und einmal weggereist, ist doch so viel Mühsames überstanden, daß man es auch genießen muß.

Adieu, liebe, teure Seele. Grüße herzlich Kohlrausch, der aber nun nicht mehr bei Dir sein kann, und umarme die Kinder.

Ewig, ewig Dein H.

66. Humboldt an Caroline

Rom, 28. April 1804

Unser Briefwechsel, liebe Li, betrübt mich recht. Ich schreibe alle Tage, die Gott ruhen läßt, aber immer ist mir's, als bekämst Du die Briefe erst, wenn Du wieder hier sein wirst. Die Adelheid blüht mit jedem Tage wieder mehr auf. Sie geht alle Tage, meist mit dem Kandidaten, spazieren und ist über alle Maßen lustig. Das Italienische war durch die Krankheit zurückgekommen, weil sie da immer nur bei uns war, aber jetzt ist es wieder in vollem Flor, nun spricht sie ganz wie eine Römerin und Deutsch ganz schlesisch nach dem „Candaten" Körbel, Brinkel, ein Fleck für ein Lappen, unerhörte Worte. Sie amüsiert mich unendlich. Seit dieser Woche ist auch das Wetter himmlisch. 17, 18, 19 Grad immer, und ein Orangenduft, sobald ich nur ein Fenster aufmache. Ach! wie oft, liebe Li, denke ich an Dich, wenn ich so gegen Abend spazieren gehe. Noch neulich war es himmlisch im Coliseum. Dann tut es mir so leid,

1804 daß Du ein Jahr verlierſt, da es doch ſo wenige im Leben gibt. Ich lebe jetzt eine ſehr ſchöne Zeit, und es fehlt mir nichts als nur Du. Ich gehe ſehr ſelten in Geſellſchaft, die Geſchäfte ſind mäßig, und ich gehöre meiſt mir an. Aber meine Sehnſucht nach Dir iſt darum nur ſtärker und dauernder. Liebe, gute Seele, wir haben nun ſo viele Jahre in ununterbrochener Liebe miteinander gelebt, daß es kein Wunder iſt, wenn wir uns einander fehlen. Aber bekümmere Dich darum nicht, es iſt auch in der Sehnſucht eine hohe Süßigkeit, kürze darum Du Deine Reiſe um nichts ab. Mache die Pariſer ja recht vernünftig und ordentlich, kämeſt Du auch ſpäter zurück, als Du wollteſt. Bleibt Theodor geſund, ſo ſtärkt er ſich nur deſto beſſer, und wir ſind deſto ſicherer, daß wir hernach ungeſtört hier ſein können. Daran liegt mir wirklich recht ernſtlich, und müßten wir auch noch länger getrennt ſein, daß Theodor nicht zu früh zurückkommt. Bedenke nur, in welcher fatalen Lage wir wären, wenn wir zum zweitenmal fänden, daß es mit ihm hier nicht ginge.

Hier iſt alles beim alten. Das Volk hat mich rein verlaſſen. Der Dienstag iſt daher ſehr klein, zwölf, vierzehn Perſonen, aber nicht unangenehm, weil man mehr ſpricht. Der Baiernfürſt*) iſt der Pilier, der erſte und letzte, Khevenhüller**) kommt auch wieder, und neulich war ein polniſcher General Dabrowski, der ein intereſſanter Mann iſt [da]. Mit dem Prinzen war ich geſtern zum letzten Male beim Papſte und der Königin von Sardinien. Die fragt beſtändig nach Dir und rühmt Dich. Beim Papſt hab ich noch zuletzt eine üble Kommiſſion für den Prinzen gehabt. Ich habe müſſen zwei Roſenkränze erbetteln. Es iſt mir etwas ſauer geworden, allein der Papſt hat geblutet, was wollte er machen? Es ſind zwei recht hübſche Achate und Onyxe. Der Papſt war übrigens ſehr freundſchaftlich und fragte auch nach Dir. Conſalvi***) iſt krank und nimmt

*) Der nachmalige König Ludwig I. — **) Vgl. S. 132. — ***) Kardinal und Staatsſekretär Pius' VII.

nur im Bett an. Es gehn viel Fieber herum, aber sehr leichte, 1804
dreitägige, und die gleich weichen. Nur bleibt eine große Mattigkeit und Schwäche zurück. So hat es Zoëga gehabt. Ich bin immer wohl und durchwandere ungestraft die sieben Hügel. In meiner inneren Wirtschaft geht es sehr gut. Alles ist ruhig und friedfertig und gehorsam, und ich bin wie ein ἤπιος πατήρ.*) Der Kandidat ist zugleich Haushofmeister. Mit dem Zucker hat er eine große Reform getroffen. Er schlägt so kleine Stücke, daß die Leute aus Seccatur, nicht zu lange dabei zu stehen, wenig nehmen müssen. Du weißt, daß die kleinen Stücke mein Tod sind, aber was will ich machen? Dabei ist er so mißtrauisch, daß er um den Zucker im verschlossenen Schrank einen Strich mit Bleistift zieht, um zu sehen, daß man nichts nimmt. Wir verbrauchen aber wirklich seitdem viel weniger. Mit einem Pfund Kaffee muß Antonio sechzehnmal Kaffee machen, und es geht sehr gut. Dabei frägt der Kandidat, wenn er nach der Sapienza geht, nach den Preisen, kostet Wein usw. So haben wir die Eier gestern von zwei Bajocchi**) auf eineinhalb gebracht und auch an einhalb Baril Wein vier Prozent gespart. Diese Ersparungen sind unser Divertissement bei Tisch und beim Frühstück. Die Adelheid lacht eben so aus vollem Halse in der blauen Stube mit Gabrielen. Könntest Du es doch einmal hören.

Adieu, Ewigliebe. Humboldt.

67. Caroline an Humboldt

[Erfurt], 29. April 1804

Mein geliebter Wilhelm. Gestern war ich mit den Kindern in Weimar und fuhr abends wieder herüber. Schiller und Lolo sah ich nicht, weil es ihm zweimal vierundzwanzig Stunden vorher in den Kopf gekommen war, nach Berlin

*) Gütiger Vater. — **) Etwa 10 Centimes.

1804 zu reiſen. Caroline ſagte, daß er nicht übel Luſt habe, ſich dort niederzulaſſen, wenn man ihm annehmliche Bedingungen machte; allein ſie ſieht es als einen argen Genieſtreich an, daß er ohne alle Vorbereitung dahin gereiſt iſt. In Weimar iſt's ein Geheimnis, man meint, er ſei bloß nach Leipzig. Die beiden Knaben hat er mitgenommen, und ich ſah nur das kleine Mädchen. Ich kam um 11 Uhr vormittags bei Carolinen an. Fernow*) war von meiner Ankunft präveniert und fand ſich ſehr bald ein. Er freute ſich unbeſchreiblich, mich wiederzuſehen, aber wie ſieht er aus!! Wie ein aus dem Grabe Erſtandener. Wenn Fernow ſich nicht noch in dieſem Frühjahr erholt, ſo ſtirbt er auch, wahre Totenzüge um Mund und Naſe und eine furchtbare Magerkeit. Die Unterredung mit mir, die Nachrichten, die ich ihm von Rom und ſeinen Freunden geben konnte, erheiterten ihn ſehr; Caroline behielt ihn zum Mittageſſen. Von einem anderen Hofmeiſter, als der Dir nach Rom ſchrieb, konnte er mir keine Nachricht geben. Er verſicherte, daß nichts ſchwerer, als ein taugliches Subjekt der Art zu finden ſei. Du kannſt gewiß glauben, daß ich in dieſer Angelegenheit nichts verſäumen werde, aber ſie macht mir viel Kopfbrechen. Nach dem Eſſen ging ich mit Carolinen zur Staël,**) die ſeit ſechs Tagen von Berlin zurückgekommen war. Neckers Tod wirſt Du längſt erfahren haben. Die arme Staël empfing die Nachricht ſeiner Krankheit durch eine Stafette in Berlin und reiſte ſogleich von da ab. In Weimar erfuhr ſie den Tod ihres Vaters. Sie ſoll ganz außer ſich geweſen ſein. Mir tat ihr Anblick wohl und wehe. Der Anblick eines wahren, tiefen Schmerzes hat immer etwas ſehr Ergreifendes, und wenn man ihn ſelbſt in der Seele trägt, ſo möcht ich beinahe ſagen etwas Be-

*) Carl Ludwig Fernow, Schriftſteller, war von 1794 bis 1802 in Rom. Seit 1804 Bibliothekar der verwitweten Herzogin in Weimar. — **) Frau v. Staël, Tochter des franzöſiſchen Miniſters Necker, lebte, ſeit Napoleon I. ſie aus Paris verbannt hatte, viel auf ihrem Schloß Coppet am Genferſee.

ruhigendes. Die Staël macht sich beinah Vorwürfe, weggereist zu sein, 1804
obgleich sie ihrem Vater zweimal von unterwegens geschrieben, sie wolle zurückkommen, wenn er nur im geringsten sich leidend fühle. Er hat sich aber wohler gefühlt wie je, sie gebeten, ihre Reise recht zu benutzen und sich angenehm zu machen, und hat nur drei Tage eigentlich zuletzt gelitten. Sie war ganz von ihrem Verlust zerrissen und wiederholte mir immer, wie sie ein ganz anderes Verhältnis mit ihm gehabt hätte als das, was gewöhnlich Vater und Kind untereinander hätten. Nichts auf Erden sei ihr so teuer gewesen. Von Dir sprach sie mit vieler Liebe und Anhänglichkeit. Ich sagte ihr, wie ich glaubte, Du habest ihr auf ihren Brief aus Frankfurt geschrieben; sie aber versicherte, keinen Brief von Dir seitdem bekommen zu haben und zu wiederholten Malen sagte sie, es verlange ihr sehr danach. Sie geht nun nach Coppet und denkt eineinhalb Jahr dort zu bleiben und künftigen Herbst über ein Jahr nach Italien zu kommen. Sie wollte bloß mit Dir und Melzi*) leben, sagte sie. Gegen mich war sie sehr freundschaftlich. Sie hat ihre Tochter und den älteren ihrer Söhne August bei sich und hat August Wilhelm Schlegel auf ein Jahr als Hofmeister zu ihren Söhnen genommen. Sie schien sehr eingenommen von der Art, wie er sich bei ihrer schnellen Abreise aus Berlin und den obwaltenden Umständen genommen und auch von seinem Verstande. Überhaupt schien sie von Deutschland zufrieden, doch kamen einige ungeheuer französische Äußerungen, wie z. B. Bonaparte habe sie von Paris verwiesen, „l'irritation que cette injustice m'a fait éprouver", sagte sie „me donna le désir de voyager pour établir ma réputation dans d'autres pays".

Von der Staël ging ich zu Goethe, der mich in seinem Garten erwartete, sehr lieb und gar nicht ceremonieus aufnahm. Die Helwig, geborene Imhof, kam hin, mich zu sehen. Als wir uns umarmten, sagte

*) Vizepräsident der italienischen Republik, lebte in Mailand.

1804 Goethe, das sei der Gruß der Elisabeth. Ich konnte nur sehr kurz bei ihm bleiben, da der Weg übel war und kein Mondenschein. Riemer*) kam in den Garten mit Theodor, den ich ihm schon früher zugeschickt hatte. Goethe wird Dir dieser Tage schreiben und freute sich, sagte er, auf die Tage, wo ich nach Weimar kommen würde.

Die einzig gute Einrichtung, die man bei dem Aufenthalt in Burgörner durch die preußische Verfassung**) hat, ist die Schnelligkeit in Besorgung der Briefe. Die Briefe, die Mittwoch und Sonntag hier ankommen, sind Donnerstag und Montag in Burgörner.

Meine Gesundheit ist über alle Beschreibung gut. Theodor und Caroline sind wohl, doch will ersterer noch gar nicht an Fettigkeit zunehmen. Ihn eine gute und gesunde Diät bei Papas gewöhnlichem Tisch finden zu machen, ist kein schlechtes Kunststück. Papas Magen muß ausgepicht sein. Heute hat er fünf Sorten sauren Wein gekostet, sieben Sorten schlechten Kaffee und von drei fetten Schüsseln gegessen, am Abend talgigte Waffeln gegessen, und doch ist er wohl.

Tieck***) habe ich in Weimar nicht gesehen, wir haben uns verfehlt, aber einige seiner Arbeiten, die gut sind und denen man dennoch anfühlt, daß er fort sollte.

Es ist ein Buch herausgekommen von Schötz in Berlin, was Lagrimas heißt, und von dem Goethe gesagt hat, zu deutsch hieße es Heularsch. Sie wollen haben, ich soll es Dir mitbringen.

Mit der Prinzessin†) und der Heirat in Petersburg soll es noch weitläufig aussehen. Eigentlich weiß kein Mensch was, denn

*) Der Philologe Riemer war 1803 kurze Zeit als Hofmeister im Humboldtschen Hause in Rom gewesen, dann in derselben Eigenschaft bei Goethes Sohn, später Gymnasialprofessor und Bibliothekar in Weimar. — **) Erfurt war seit 1802 preußisch. — ***) Friedrich Tieck der Bildhauer. — †) Großfürstin Maria Paulowna von Rußland, die im Juli 1804 mit dem Herzog Carl Friedrich von Weimar vermählt wurde.

Wolzogen und der Prinz sollen sich nicht getrauen, herauszuschreiben, 1804
und um allerlei mündlich zu erfahren, hat der Herzog den Sohn des Geheimrats Voigt zu Wolzogen geschickt. Man sagt sogar, der Herzog wolle sich in Memel ein Rendezvous mit Wolzogen geben. Andre Nachrichten behaupten, der Kaiser verlange schlechterdings, der Herzog solle seinen Abschied als preußischer General nehmen, eher werde die Vermählung nicht vollzogen. Man redet stark von einer Allianz zwischen Preußen und Frankreich und daß Preußen Hannover besetzen werde und vom Kriege mit Rußland. Voilà toutes mes nouvelles politiques.

Und was macht denn meine süße, holde Adel und die stille Gabriele? Soll ich sagen, wie innig ich mich freue, daß beinahe zwei Monate, das Viertel meiner Abwesenheit von Rom verflossen sind? Nein, Du weißt es, weißt, wie ich an Dich denke, mich herzlich nach Dir sehne. Ich möchte auch nicht hier umherschreiten und denken, daß ich nicht bald wieder in Rom wäre.

Tausend Küsse den Kindern und Dir. Addio, anima mia.

68. Caroline an Humboldt

[Erfurt], 4. Mai 1804

Mein hiesiger, nun heut schon vierwöchentlicher Aufenthalt nähert sich seinem Ende. Ich gehe den 13. nach Auleben, Papa folgt mir den 14., wir bleiben daselbst den 15. und 16., den 17. gehe ich nach Burgörner, und Papa kommt mir dahin den 18. nach. Den 18. oder 19. wird auch mein Bruder mit seiner Frau wahrscheinlich dort eintreffen, und den 28. oder 29. packe ich wieder auf und suche mit Relais in einem Tage bis Weimar zu kommen, wo ich dann schon Kohlrausch zu treffen hoffe, oder er kommt ein bis zwei Tage später. Die Promenade nach

1804 Auleben und Burgörner amüſiert mich gar nicht, und wenn Ernſt nur ein wenig Honnetität hätte, ſo hätte er mich ihr nicht ausgeſetzt, denn wäre Ernſt hierhergekommen, ſo hätte ſich alles trainiert und ich wäre von hier nach Weimar gefahren, wenn Papa nach Auleben abgeſegelt wäre. Ich hatte Ernſten alles detailliert, meine Umſtände, die zugemeſſene, genau mir zugemeſſene Zeit, um vor meiner Entbindung nach Paris zu kommen, und ihn daher gebeten, hierher zu kommen, allein Bedenklichkeiten ohne Ende, Bequemlichkeit, Angſt, zwei Meilen mehr zu fahren und dergleichen Elendigkeiten. Ich will mich mit niemand brouillieren und gehe alſo ohne Widerrede, wohin Papa will den ganzen Mai, aber damit Punktum, denn ich habe ihm deklariert, daß, wenn ich nicht nach Paris ginge, ich meine Wochen in Jena abwarten wollte und ihn immer um dieſelbe Zeit verließe. Zu meiner Pariſer Reiſe macht ſich aber alles ſehr gut. Eben, indem ich dieſes ſchreibe, bekomme ich einen Brief von Caroline mit einer Einlage der Pobeheim*), die ihr aufträgt, mir zu ſagen, daß ſie das Band aus Wilhelms Haaren geflochten für mich habe machen laſſen und es mir aufbewahre. Das iſt alſo das Letzte, was mir noch von ihm zurückkommt, von meinem, von unſerm geliebten Wilhelm. Morgen iſt ſein Geburtstag, Du denkſt gewiß daran wie ich, und unſere Gedanken begegnen ſich bei ſeinem Grabe. Ach, immer bleibt mir etwas Schönes und Eigentümliches in ſeinem frühen Dahinſcheiden; wäre eine Gewißheit des Wiedererkennens, ſo könnte ich eine recht eigentlich tiefe Freude darüber empfinden, daß er vom Leben keine Freuden und keine Leiden genoſſen hat, er, der zu allen mit großen und reichen

*) Pobeheim, Bankier in Paris, der dort Humboldts Geldgeſchäfte verwaltete und durch ſeinen Bankrott ihm empfindliche Verluſte zufügte. Dieſe Geſchäfte, das Zurückziehen der Vollmacht ſowie der Wunſch, ſich nicht von Kohlrauſch zu trennen, der einige Zeit in Paris zubringen mußte, waren die Hauptgründe für die Pariſer Reiſe.

Anlagen von der Natur ausgestattet war. Dürfte man nicht hoffen, 1804
daß in einem wahrscheinlich höheren und reineren Dasein eine so üppige, durch nichts verkümmerte und verschmälerte Blüte sich zum Göttlichsten entfalten würde? Wilhelm, so denk ich immer an Dich, aber die Tränen versiegen mir nimmer, und die Treue meines Gedächtnisses, das mir jeden kleinen Umstand aufbewahrt, ruft mir Tausende von dem Tage, wo er geboren, und ebensoviele von dem, wo er gestorben ist, auf einmal in die Seele zurück. Voriges Jahr sagte er bei Tische: „Nun, das nächste Jahr bekomme ich eine doppelte Zahl wie die Li", und des Abends hatte er sich eine Kindergesellschaft zusammengebeten, die kleinen Geschwister der Keller*) und Ida,**) und wie die Kinder so tobten, gingst Du mit Fernow***) beinahe im Dunkeln in dem großen Zimmer auf und ab — und er war so glücklich mit seinem Biskuitkuchen, seinen Pasten und besonders mit der Schildkröte, die ihm Keller geschenkt hatte, und so eitel auf das goldene Petschaft, was ich ihm hatte stechen lassen, und machte so viel kindische Projekte, woher er nun sich die Uhr verschaffen wollte. Verzeih, daß ich Dich an alles das erinnere, ich denke aber, es geht Dir wie mir, die dauernde Wehmut um ihn ist noch das einzige Leben mit ihm.

5. Mai

Noch einen Gruß, indem ich den Brief zumache, um ihn abzusenden. Ach, es ist heut so schönes, heitres Wetter! Freundlich und hell scheint gewiß die Sonne auf unsres Wilhelms Grab, und es umfängt ihn der tiefblaue Himmel Roms. Du bist schwerlich draußen, Du hast heute zu schreiben, aber Deine Gedanken sind bei ihm. Ich kann nicht an Wilhelm denken, ohne nicht mit einer besonderen Wehmut an Dich zu denken — er war immer so ganz eigen um Dich, er liebte Dich so vorzüglich, er gehörte Dir auf eine so vor-

*) Gattin des Bildhauers. — **) Ida Brun, Tochter der Schriftstellerin. — ***) Vgl. S. 152.

1804 zügliche Art. Ach, hätte ich doch ſein Leben mit dem meinen erhalten können! Küſſe tauſendmal die Adel, die ſüße, ſie hat viel Ähnlichkeit mit ihm, auch Gabrielen grüßt Mutter. Adieu, Geliebteſter, Beſter. Vom 28. Mai bis 4. Juni bin ich in Weimar — den 18. ſpäteſtens in Paris. Adieu.

69. Humboldt an Caroline

Rom, 5. Mai 1804

Ich habe heut einen entſetzlichen Poſttag gehabt, liebe Li, und nun tut es mir ſo leid, daß ich Dir nur werde wenige Zeilen ſchreiben können. Aber es iſt ſpät, die Hand iſt mir ganz lahm, und wir haben ſchon 22 Grad Wärme; es iſt himmliſch. Daß Du Arme das nicht auch genießeſt! Das tut mir ſo oft jetzt leid. Ich habe heute an alle Potentaten zugleich ſchreiben müſſen. Es iſt großer Lärm in Rom. Verneguis iſt an Frankreich ausgeliefert, und Caſſini reiſt auf Befehl des Kaiſers von Rom ab, doch läßt er das Wappen. Der Papſt hat bei ſeiner Abſchiedsaudienz geweint, und der arme Conſalvi*) kann leicht draufgehn. Er iſt ſeit mehreren Wochen krank und hat jetzt viel Blut geſpuckt. — Montag war ich mit dem Prinzen in Albano, L'Ariccia und Palazzuola. Ein himmliſcher Tag, wo ich ewig an Dich gedacht habe. Zu unſerm Grabe konnte ich nicht kommen, weil Benedetto nicht da war. Aber wie iſt mir alles wieder lebendig geworden. Ich habe jetzt auch die Büſte von Keller, ich mag ſie aber immer noch nicht, doch findet jeder, daß etwas Ähnlichkeit darin iſt. Es tut mir jetzt, ſo oft ich Dein Bild anſehe, immer aufs neue leid, daß wir ihn nicht malen ließen. Aber wir glaubten ihn ſo ſicher zu haben! —

Ich habe Deine beiden Briefe vom 7. und 11. April bekommen und danke Dir herzlich. Auch freue ich mich unendlich über die

*) Vgl. S. 150.

glückliche Reiſe. Nur ängſtigt es mich, daß Du ſagſt, daß Theodor 1804
huſtet. Kohlrauſch hat doch keine Furcht mehr, daß ſeine Lunge angegriffen iſt? Jetzt liegt mir nur die Reiſe nach Paris ſehr am Herzen. Ich wünſchte Dich erſt dort. Es iſt mir, als müßteſt Du notwendig da mehrere Monate zubringen. Es wird Dir und Theodor bekommen. Reiſt Caroline*) nicht vielleicht mit?

Der Prinz iſt geſtern früh weg. Ich war noch um 4 Uhr morgens bei ihm. Er weinte faſt und freute ſich, Dich bald wiederzuſehen. Schreibe mir ja recht oft. Es iſt mir ſehr einſam, und ich ſehne mich unglaublich nach Dir.

Ewig Dein H.

70. Caroline an Humboldt

Erfurt, 9. Mai 1804

Dein Brief vom 21. April iſt ſchon den 6. Mai in meinen Händen geweſen, mein innigſtgeliebter Bill, und ich hätte Dir ſchon Montag geantwortet, wenn ich nicht ein paar Tage recht ſehr leidend geweſen wäre. Ich bekam einen Anfall von Magenkrämpfen gerade wie letzten Winter in Rom, und litt ungemein zweimal 24 Stunden. Jetzt iſt aller Schmerz vorbei, ich bin nur noch ſehr matt.

Der Unfall, den Adelheid gehabt hat, hat mich freilich ein wenig erſchreckt, es war mir, als wenn mir eine kalte Hand gerade ins Herz faßte, doch möchte ich nicht, daß Du mir je verſchwiegeſt, wenn ihr oder Gabrielen etwas zuſtieße, oder Dir ſelbſt, mein geliebtes Leben. Um das, was man recht liebt, will man ſich auch ängſtigen, wenn man ſich nicht daran ergötzen und erfreuen und mit dem eigenen Vermögen und Kraft des Herzens ihm beiſtehen kann. Deinen Schreck bei der erſten Nachricht kann ich mir vorſtellen, und

*) Caroline v. Wolzogen.

1804 nachher Deine Angſt und Sorge bei ihrem Fieber. Ach, Du Guter, mußt Du denn ſo ängſtliche Tage in meiner Abweſenheit erleben!

Ich möchte, wir wären erſt alle wieder beiſammen, um uns gegenſeitig beizuſtehen. Caroline iſt ſehr wohl, Theodor auch, doch will ſein Ausſehen mir nicht gefallen, er iſt immer blaß und hat tiefe Ringel um die dunklen, oft brennenden Augen — eigentlich ſah er beſſer auf der Reiſe aus, ſobald das Fieber von ihm gewichen war. Ich weiß nicht, immer zittre ich vor etwas langſam Zerſtörendem, Hektiſchem in dem Knaben — vielleicht iſt indes auch meine Beſorgnis ungegründet. Kohlrauſchens Rückkunft wünſche ich ſehr, beſonders wegen Theodor. Seine Krankheit muß ihn ſehr verſpätet haben, indeſſen trifft er doch gewiß in den letzten Tagen des Mais mit mir in Weimar zuſammen, Du kannſt Dich darauf verlaſſen und daher für meinen Zuſtand ganz außer Sorgen ſein. Ich bin die Zeit her ſehr mit der Einrichtung des kleinen Kinderzeugs beſchäftigt geweſen; da ich nicht ein Stück mehr hatte, hat es mich Zeit und 30 Taler gekoſtet. Ich denke etwa den 18. Junius in Paris einzutreffen.

Wolff hat mir geſchrieben und mich um die Erlaubnis gebeten, mich in Burgörner zu beſuchen; ich habe ihn zur Pfingſtwoche hinbeſchieden. Schiller und Lolo haben aus Berlin noch nichts von ſich hören laſſen. Caroline gedenkt bald Lolos Wochen in Jena abzuwarten, bald nach Wiesbaden, bald nach Dresden zu gehn. Immer tauſend Projekte und wenig Feſtes. Sie wünſcht, Wolzogen bekäme eine Penſion und retirierte ſich, und ſie hofft, es ſoll ſo kommen; Schiller ſoll auch auf den Rückzug denken. Der Schatz*) ſoll Schillern ſehr hübſche Präſente in den letzten Jahren gemacht haben — wie viel weiß ich noch nicht, aber ich bitte Dich, gegen niemand davon Erwähnung zu tun. Das reichliche und ſichere Auskommen hat für

*) Dalberg.

mich dadurch etwas ungemein Reizendes und eigentlich etwas Schönes, 1804
weil es eine gewisse Stille und Ruhe dem Charakter gibt, die ich oft bei sonst vorzüglichen Menschen vermisse, wenn es fehlt.

Theodor schickt der Adel eine selbstgemachte Komposition, zeige sie doch Schick und grüße ihn von mir, auch Wunsch.*) Da Adel ihn so lieb hat, muß ich ja wohl auch. Es ist wirklich ein guter Mensch. Alle die kleinen Details, die Du mir schreibst, vergegenwärtigen mir unaussprechlich Dein Leben und die Existenz der kleinen Geschöpfchen. Ich danke Dir tausendmal dafür und bitte Dich, ja nichts so unwichtig zu glauben, daß Du es mir nicht schriebst. Du bereitest und erhältst mir die süßeste Freude, die ich in der Entfernung von Dir haben kann. Freilich wärst Du mir ein Trost in der Stunde der Entbindung, und ein großer — ach, nicht da allein, Du bist immer so lieb und mild, daß Deine Gegenwart ja immer wohltätig wirkt — aber ich muß nun schon diesmal so hindurch. Auch bin ich eigentlich ruhig und habe das größte Zutraun auf Kohlrausch. Letzteres kommt mir nicht sowohl durch seine Kenntnisse, sondern durch seine Besonnenheit.

Die alten Erfurter unverwüstlichen Gestalten machen übrigens ein sonderbares Amalgama mit den preußischen Figuren. Der alte General Kotulinsky ist vorige Woche gestorben. Aus seinem Taufschein hat man ersehen, daß er 101 alt geworden ist. Allein seine Koketterie hat ihm nur erlaubt 94 zu avouieren. Was meinst Du dazu?

Donnerstag morgen

Ich habe letztens hier unter alten Papieren Deinen ersten ostensiblen Brief an mich gefunden, der eine Dissertation der Billigkeit der Todesstrafe enthält, und in dem ich zehnmal „gnädiges Fräulein" genannt werde. Ich habe mich recht daran ergötzt. Theodor war letztens über unsere Kisten und Kasten hier geraten und hatte die

*) Vgl. S. 147.

1804 Zeit wahrgenommen, wo ich unten bei Papa war, und wie ich wieder ins Zimmer kam, hatte er mir aufs Sofa die Skelette hingestellt, die der Professor in Jena gemacht hat, und die noch sehr gut konserviert sind.

Adieu, Geliebtester. Tausend Grüße und Küsse meiner Adelheid und Gabrielen. Adieu, Teuerster, Bester. Ewig Deine

Caroline.

71. Humboldt an Caroline

Rom, 12. Mai 1804

Ich danke Dir herzlich, liebe Li, für Deinen langen, schönen Brief vom 18. v. M., den ich am 8. hier bekommen. Er hat mir unglaublich wohlgetan. Jeder Ton von Dir hat etwas so unendlich Beruhigendes; er kommt aus unserm ganzen Leben zusammen, aus einer Reihe so verschiedener und sich doch immer in dem Einen Gefühl der Liebe gleicher Stimmungen hervor. Ich kann mir das Leben nicht denken, das ich führen könnte, ohne diese Töne zu hören, und ich habe es schon oft bei mir bedacht und bin auch gewiß überzeugt, daß wir uns nicht lange einander überleben werden. Es freut mich über alles, liebe Seele, daß es Dir und den Kindern wohlgeht. Zwar leidest Du gewiß an kleinen Zufällen, ohne daß Du davon schreibst, aber es ist schon viel, wenn es nur im ganzen gut geht. Behalte nur ja guten Mut. Es geht gewiß alles glücklich. Sehr lieb ist es mir, daß Du mit Ernst an Paris denkst. Es ist der einzige Punkt, der Dir angenehm sein kann, Du beruhigst mich besonders dadurch. Bleibe, liebe Seele, wenigstens einige Monate da und gehe nicht eher fort, bis es Dir gemütlich ist. Wer weiß, ob Du Dich so bald wieder zu einer Reise entschließest. Eins nur bitte ich Dich inständigst, reise nicht ohne Kohlrausch. Das allein würde mich sehr ängstigen. An Papas Gerede kehre Dich nicht, sage, Du gehst Alexandern entgegen, damit

ist's aus. Eine Reise nach Paris ist so etwas Gewöhnliches, und 1804
Du bist so frei, daß Du niemand über Deine Reise Rechenschaft zu geben hast. Sonst ist Alexander und die Besorgung unsrer Geschäfte mit Pobeheim*) ein überaus vernünftiger und hinlänglicher Grund. Wegen der Zeiten glaube ich nicht, daß Du das mindeste weder in Paris noch auf der Reise zu befürchten hast. Nur sei behutsam überall und setze Dich en règle, und wenn Du in Paris bist, schreibe mir nichts, was nicht auch schon in Zeitungen steht. Ich hätte es sehr gern gesehen, wenn Du einen Hofmeister mit nach Paris hättest nehmen können. Es ist ein Mann mehr, der Dir auf jeden Fall bliebe. Wie steht es denn überhaupt damit? Die Schwierigkeit, einen zu finden, sehe ich freilich ein, und auch darum wäre mir der Landaufenthalt bei Papa fatal. Du bist noch mehr äußer Wege, und nötig ist der Hofmeister doch. Bringst Du einen guten deutschen Hofmeister mit und eine französische Köchin, liebes Kind, so bist Du göttlich. Dann ist alles in Rom, was wir brauchen. Mit Antonio geht es nur sehr mäßig. Wenn ich nicht alle Tage dasselbe äße, so käme ich nicht aus. Aber so, einen Tag ein Huhn in der Suppe, Gemüse mit Rindfleisch und weiche Eier, und den andern Suppe (mit den Überresten von Huhn für Adel und Gabriele), Gemüse mit Rindfleisch und Agnello,**) und so ewig fort. Heute haben wir ein ganzes Huhn gehabt, nun kannst Du pünktlich im Julius und August wissen, was wir essen. Wir befinden uns aber alle bei dieser Weisheit und Mäßigung so wohl, daß es mir immer unangenehm ist, gebeten zu werden, was auch selten geschieht. Nur mit dem Gemüse für die Adel ist es zum Verzweifeln. Seit der Broccoli weg ist, schmeckt nichts, auch Erbsen nicht. Heut hat sie mich gequält, Linsen machen zu lassen. Ich habe es getan, aber sie gleich: „Francesco, levate via, questo non mi piace.“***)

*) Vgl. S. 156. — **) Lamm. — ***) „Nehmen Sie das fort, ich mag das nicht.“

1804 Reisbrei kriegt sie ohne Ausnahme alle Mittag, und den Abend ißt sie mit Gabrielen den Rest. Beide sind sehr gesund und sehen blühend aus. Gleich nach dem Fieber hatte Adel immer Hunger und kam alle Augenblick zu mir: „Ich schon wieder hungrig, hungrig vom Rasen, ich den ganzen Tag hungrig", und dazu zuckt sie die Achseln. Anastasio mit den Spielsachen ist auch diese Woche gekommen, und ich habe ihm einen Zecchin geschenkt. Die Freude kannst Du Dir nicht denken. Sie sprang immer um den Tisch herum und sagte immer: „Eine recht gute Mutter, schickt das, liebe Mutter, wird bald wiederkommen." Es hat mich zu Tränen gerührt. Was sie nun behalten hat, hat sie in das Schubfach ihres kleinen Tisches gelegt und hält es sehr ordentlich. Die Puppen sind auch gekleidet.

Mit den Rechnungen quäle Dich ja nicht, es kann doch zu nichts helfen. Ich bin überzeugt, Du gibst nichts unnütz aus. Bis jetzt finde ich Deine Reise gar nicht teuer. Wenn ich die Francesconi und Dukaten abrechne, die Du noch hast, so macht die ganze Ausgabe nicht, wie Du meinst, 700 Taler, sondern nur 570 Taler. Du kannst mir nie zur Last fallen. Mit dem Sparen hier geht's ziemlich. Mir ist eingefallen, daß Du sehr gut tun würdest, beim Zurückkommen von Florenz wieder nach Livorno zu gehn, es fehlt uns viel an Steingut, und auch müssen wir wieder Gläser und ein paar Kronleuchter oder etwas Ähnliches haben. Wenn ich der kleinen Mädchen wegen kann, komme ich Dir entgegen, und dann könnten wir zusammen gehn.

Es freut mich, Liebe, daß Dir mein Sonett und die Ode nicht mißfallen haben. Das erste war nur eine Spielerei. Die Ode ist vielleicht die schlimmste im Pindar, voller Unebenheiten und Unterbrechungen des Sinns. Sie ist offenbar mit Leidenschaft gemacht. Ich wählte sie eigentlich der Schwierigkeit wegen. Ist sie gut übersetzt, so kann ich auch alle übersetzen. Denn keine ist mehr so schlimm.

Dann hat sie einzelne große Bilder, die Liebe zur Juno, die Ge- 1804
burt des Centauren, und mitunter schöne Sentenzen. Du hast sehr unrecht, liebe Li, zu glauben, daß ich in Deiner Nähe nicht diese Beschäftigungen jetzt gleich gut forttreiben könnte. Daß ich dies jetzt machte, wurde bloß durch Moltkes Abreise veranlaßt. Seitdem habe ich nichts gemacht, nicht weil ich nicht Stimmung gehabt hätte. Aber es kostet unendliche Zeit, und ich möchte die Basken*) vom Halse haben. Diese sind sehr vorgerückt. Aber immer kommt wieder etwas dazwischen. Freitag und Sonnabend kann ich einmal schon nie daran arbeiten. In der Woche geht auch noch meist ein Tag ab, und die zufälligen Störungen, und Du mußt nicht glauben, daß ich durch Deine Abreise viel Zeit mehr gewinne. Der einzige Unterschied ist vielleicht, daß ich bei Tee und Frühstück lese, wirklich bin ich mit dem Ariost fertig und lese jetzt den Tasso, des Abends meist den Livius. Von der übermäßigen Bewunderung Ariosts bin ich doch etwas zurückgekommen. Es sind erstaunlich leere Gesänge, einige Fabeln, die ganze Verrücktheit Rolands, das Holen seines Verstandes vom Himmel, sind mir abgeschmackt und nicht graziös, und es ist nirgends ein Ganzes, auch nicht einmal in seiner Phantasie. Bei einem auch durchaus rhapsodistischen Plan mußte er doch eine eigene Welt haben, aber nein, es ist zusammengeflickt und oft geborgt. Nur die unbegreifliche Leichtigkeit, die Stärke und Grazie der Sprache reißen immer hin, und daher kann man ihn gewiß ungeheuer oft lesen. Zeige meine Ode Goethen, wenn Du Gelegenheit hast. Sobald ich mit den Basken fertig bin, will ich den Pindar**) endigen. Hier in Rom, das fühle ich, gelingt mir alles, was ich nur überhaupt machen kann. Ach! liebe Li, alle Abend von 7—9, oft später, kannst Du mich auf einsamen Spaziergängen denken. In Gesell-

*) Humboldt arbeitete damals an dem Versuch einer Monographie des baskischen Volksstammes. — **) Die Pindarübersetzung ist nicht vollendet worden. Es sind 12 vollständige Oden und 3 angefangene vorhanden.

1804 ſchaften gehe ich jetzt wenig und oft ſpäter, da jetzt alles ſpät angeht. Es iſt mein größter Genuß, mir jetzt noch unentbehrlicher, da ich Dich nicht hier habe, und das koſtet mich viel Zeit. Ich fange meiſt mit dem Coliſeum an. Der Abendſtern ſcheint jetzt immer ſo herrlich durch die oberen Bögen herein. Wie es dann finſterer wird, gehe ich aufs Kapitol und ſo in die Stadt hinein, meiſt beim Pantheon vorbei nach Hauſe. Jeden Tag ſehe ich faſt ſo dieſelbe Stelle wieder, und jeden iſt ſie mir neu. Die Villa Negroni, in die ich ſonſt ſo oft ging, iſt mir jetzt durch die alte Cumberland, die ſie bewohnt, verleidet, aber ich gehe dann dahinter auf den kleinen Hügel, von dem man alle Gebirge göttlich überſieht. Wenn ich zu Hauſe komme, finde ich die kleine Adel ſchon im Bett und trinke dann wie gewöhnlich Tee. Hitze haben wir drei Tage lang ſchon gut gehabt, 22½ Grad. Indes lebe ich noch im Licht. Es iſt wieder kühler geworden, und man braucht die Sonne noch nicht ganz auszuſchließen. An Theodor ſchreibe ich heute. Der arme, kleine Junge, ich dachte nicht, daß er ſich ſoviel aus Briefen machte.

Weißt Du auch, daß die ehemalige Fräulein Goltz,*) die eben geheiratet hatte, in Wochen geſtorben iſt? Sie ſoll ſich ſehr gequält haben, weil ſie ſehr ungern geſtorben iſt. Ihr Vater iſt ihr zwei Tage darauf auch ins Grab gefolgt.

Adieu, liebe, teure Seele, lebe herzlich wohl und umarme die Kinder. Schreibe doch einmal Kunth. Kommt Burgsdorff nicht zu Dir? Von Herzen adieu! Dein H.

*) Frau v. Wedel, geb. v. Goltz. Vgl. Bd. I.

72. Caroline an Humboldt

Weimar, 16. Mai 1804 1804

Liebſter Wilhelm! Ich habe Deinen Brief vom 28. April den 13. Mai in Erfurt bekommen. Dein Wohlſein und das der Kleinen freut mich unausſprechlich. Jetzt ängſtige ich mich eigentlich nur vor dem Monat Auguſt. Erhitze Dich ja nicht, wenn die eigentlich große Hitze anfängt, und ſuche auch die Kinder ſo kühl wie möglich zu halten.

Ich bin vorgeſtern hierher gefahren, Papa reiſte nach Auleben*) ab, bleibt da den 15. und 16. und kommt morgen nach Burgörner. Ich gehe morgen nachmittags nach Naumburg, und Freitag, den 18., bin ich bei guter Zeit in Burgörner, wo ſelbigen Tages oder den folgenden auch Ernſt eintrifft.

Heute iſt Lichens Geburtstag. Caroline hat ihr einen Roſahut und Theodor ein roſenrotes Tuch geſchenkt; ſie iſt überglücklich. Ich will für meine drei Maitöchterchen in Paris erſt etwas Hübſches kaufen. Morgen iſt Adels Geburtstag. Theodor nimmt nicht ſo zu, wie ich es hoffte und wünſchte. Der Umgang mit anderen Knaben wirkt eigentlich nicht vorteilhaft auf ihn. Adolf**) iſt auch eigentlich kein liebenswürdiges Kind, er hat bis jetzt etwas dezidiert Gemeines und Wildes und ſcheint mir dabei mehr ſchlau als fein. Carolinen finde ich nach und nach wieder, wann ich mich mit ihr ausſpreche, doch hat ihr, dabei bleibe ich, die Heirat und das Prekäre ihrer Lage und der Ausſichten und Pläne ihres Mannes reellen Schaden getan. Lolo und Schiller kommen den 22. wieder, man hat ſie ſehr in Berlin fetiert, ob es zu etwas Reellem geführt hat, werde ich Dir erſt mit eheſtem ſchreiben können. Lolo war alle Abend, wo nicht Schauſpiel war, bei der Hagen.***) Lolo ſchreibt, ſie habe Uhden†) geſprochen, und dieſer habe ihr geſagt, es ſei im

*) Vgl. S. 18. — **) Sohn der Caroline v. Wolzogen. — ***) Frau v. Hagen. Vgl. Bd. I. — †) Vgl. S. 113.

1804 Werk, Dich mit sehr vorteilhaften Konditionen anderweit in kurzem zu placieren, er sei genau davon unterrichtet. Mir kommt gerade das Unterrichtetsein sehr verdächtig vor, ich vermute, Uhden sucht die Stelle, die Du jetzt hast, wiederzubekommen.

Beinahe für gewiß sieht man es an, daß Preußen Hannover bekommen wird und dann ein Krieg mit Rußland entstehen wird. Willst Du wegen Deiner Gelder nicht deshalb Dich vorsehen? Der hiesige Herzog reist nach Königsberg und hat dort eine Entrevue mit Wolzogen; wenn ein Krieg erfolgt, läßt man die Prinzessin*) nicht von Petersburg abreisen, denn in ganz Deutschland sieht man die kleinen Fürsten für ganz zernichtet an, wenn jetzt wieder ein Krieg entsteht, und hier sitzt man wie auf Kohlen wegen der ganzen Heiratstripotage.**)

Gestern mittag habe ich im Schloß bei der regierenden Herzogin gegessen — er ist abwesend —, Goethe war auch da, den Abend bei der Witwe Herzogin Tee getrunken. Alle sehr gnädig und enchantiert. Goethe ist ungemein lieb und freundlich mit mir. Gestern abend trat unvermutet Stark***) zu mir ins Zimmer, dümmer wie je, aber außer sich vor Freuden, mich wiederzusehen. Er embrassierte Emilien, so war er entzückt. Er hat mich auch schönstens eingeladen nach Jena zu der angenehmen Expedition. Wenn mit Kohlrausch was dazwischen käme, ging ich auch nirgend hin als nach Jena.

Schreibe mir doch gleich, was für Bücher, deutsche, Du etwa haben möchtest, ich habe gestern Cotta gesprochen, er kann mir alles franko bis Mailand schaffen, und von Mailand aus nehme ich es mit in meinem Wagen im Oktober. Auch was Du aus Paris wünschest, sage mir ja. Den 15. Junius gedenke ich dort zu sein. Die Pobeheim scheint, entre nous soit dit, ich ersehe es aus ihren sonderbaren Briefen an Caroline Wolzogen, meine Ankunft gar

*) **) Vgl. S. 154. — ***) Hofrat in Jena.

nicht gern zu sehen — kann ihr aber nichts helfen. Schreibe doch 1804
an ihn Pobeheim in einer Manier, daß ich autorisiert mich fühle, wegen unserer Gelder mit ihm zu sprechen.

Adieu, mein süßes Herz, für heute. Caroline und Theodor grüßen, auch Caroline Wolzogen. Empfiehl mich Schick und allen guten Bekannten. Ewig Deine Caroline.

73. Humboldt an Caroline

Rom, 19. Mai 1804

Ich habe heute trotz des Posttages nicht vermeiden können, mit Schuberts bei Khevenhüller*) zu essen, liebe Seele, und komme eben zurück, um noch Dir zu schreiben. Es war ein fürchterliches Geschrei bei Tische, weil man glaubte, sehr lustig zu sein, indes tut es mir dennoch leid, daß Khevenhüllers jetzt fortgehen, wie ich einmal mit ihnen bin, sind sie mir immer angenehm. Nach Tisch heute schlug man vor, den bedeckten Gang nach Aracoeli hinaufzugehen, den Du von der Straße aus oft gesehen hast. Es ist wirklich sehr närrisch, die Burg des Kapitols von da zu erklimmen. Ich habe aber in dem tiefen Grase, das nach dem gepflasterten Gange kommt, eine meiner Schuhschnallen verloren, was mir sehr fatal ist, weil man hier keine elastischen bekommt. Doch hoffe ich, sie noch wiederzufinden. Sie, die Schubert, ist mir immerfort unausstehlich, wir streiten unaufhörlich, avouieren mit Lachen, daß wir nie einig sind, und meinen im Ernst, daß wir uns nicht leiden können. Mit dem Mann bin ich desto besser, er ist mir nützlich und herzensgutmütig. Auch Moltkes sind mit ihm ausgesöhnt. Moltkes sind gar nicht sehr erbaut von Neapel zurückgekommen. Sie finden Rom unendlich schöner und interessanter.

*) Vgl. S. 132.

1804 In Neapel sei nur die eine Aussicht, und der Lärm der Stadt gemein, gar nicht groß, wie in Paris, ein niedriges Treiben und ein niedriger Markt, alles so wie hier bei Piazza Navona. Sie bleiben nur acht Tage hier und gehn dann durch die Schweiz nach Hause und sinken auf immer zu Boden. Nur wir, liebe Li, bleiben immer in Bewegung, und uns wird die Ruhe nicht eher als im Grabe ereilen. Die Moltke staunte auch über die Geschwindigkeit Deiner Reise. Sie ist außer sich darüber, wie man so etwas durchsetzen kann. In der Tat aber ist es wahr, Du hast Wunder getan.

Nach L'Ariccia will ich gewiß ein paarmal diesen Sommer, indes nur auf einen Tag. Es hat mich so geschmerzt, liebe Li, gerade jetzt Dich nicht hier zu haben an den Geburtstagen der Kinder. So viele süße und wehe Erinnerungen sind mir durch die Seele gegangen. Ich wußte, daß an demselben Tage auch Du an nichts anderes dachtest. Dein Bild ist mir ein unendlicher Trost. Ich sitze oft halbe Stunden davor und sehe es an. Es hat so unendlich Deinen eigentümlichsten und tiefsten Charakter, die sanfte Stille, den gehaltvollen Reiz, die innige, unaussprechliche Menschlichkeit. Es gehört recht viel dazu, das so aufzufassen, und Schick ist mir noch unendlich lieber dadurch. Du bist wirklich wunderschön darin und buchstäblich wahr, es ist nicht jünger, es ist nicht reizender, es ist gerade nur, wie Du bist. Auch spricht es alle Menschen an. Ich habe jetzt eine grüne Gardine davor machen lassen, und es bleibt immer zu, weil es mir meist lieber wäre, die Menschen sähen es nicht. Aber jeder macht es auf, auch die es wer weiß wie oft gesehen. Die Bachantin steht jetzt in der roten Stube, und auf dem Bureau Wilhelms Büste. Sie muß doch sehr ähnlich sein, weil jeder sie erkennt, ich selbst gewöhne mich, sein Gesicht, wie ich es in der Phantasie habe, auf sie zu übertragen. Allein lieb ist und wird sie mir nicht. Es ist die hölzerne, nicht die schöne Ähnlichkeit. Ich habe neulich einen Traum gehabt, der ihn mir lebendiger wieder-

gegeben hat. Er lag auf demſelben Bett wie in L'Ariccia, und tot. 1804
Aber er bewegte ſo unendlich ſanft die Augen, er machte ſie größer und tiefer, wie er ſo oft tat, und ſie waren gleich ſchön, nur verbleicht an Farbe. Ich muß es ewig wiederholen, dies Kind war mir ſo in die Seele gewachſen, daß ich ganze Spaziergänge, halbe Nächte lang alles, was ich von ihm weiß, zurückrufen und dabei unendlich genießen kann. Je länger wir ihn verloren haben, deſto tiefer werden mir dieſe Gefühle; bloß das Streben, alles, was man noch von ihm zu ſehen, zu hören glaubt, recht feſt zu halten, ermüdet und ſpannt ab. Sonſt ſind dieſe Erinnerungen himmliſch, und ich kenne nichts, das an ihre Freude grenzt. Von jeher war es ſo in mir. Wenn ich in Burgörner ein paar Tage bei Dir geweſen war und nun wieder allein ſein mußte. Mit nichts auf Erden hätte ich den ſtillen Genuß vertauſcht. Und ſo iſt es mir jetzt. Manchmal kann ich kaum ſagen, daß ſein Tod mich ſchmerzt. Er iſt ſo leicht, ſo fröhlich hingegangen. Im Leben iſt ſo vieles, was uns abſtumpft und verderbt. Er iſt vorübergeglitten, und ſein Bild hat er rein und ungetrübt gelaſſen. Aber manchmal wieder ergreift mich auch ein recht eigentlicher phyſiſch wehetuender Schmerz. Neulich ging ich, es iſt ſchon eine Zeit, über den ſpaniſchen Platz und ſah Reiter, die hier Künſte machen, über den Platz reiten. Es waren ein paar Knaben auf kleinen Pferden dabei. Es fiel mir nun ſo vorübergehend ein: wenn Wilhelm doch die ſähe, und es ergriff mich ſo, daß ich in die Villa Medicis gehen mußte und lang dableiben. Der Ort feſſelte mich da ſo. Ich war immer da, gerade die nächſten Tage nach ſeinem Tode, und ich erinnere mich ewig, wie mich ſchauderte, als ich zufällig den kleinen Berg hinaufſtieg und den Monte Cavo ſah. —

Ich habe mich ſo gehn laſſen; davon zu ſchreiben, liebe Li, wenn ich täte, wie ich möchte, ſchriebe ich, ſpräche ich ſelten von etwas anderem, und es hat mich oft geſchmerzt den Winter, daß

1804 aus Schonung für Theodor, für Kohlrauschens Besorgnisse, der arme Wilhelm fast aus unsern Gesprächen verbannt war. Du bist stark und bist nicht so, das weiß ich, Dich und mich wird der Gedanke an den Verlust nur spornen und stärken. Mich hat er recht eigentlich gestählt. Es heißt mit rascher Hand in die Wunde des Lebens greifen, wenn man so einen Verlust ganz fühlt, und wund ist immer auch das glücklichste Leben. Wenn es nicht schmerzen soll, will es nur halb berührt sein. Es ist nicht, daß man litte, aber daß man sehen muß, daß das Schönste getrübt ist, daß man es auch mit dem besten Willen nur immer halb genießt, daß man von allen göttlichen unendlichen Gestalten nur Schatten sieht und nur Schatten ist, das ist das Entsetzliche. Ich bin so zufrieden mit meinem Leben, daß ich nicht einen Tadel weiß. Ich habe Dich gefunden, mit der ich sein kann wie mit mir selbst, und aus der ich immer besser und stärker zurückkehre. Ich habe schöne, muntere, frohe Kinder hier und einen dort — wenn es ein Dort gibt —, der mich gewiß liebt wie ich ihn. Aber wenn ich denke, was vielleicht unsern jetzigen Kindern selbst bevorsteht, wieviel Du, liebe Gute, leidest und schon gelitten hast, wie mit aller Liebe, mit aller Sorgfalt, unter glücklichen Umständen selbst, ich so manchen Schmerz Dir nicht habe sparen, Dich nicht so glücklich machen können, wie manche kleine Umstände, am meisten das zum Leben nötige leidige Treiben, uns selbst gehindert haben, nur uns und unsre Liebe recht zu genießen, so wird es mir oft weh. Aber ich komme dann auf Deine tiefe Weisheit zurück. Sich ans Große und Lebendige halten, Schmerz nicht achten, und leben, um das tiefste Menschliche zu fühlen und in sich zu tragen. Und wenn Du mir nur bleibst. Vom Zustand ohne Dich, sagte ich Dir schon neulich, habe ich keinen Begriff und mag ich nie einen haben. Auch ahnde ich, wird uns das Schicksal darin günstig sein. Ehe unsre Kinder nicht groß sind, stirbt keiner von uns beiden, gib acht. Das Schicksal richtet sich nach dem inneren

Menſchen, und wenn ſelbſt das Leben ein Schmerz wäre, würde 1804
keiner von uns beiden ſo lange es verlaſſen wollen, und ſind die Kinder groß, liebe Li, ſo gehören wir nur uns und unſern Gefühlen an. Wir kehren dann wieder in den Zuſtand zurück, wo wir waren, als wir zuſammen kamen, das Leben hat weniger von uns zu fordern, und wir können uns mehr und ungeſtörter der Liebe geben, und die bleibt, ſolange das Leben bleibt. Glaube nicht, gute Li, daß ich wehmütig bin — und doch wehmütig bin ich eigentlich und bin es immer, wenn ich bin, wie ich mich ſelbſt liebe. Die Wehmut iſt nur die Ahndung deſſen, was nicht eigentliches Gefühl werden kann, und ſo iſt alles Große. Weder mich noch Dich noch die Natur kann ich ohne tiefe und innige Wehmut und Rührung faſſen und habe es nie gekonnt. Aber das iſt auch das eigentliche Glück, und ſo glücklich bin ich in hohem Grade. Meine Geſchäfte, weißt Du, ſtören mich nie ſehr. Ich ſchreibe oft und denke an ganz etwas anderes. Die kleinen Mädchen ſind wohl, Adel voll Liebe, Dich hoffe ich wohl, zufrieden mit den Kindern, und wenn Du erſt in Paris biſt, noch heiterer. Meine Sehnſucht nach Dir ſtill' ich bald mit Erinnerungen und bald täuſche ich ſie mit Hoffnungen, es iſt ſelbſt ein ſüßes Gefühl, noch mehr, wenn die erſte brauſende Ungeduld der erſten Jugend ſie nicht zu ſchmerzhaft macht. Die Einſamkeit, in der ich lebe, liebe ich unendlich, ſo geht ein Tag nach dem andern hin, endlich ein Monat, und die Zeit Deiner Zurückkunft tritt immer näher. Bleibe nur auch Du froh und glücklich, liebe, gute Li, und denke an mich, und glaube ſicherlich, daß ich bei Dir und abweſend immer und ewig in meinem Innern eigentlich nur von dem lebe, was Du mir biſt. Umarme Theodor. An Caroline habe ich ſelbſt geſchrieben.

Von inniger Seele Dein H.

1804 74. **Caroline an Humboldt** Burgörner, 20. Mai 1804

Mein teures, liebstes Leben! Ich bin vorgestern glücklich hier angekommen und eile, Dir mit der ersten abgehenden Post zu schreiben. Donnerstag nachmittags, den 17., fuhr ich nach Naumburg und Freitag über Freiburg und Querfurt hierher. Hinter Freiburg begegneten wir Ernsten, der wohl eingepackt in seiner Chaise denselben Weg machte wie ich. Er lud mich mit den Kindern in seinen Wagen ein, und wir fuhren von Querfurt bis hierher miteinander, wo wir Papan sehr munter antrafen. Das Familienleben ist ganz das alte, wie Du es kennst, und Burgörner auch. Der Platz vor dem Hause ist noch immer so unaufgeräumt wie vor zwölf Jahren. Die unteren Zimmer stocken wegen der Feuchtigkeit, die Schwellen faulen. Papa baut den Schafstall und wird nie mit Bauen fertig werden. Ernst hat sich auffallend verändert, er hat äußerst gezogene Züge, sieht älter aus wie Papa und ist grämlich und verdrießlich. Die Gattin,*) der arme Narr, manchmal tut sie mir doch leid, wenn ich bedenke, wie freudlos ihr das Leben hingeht. Von einem andern Mann hätte sie doch wohl ein paar Kinder und fühlte sich in einer gewissen Tätigkeit.

Meine Gesundheit ist gut, meine innigste Sehnsucht ist Dir und den holden Kleinen zugewendet und dem stillen Grabe meines ewiggeliebten Wilhelm. Ach, wie schön, wie warm, wie still und hehr mag es in dieser Abendstunde dort sein! Ich suche Dich oft da in Gedanken und in den stillen Gängen um den Aventin, mit Adel gehe ich in der Medicis zwischen dem hohen Lorbeer spazieren und schaue mit ihr von Monte Trinità in die wunderbar gemischten, ewig wechselnden Wolken des Abendhimmels. Auch hier ist das Wetter schön nach hiesiger Art, nur kalt, unausstehlich kalt im Hause, wenigstens in den Zimmern, die die Sonne nicht trifft.

*) Frau v. Dacheröden, geb. v. Carlsburg.

Recht lebhaft denk ich hier unsers allerersten Zusammenseins. — 1804
Du Guter, Milder, in der Reihe der verflossenen Jahre habe ich Dir doch das Leben nicht sauer gemacht, nicht wahr? aber ich hätte es doch wohl noch besser machen können? —

Theodors Aussehen nimmt wieder sehr zu, die größere Bewegung, die mit dem Landleben verbunden ist, tut ihm gut. Caroline ist sehr wohl und blühend, der Großpapa hat ihr ein golden Halsband zum Geburtstag geschenkt.

Schiller kommt den 22. nach Weimar zurück und geht nicht vor dem 15. Junius nach Jena. Ich werde ihn also diesmal finden. Adieu, Geliebtester. Die Kinder grüßen. Papa, Ernst, die Schwägerin versteht sich. Adieu! Ach, wäre es doch morgen abend, damit ich Deinen Brief hätte! —

75. Humboldt an Caroline

Rom, 26. Mai 1804

Du hast mir eine unendliche Freude gemacht, liebe, gute Li, indem Du mir in einer Woche hast zwei Briefe zukommen lassen. Wie glücklich Du mich gemacht hast, kann ich Dir nicht sagen. Deine Hand allein ist mir schon ein solcher Trost, sie ruft mir so alle unsere ehemaligen Trennungen zurück, alle Freude, die ich da hatte, Deine lieben Briefe zu erbrechen, daß ich es Dir nicht beschreiben kann.

Schillers Abreise ist ein wahrer Geniestreich. Schon öfter haben wir in ihm gesehen, wie es geht, wenn einer, der immer nur in seinen Dichtungen lebt, auf einmal ins Leben eingreifen will. Fast alle Pläne, die wir von ihm noch bisher kannten, waren barock oder wurden so ausgeführt. Ich zweifle daran, daß er Glück in Berlin macht. Man hat schon Vorurteil gegen ihn, man wird

1804 ihn ſtolz und wenig angenehm finden, und er wird unzufrieden mit der Stadt und den Menſchen zurückkommen, wenn nicht die Sucht, die man jetzt in Berlin zu haben ſcheint, auf einmal alles für Wiſſenſchaft und Kunſt zu tun, auch ihm nützlich wird.

Fernow*) ſollte nur wieder zurückkommen. Er könnte am Ende ſelbſt Theodor zum Teil unterrichten, zum Teil bei ſich haben. Es war ein erzdummer Streich von ihm, fortzugehn; ich hoffte aber, ſein Eigenſinn ſelbſt würde ihn retten. Haſt Du nicht ergründen können, ob es bloß das Klima iſt, was ihn ſo mitgenommen hat, oder ob moraliſche Gründe hinzukommen? Wegen des Hofmeiſters bin ich in äußerſter Verlegenheit. Wenn Du keinen tauglichen mitbringſt, weiß ich keinen Rat. Hier iſt gar niemand. Rehfues**) iſt wirklich nicht zu brauchen. Ich hätte es ſehr gern geſehen, daß der Hofmeiſter während Deiner Wochen bei Theodor geweſen wäre. Du biſt ſo gut, liebe Seele, daß Du nie genug an Dich denkſt. Kommt nun noch Kinderlärm dazu, ſo iſt mir ſehr bange.

Der Staël habe ich wirklich nicht wieder geſchrieben. Es wird mir aber auch allemal ſehr ſauer. Der Briefwechſel mit ihr hat nichts ſehr Befriedigendes, und trotz aller unſrer gegenſeitigen Zuneigung iſt doch eine unendliche Kluft zwiſchen uns beiden. Das habe ich oft gefühlt, auch muß ich geſtehen, iſt ſie meiſt herzlicher mit mir geweſen als ich mit ihr. Eben das, was Du auch anführſt, das Treiben nach Ruhm und Lärm iſt mir durchaus entgegen, ſie hat keine Stille im Gemüt, und wenn ich manchmal mit etwas unzufrieden ſein möchte, ſo iſt es nur, weil das Leben doch auch mich oft hindert, mich der, die in mir iſt, ausſchließend hinzugeben. Im Grunde geht es mir mit ihr, wie ihr mit mir. Jeder

*) Vgl. S. 152. — **) Philipp Joſeph Rehfues, Schriftſteller, hielt ſich von 1801—1805 in Italien auf, beſorgte diplomatiſche Aufträge der Königin Caroline von Neapel und wurde 1806 Bibliothekar bei dem damaligen Kronprinzen, ſpäteren König Wilhelm I. von Württemberg.

von uns beiden hat den andern recht gern, aber jeder kennt doch, 1804
auch der Gattung nach, etwas Beſſeres und ihm Heimiſcheres. Daß Du viel mit der Staël hätteſt leben können, hätte ich ſehr gewünſcht. Ich hätte wiſſen mögen, ob ſie je dahin gekommen ſein würde, Dich tiefer zu kennen. Im Grunde iſt ein Weſen wie das Deine, das ſich immer gleich bleibt, nicht für ſie. Es muß einzelne Blitze geben, wo ſie wahres Feuer erkennen ſoll. Am lächerlichſten war ſie mir mit Alexander. Eigentlich würden ſich beide ſehr gut gefallen haben. Aber aus bloßer Eitelkeit, die ſchon, ehe ein Wort geſprochen wurde, beleidigt war, ſprach er vor ihr ſo gut als gar nicht.

Daß Du ſo wohl biſt, iſt mir ein inniger Troſt, liebe Li. Ach! bleibe nur ſo, mein Einziges, und komme ſo wieder. Froh wie ehemals können wir nicht mehr zuſammen ſein, da wir nicht mehr alles wie ehemals haben, was uns lieb iſt, aber glücklich ſind wir doch in der Gegenwart durch uns und die Kinder und auch in der Vergangenheit durch Erinnerung. Die Stelle in Deinem Brief über Wilhelms Geburtstag hat mich innig gerührt. Sage aber nicht, liebe Li, daß Du ihn hätteſt mit Deinem Leben erhalten mögen. Es läßt ſich darüber nichts ſagen, und das Liebſte läßt ſich nicht wieder mit dem Liebſten erkaufen. Glaube mir, wie lange wir ihn auch überleben möchten, es werden uns, wenn wir tot ſind, nur wenige Tage erſcheinen, daß wir von ihm getrennt waren. Laß uns ſo lange mit Liebe feſt aneinander halten; Du ſagſt ſehr recht, daß es eine ſchöne Idee iſt, daß er unberührt von den wehen Freuden und den Leiden des Lebens hingegangen iſt, und ſein Vorunshingehen hat uns, das fühl ich immer ſo deutlich, die Grenzen des Daſeins erweitert. Ich war noch vor kurzem bei ſeinem Grabe. Es iſt ſo ſtill und ſchön. Die Pyramide immer ſo düſter und ernſt und durch den blauen Himmel ſo göttlich gemildert. Ich bleibe dabei, liebe Li, ich ſtürbe gern hier, und doch hoffe ich es nicht. Wenn ich ſehr lang lebte, käme ich wohl wieder her. Aber ob

1804 wir so hier bleiben werden, ob es sich mit unsern Kindern, dem übrigen Leben vertragen wird, weiß ich nicht. Sehr leid würde es mir tun, Wilhelms Grab zu verlassen. Aber wenn die Umstände fordern, wenn die Vernunft spricht. Man lebt glücklicher allein mit der Liebe. Aber laß uns ruhig die Zeit abwarten. Vielleicht macht sich unser Schicksal von selbst unsern Wünschen entsprechend.

Lebe wohl, innigliebe Seele. Grüße Kohlrausch und umarme die Kinder.

76. Humboldt an Caroline

Rom, 6. Junius 1804

Ich habe heute mittag, liebe Li, Deinen Brief aus Weimar vom 16. Mai empfangen. . . . Kohlrausch schreibt mir von einem tauglichen Subjekt zum Sekretär, aber den kann ich nicht brauchen. Wenn es ein Hofmeister wäre! Allein die scheinen auf einmal ausgestorben. Wegen Theodor sprich ja recht ausführlich mit Kohlrausch. Ich kann es Dir nicht bergen, daß ich für ihn doch noch immer ängstliche Sorge habe. Wenn er nur nichts Hektisches hat. Es wäre entsetzlich, wenn er nicht leben bliebe. Es steckt gewiß sehr viel in dem kleinen Knaben, eigentlich ein anderer Geist als in allen unseren übrigen Kindern. Der Zufall hat gemacht, daß ich mich weniger mit ihm als mit irgend einem der andern Kinder beschäftigt habe. Er ist mir vielleicht auch weniger attachiert als Caroline und jetzt Adelheid und als der gute Wilhelm es war. Aber er war sehr gerührt beim Wegreisen. Er kam immer wieder zu mir und küßte mich und machte so starre Augen, als verhielte er sich das Weinen. Umarme ihn tausendmal von mir. Lis Gesundheit freut mich unglaublich. Die sehe ich als ganz geborgen an. Die Hitze ist jetzt hier stark,

heute 25¼ Grad, wie ich am Thermometer ſehe. Ich ſetze das letzte im Ernſt hinzu, denn gefühlt habe ich ſie eigentlich nicht. Ohne abſolute Notwendigkeit gehe ich vor 6, 7 Uhr den Abend nicht aus, meiſt aber erſt um 8, 9 bei Sternenlicht aufs Capitolium und den Monte Cavallo, meine alten Gänge. Einmal die Woche mache ich jetzt regelmäßig eine weite Wanderung mit Zoëga*). Aber da nehmen wir kühlere Tage und auch erſt nachmittags, künftig vielleicht ganz früh. Ich genieße Rom noch immer unendlich, und erſt jetzt, da mein einſamer Tee mich des Abends nicht reizt, habe ich die himmliſchen Effekte des Mondes und auch bloß ſternenheller Nächte recht kennen gelernt. Ich ſchlendere meiſt alle Tage eine eineinhalb Stunden ſo herum; ach! wie oft denk ich dann an Dich, wie wir ſonſt ſo lange auf einen Stern warteten und der große Bär über dem Kirchberg**) uns manchmal ſo fürchterlich erſchien. O! liebe Li, ich ſegne noch immer unſer Schickſal, das uns die erſten Jahre unſerer Heirat ſo zurückgezogen und einſam verleben ließ. Ich weiß wohl, daß ich zum eigentlichen Tun dieſe mußereiche Zeit hätte beſſer benutzen können und ſie vielleicht bei mehr äußerem Anſtoß beſſer benutzt hätte. Aber ich habe mich für das ganze Leben in dem Hange beſtärkt, in tiefer Stille was ich liebe, die Natur und mich ſelbſt zu genießen und daraus eine ſolche Ruhe zu ſchöpfen, daß das mancherlei Fremdartige, was jeder im Leben und immerfort tun muß, mich nie mißmutig oder gar bitter macht. Das Leben leicht tragen und tief genießen iſt ja doch die Summe aller Weisheit. Mit niemand hätte mir das letzte ſo unendlich gelingen können als mit Dir, Du liebe, gute Li. Denn in Dir iſt immer und in jedem Augenblick das echte und reine Weſen der Dinge, Du nimmſt ſie immer ganz und unverändert auf, und biſt der treuſte Spiegel der Natur, den ich je geſehen habe. 1804

*) Vgl. S. 126. — **) Bei Burgörner.

1804 Ich lerne auch immer mehr und mehr, daß die Sterne hier wirklich ein ganz anderes Licht haben als bei uns. Die Milchstraße hat mich noch gestern durch ihre unendliche Helligkeit überrascht. Auch die Planeten stehen jetzt wunderschön. Venus ist wie ein kleiner Mond, und Jupiter ist wieder wie zur Zeit unsrer Heirat, unfern des Löwen, nur einige Grade weit vorgerückt. Erinnerst Du Dich wohl der Allee im Garten Colonnas, die das eiserne Tor nach Monte Cavallo zu hat? Es ist eine Art steinerner Bank dabei, und ich setze mich da fast alle Abend ein wenig hin. Die Allee, die so ins Blaue geht, hat etwas sehr Romantisches. Es ist mir oft eingefallen, daß in Deutschland da gewiß viel Rendezvous gewesen wären, der Ort ist wie gemacht dazu.

Uhdens*) Geschwätz in Berlin legst Du ganz richtig aus. Rehfues,**) der davon besser unterrichtet sein müßte und mich sehr beschützt, schreibt mir noch vor 14 Tagen und sagt nichts, er bittet mich nur, wenn dans la suite (das hat er unterstrichen) man mir gute Anerbietungen machte, sie nicht auszuschlagen. Der einzige mögliche Fall wäre also, daß Uhden etwas mit Beyme***) abkartete und man mir gar einen Posten im Lande antrüge. Aber das ist Beymes Idee, wie ich genau weiß, nicht, und dann wird man es doch nicht tun, ohne mich zu fragen. Nach mir mag Uhden in Gottes Namen sein Kegelspiel hier wieder eröffnen; après moi le déluge. Aber noch bin ich hier, und so leicht gehe ich nicht. Die einzige Hoffnung, die Uhden haben kann, wäre, daß den Kindern doch hier die Luft nicht bekäme, oder daß wir beide eigentlich nicht gern in unser Schicksal eingreifen, sondern beide viel vom Gehnlassen halten, ich auch manchmal vom Neuen. Nur Rom finden wir nie wieder. Zoëga hat mich neulich in eine neue Villa geführt, die ich

*) Vgl. S. 167 f. — **) Vgl. S. 176. — ***) Kabinettsrat, später preußischer Justizminister.

noch nicht kannte, die Villa Mandosi, wo ein tiefes Tal ist, das 1804
viele für einen Zirkus halten. Sie ist äußerst hübsch, ich habe mich die ganze Zeit geärgert, daß Du nie dagewesen warst. Es ist auch ein sehr pittoresker Venustempel darin; sie ist fast der Villa Ludovisi gegenüber. Suche doch in Paris Visconti*) auf und sage ihm, daß ich seinen Bruder, den Buchhändler, hier oft sehe und viel mit ihm zu tun habe.

Nun eine große Neuigkeit, liebe Seele. Alexander hat geschrieben, er ist unterwegs, hat aber seine Reisepläne geändert und kommt, wie er schreibt, im Junius in Paris an. Sollte es auch August werden, so bist Du ja noch da. Von da will er nach Rom gehn und den Winter bei uns bleiben. Kommt das nicht wie gerufen? Er reist nun mit Dir und Kohlrausch zurück. Du mußt ihn ja, denn verspäten wird er sich gewiß, und auch dann in Paris einige Zeit bleiben wollen, abwarten. Überhaupt, liebe Li, habe ich schon manchmal bei mir bedacht: Eile nicht zu sehr von Paris fort! Die Reise ist immer das Schwierigste, Ermüdendste und auch Kostbarste, die hast Du nun einmal gemacht. Genieße jetzt Paris. Der Prinz sagte die letzten Tage hier, als er einmal weitläuftig darüber sprach oder vielmehr hustete und räusperte, wenn er in Deiner Lage wäre, er bliebe ein ganzes Jahr in Paris. Ich dachte bei mir, freilich, wenn die gute Li sich so wenig aus mir und den kleinen Mädchen machte wie er aus seinen Verwandten in Deutschland. Aber im Ernst, einige Weisheit ist darin, Du verlierst viel Zeit mit Deinen Wochen, und genießen mußt Du schlechterdings Paris. Also etwas länger als Du gewollt hast bleibe immer. An Kohlrausch wirst Du darin einen Widersacher haben. Er hat eine empfindsame

*) Römischer Archäolog, seit 1799 in Paris Aufseher der Sammlungen des Louvre und Professor der Altertümer. Sein Bruder in Rom gab als Fortsetzung des von seinem Vater begonnenen „Museo Pio Clementino“ das „Museo Chiaramonti“ heraus.

1804 Liebe zur Einſamkeit in Rom. Aber ich, Liebe, werde gar nicht glauben, daß Du mich und die Kleinen nur einen Augenblick weniger liebſt oder mehr entbehren kannſt, wenn Du auch einige Zeit über die vorgeſetzte zögerteſt. Für die Rückreiſe iſt's einerlei. Denn im Oktober iſt doch Schnee jenſeits der Alpen, und Oktober oder Dezember iſt all eins, auf dem Mont Cenis iſt das à la lettre wahr. Wenn künftigen Winter Alexander mit uns hier wäre, wäre es allerliebſt. Aber nun iſt eine Schwierigkeit. Kunth predigt immer, Alexander ſolle gleich nach Berlin kommen, er könne 2000 bis 3000 Taler Gehalt ohne Arbeit kriegen, und darin habe ich auch bisher mitgeſtimmt. Jetzt aber bedenke ich's anders. Alexanders Plan, denn das vergaß ich Dir zu ſagen, iſt ſo. Sein Brief iſt unglaublich ſchnell gekommen. Er iſt vom 28. März dieſes Jahres aus der Havana. Er will nun gar nicht mehr nach Spanien, ſondern nach Nordamerika gehn. In fünf bis neun Tagen Schiffahrt hofft er von der Havana in Charlestown zu ſein, von da will er ſeine Sachen zu Waſſer nach Philadelphia gehn laſſen und ſelbſt in der Diligence, die nur zwölf Tage braucht, dahin reiſen. Von da ſchifft er ſich gerade nach dem Havre ein. Er ſpart alſo jetzt Zeit, da er keine in Madrid verliert. Käme er nun mit Dir gegen den Winter her und ginge im Frühjahr nach Berlin, ſo wäre es beſſer als umgekehrt, denn ſein großes Augenmerk muß jetzt doch die Reiſebeſchreibung ſein. Die kann er in Rom, ohne alle Bücher, ſchwer machen. Es iſt daher vielleicht beſſer, er ſchiebt den Anfang dazu um einige Monate auf, als daß er ſich, wenn er ſie einmal angefangen hat, unterbricht. Ob man ihn übrigens je nur dahin bringt, nach Berlin zu reiſen, iſt ſehr problematiſch. Denn er ſchreibt wieder ausdrücklich: „faites seulement que je n'aie jamais besoin de revoir les tours de Berlin.“ Ich ſchicke Dir künftigen Poſttag den ganzen, ſehr hübſchen Brief. Jetzt muß ich ihn noch behalten, um der Haeften und Kunth danach zu ſchreiben. Er weiß nun

Haeftens*) und Wilhelms Tod, die er durch einen Brief erfahren 1804
hat. Er schreibt sehr gerührt, doch in seiner Art An die Haeften einen Brief, französisch, von dem sie kein Wort verstehen kann, und in dem weit mehr von den Meinungen der Griechen und sogar der Juden (die besonders zu Ehren kommen) über Tod und Unsterblichkeit steht, als von ihrem armen verstorbenen Mann und den Kindern. Man kommt der Natur, sieht man daraus, nicht näher, wenn man aus der zivilisierten Welt herausgeht. Mir schreibt er übrigens von ihr: „la Haeften se marierait-elle de nouveau? Je n'en doute pas (es wäre doch der dritte Mann!) et je le souhaite beaucoup. Je ne l'épouserais pas d'ailleurs."

Adieu. Umarme die Kinder und grüße Kohlrausch.

Gestern waren nur sechs Menschen bei meinem Tee. Die Künstler verlassen mich ganz. Ich lasse es hingehn. Man spricht ruhiger. Das Volk zu bändigen, brauche ich notwendig auch Dich.

77. Caroline an Humboldt

Mainz, 7. Junius 1804

Tausendmal bitte ich Dich um Verzeihung, mein geliebtes Herz, Dir die vorige Woche nicht geschrieben zu haben. Durch eine fatale Kombination von Umständen fügte es sich so, daß ich den Posttag in Weimar versäumte, und seitdem war ich immer auf der Heerstraße. Ich bin den 28. Mai von Burgörner abgereist und kam selbigen Tages bis Auerstedt; zwischen Auerstedt und Naumburg kam mir Kohlrausch entgegen, der schon seit dem 26. in Weimar war, und es war ein rührender Moment, wie er uns alle wiederfand. Unsere ersten Worte waren: „Wäre Humboldt jetzt auch da und die kleinen Mädchen!" Dienstag waren

*) Vgl. S. 70 und 72.

1804 wir beizeiten in Weimar, allein Kohlrausch wollte mir nicht verstatten, mehr wie zweieinhalb Tage dort zu bleiben, und die Vernunft lehrte mich freilich nachgeben. Ich habe daher diesmal Goethe nicht gesehen, aber Schiller desto mehr. Goethe war in Jena, wohin auch Kohlrausch einen der drei Tage fuhr, um seinen Freund Thibaut wiederzusehen, und woselbst er von Goethe, an den Schiller ihm ein Billet mitgegeben hatte, sehr freundlich soll aufgenommen worden sein. Schiller fand an Kohlrausch ein außerordentliches Gefallen und sprach so recht mit der Lust mit ihm, die Schiller allein so vorzüglich eigen ist. Leider mußten wir den 1. Juni scheiden; wir kamen selbigen Tages bis Gotha, den 2. bis Vacha, den 3. nach Neuhof, den 4. bis Aschaffenburg und blieben daselbst den 5. Die rasende, drückende Hitze hatte mich sehr angegriffen. Ich konnte erst nachmittags Fritz Dalberg*), seine Nichte und Schwester bei mir sehen und fuhr dann mit ihnen nach Schönbusch, wo mich der Kurfürst mit unbeschreiblicher Liebe und Zutraulichkeit empfing. Er ist so ganz der alte, daß ich meinte, ich sei Tages vorher bei ihm gewesen. Aber so verliebt habe ich ihn gegen mich nie gekannt — es war zum Totlachen. Ich berührte Baden**) ganz leise, und er meinte, daß es sehr passend für Dich und Baden sein würde, Dich in Rom zu haben.

Den 6. fuhren wir nach Frankfurt und diese Nacht hierher, um der Hitze zu entgehn. Ich habe in Frankfurt gebadet und werde es heut abend wiederholen. Das ist mir das bewährteste Kühlungsmittel. Mit unsern Paßgeschäften sind wir völlig en règle, wir reisen morgen ab, in Metz bleiben wir zwei Tage, mich auszuruhen, und den 14. treffen wir in Paris ein. R. hatte sich Pässe für mich expedieren lassen, allein es ist noch nichts an-

*) Bruder des Kurfürsten. — **) Es bestand die Absicht, Humboldt auch die Vertretung Badens zu übertragen, wie es von Hessen-Darmstadt und dem Fürstentum Fulda bereits geschehen war.

gekommen, und eigentlich finde ich es auch größer, so mit Deinem 1804
edlen Paß durch halb Europa durchzukommen.

Deinen lieben Brief vom 18. habe ich in Weimar bekommen und bin innigst über die Güte gerührt, mit der Du mir alle kleinen Details über die Kinder schreibst. Ach, Ihr seid auch der immerwährende Gedanke meiner Seele! seid mir ewig gegenwärtig.

Adieu, Geliebtester.

78. Caroline an Humboldt

Metz, 12. Junius 1804

Mein teurer Geliebter! Wie süß ist es mir, Dir schon von hier zu schreiben und Dir sagen zu können, daß unsere Reise glücklich von statten geht und mich nicht unmäßig fatigiert. Den 15. werden wir in Paris eintreffen und überhaupt nur noch eine Nacht zwischen hier und Paris unterwegens sein. Ich bin zwei Tage hier geblieben, um mich gründlich auszuruhen, und fühle mich heute sehr gestärkt. Das einzige, was mir abgeht, sind Deine lieben Briefe, die ich nun schon seit heut vor 14 Tagen entbehre.

In Weimar gab mir Schiller den Tell zu lesen im Manuskript. Es ist ein wirklich großes Werk seines Genies, das ich weit über die Braut [von Messina] hinaussetze. Mit bewunderungswürdigem Geiste hat er die sehr vereinzelten Gestalten, die in dem Stück auftreten und die die Geschichte nennt, und die zerstreuten Fakta in einem Ganzen zu vereinigen gewußt und Tell, den Helden des Stücks, auf eine wunderbare Weise dadurch herausgehoben, daß er ihn zuerst bei der lebensgefährlichen Rettung eines andern auf eine hohe Art zeigt, ihn dann von allen gemeinschaftlichen Beratungen der unterdrückten Schweizer entfernt hält, bis zum Augenblick, wo er handelnd wieder erscheint und ohne Beistand, bloß durch den Rat

1804 geleitet, den er aus seiner eigenen, tief durch Vatergefühle verwundeten Brust nimmt, den tyrannischen Vogt stürzt. In dem Stück ist nichts Unnützes, nichts Weitschweifiges, nichts, was wegbleiben könnte, auch nicht ein Wort. Mich verlangt sehr, es in Deinen Händen zu wissen, denn Du wirst eine große Freude und Genuß daran haben.

Was machen denn meine süßen, kleinen Mädchen? Tausendmal küsse ich sie in Gedanken und werde schöne Kleider und Puppen mitbringen. Ich freue mich wie ein Kind auf Paris und danke Dir herzlich, daß Du mir die Freude gemacht hast. Schon hier lacht mich das französische manierliche Wesen des gemeinen Volks an. Ach, wärest Du da und die Kinder, und müßte nicht für immer der Eine bleiben in dem fremden Boden, könnte ich mich recht freuen. Ich denke seiner mit Heiterkeit, aber immer mit derselben tiefen Wehmut.

Ich umarme Dich und die Kleinen herzlich in Gedanken.

79. Humboldt an Caroline

Rom, 13. Junius 1804

Es hat mich geschmerzt, liebe Li, keinen Brief gestern von Dir zu bekommen, aber ich vermutete es eigentlich vorher. Deine Reise von Weimar nach Burgörner wird schuld sein.

Ich habe neulich, und das hat mich sehr glücklich gemacht, von Dir geträumt. Es war, als schliefest Du in der grünen Stube und wolltest eben am Morgen zu mir kommen, als ich Dir entgegenkam. Du warst ganz weiß angezogen. Ich fragte Dich: „Was macht der Kleine?“ Aber ich wachte auf, ehe Du antworten konntest. Du warst sehr hübsch. Ich habe lange keinen so lebendigen Traum

gehabt. Es ist mir dabei noch recht lebhaft geworden, daß doch 1804
eigentlich nichts über das Vergnügen ginge, wenn man sein Träumen in seiner Gewalt hätte, wenn man nur bestimmen könnte, wovon man, und nur im ganzen, in welcher Art man träumen wollte. Es wäre gewiß manchmal noch mehr als die Wirklichkeit, weil es etwas Magisches und ganz ohne Zerstreuung auf einen Gegenstand Konzentriertes, sogar etwas Innigeres hat.

Alle Augenblick kommt der Kandidat und sagt: „Es muß heute wieder etwas Besonderes in der Luft sein. Vicenza, ich, der Apotheker sind wieder krank", und alle Augenblicke drohen Fieberanfälle. Ich begreife die Menschen nicht. Ich bin immer wohl und kann mir gar nicht einbilden, daß hinter dem tiefblauen Himmel eine solche Tücke versteckt sei. Wunsch hat aber auch wirklich eine schwächliche Natur. Er ist übrigens zu großen Ehren gekommen. Er ist Assistenzarzt im Spital von S. Giovanni (beim Lateran) geworden. Diese Stelle wird durch einen Konkurs vergeben, und ich hatte Wunschen sehr dringend an den Kardinal empfohlen, der darüber gesetzt ist. Dabei hat er sich gut gehalten, und so ist er ernannt worden. Die Römer wüten und schäumen darüber, und versichern, die Fremden kriegten alles, und es gehe bloß nach Empfehlung. Er hat dort freie Wohnung, frei Essen und 2 Sc. noch monatlich, auch einen eigenen geistlichen Habit, und diese Herrlichkeit dauert drei Jahre. So ist der Menschen Schicksal. Er kam mit so ungewissen Aussichten her, und ist doch nun wenigstens für drei Jahre gesichert, auf den sieben Hügeln zu bleiben. Er hat jetzt mehr wie ich, denn ich kann jeden Tag weggeholt werden. Müßte er gleich seinen Dienst antreten, so wäre es mir indes doch nicht lieb. Allein er braucht erst vermutlich gegen den Winter hineinzugehn. Er fängt sich aber auch jetzt an einzubilden, daß er wirklich ein Arzt ist, und ich muß ihn manchmal reprimieren. Immer die Nemesis, wenn er auch nur Gehilfe in einem Spital ist, eine

1804 Würde, von der vielen der Kopf nicht schwindeln würde. Da der Kardinal vorzüglich von mir seine Keuschheit garantiert verlangte, so habe ich ihm schriftlich mit Unterschrift und Siegel gegeben, daß ich so gut als nichts Männliches je an ihm gespürt hätte. Kurz, wir haben viel gelacht, manchmal zusammen und manchmal ich allein. Jetzt soll er nun zum Doktor gemacht werden, und das kostet neue Schwierigkeiten.

Ich habe ein unbeschreibliches Verlangen, Dich, liebes Kind, in Paris zu wissen, und es ärgert mich nur, daß Du zur Zeit der Feten, vom 14. Juli an, vermutlich nicht mehr ausgehn kannst. Ich lese jetzt die Pariser Zeitungen mit einem ganz anderen Anteil als ehemals. Von der neuen Brücke, auf der zu beiden Seiten Blumen stehen, wird viel Wesens gemacht. Ich sehe Dich schon im Geiste, liebe Seele, da spazieren gehn mit Caroline und Theodor. Amüsiere Dich nur recht, ich bitte Dich inständig; spare auch ja nicht. Wer weiß, wann Du wieder nach Paris kommst. Doch habe ich eigentlich eine Ahndung, daß wir noch auf lange in Paris wohnen werden. Es ist ordentlich närrisch damit. Ich glaube gar nicht, daß ich je Gesandter dort sein werde, ich wünschte es auch kaum. Allein es ist mir, als würden wir so lange da sein, und nach Rom wäre mir keine Stadt gleich lieb. Um unser Geld mußt Du Dich wohl recht ordentlich bekümmern, ich bitte Dich sehr darum.

Ich gehe höchst wenig aus, fast nur spazieren. Die Leute, von denen ich etwas erfahre, kommen meist zu mir, und das stört doch weniger als das Ausgehn. Der Dienstag geht, aber ohne meine Schuld, fast ein. Gestern waren fünf Menschen da und keine Künstler seit Wochen. Du siehst, liebe Li, wie mich alles verläßt, wenn Du fehlst. Ich bleibe immer ruhig zu Hause, man spricht mit wenigen desto vernünftiger, und ich habe auch einige Wachslichter ökonomiert, weil weniger Menschen doch nicht so viel Licht brauchen. Darüber ist der Kandidat besonders erfreut, der seit

geſtern auch die Talg-Simonie, die bisher noch in den Händen des 1804
Volks war, übernommen hat und ſo alle Gewalten in ſich vereinigt. Das Volk haßt ihn aber auch entſetzlich. Vor Antonios Verrücktheit ſei außer Sorge. Wir verſchließen alle Türen, und außer ſeiner eignen Tochter kann er niemand morden. Auch iſt er ziemlich vernünftig.

Lebe herzlich wohl. Ewig von ganzer Seele Dein H.

80. Humboldt an Caroline

Rom, 19. Junius 1804

Es iſt Dienstag, liebe Li, und ich habe heute Mittag Deinen Brief Nr. 13 bekommen. Deine Schilderung Burgörners iſt himmliſch. Wie kannſt Du aber ſagen, liebes, teures Weſen, daß Du es in der Reihe der Jahre, die wir miteinander verlebt haben, doch wohl noch beſſer hätteſt machen können? Du mußt immer geſehen haben, wie ruhig, wie zufrieden, wie mit Dir und den Kleinen glücklich beſchäftigt ich mit Dir gelebt habe. Du haſt mir nie einen Kummer gemacht und mir ſo viele und ſo große Freuden geſchenkt, die größeſte durch Deine bloße Exiſtenz neben und mit mir. Den meiſten Menſchen, auch den Männern, werden beim Heiraten die ſchönſten und zarteſten Gefühle abgeſtumpft. Es gehört viel dazu, wen die Alltäglichkeiten des Lebens nicht herabziehen, nicht gleichgültig machen ſollen; beſonders überleben ungeheuer ſelten die Frauen dieſe Epoche, und natürlich, weil ſich ihre Lage mehr ändert und aus gänzlicher Freiheit und Muße in weit größere Geſchäftigkeit übergeht. Darum muß ich wohl ſagen, bin ich im ganzen dem Heiraten gar nicht ſonderlich gut. Du biſt Dir immer nicht nur ſo ganz und unendlich gleich geblieben, ſondern

1804 Du haſt aus jeder neuen Epoche des Lebens auch immer das Beſte und Höchſte geſchöpft. Du haſt in den mannigfaltigen Verhältniſſen mit mir, mit den Kindern, nur tiefer ins Leben eingegriffen, alle Gefühle, möchte ich ſagen, mit mehr gediegener Wirklichkeit umkleidet, aber alle in ihrer urſprünglichen idealen Reinheit und Höhe gelaſſen. Wir ſind immer darin beide einander ſehr ähnlich geweſen, daß wir uns nur immer ans Einfachſte und Höchſte im Leben gewandt haben, daß uns das Reinmenſchliche über alles gegangen iſt, und daß uns davon nichts abgewandt hat. Aber glaube mir ſicherlich, wenn ich auf dieſem Wege geblieben bin, iſt es vor allem dadurch geſchehen, daß ich Dich immer ſo ganz und allein darauf geſehen habe. Du glaubſt es vielleicht nicht, wie viel mehr ich mich in jedem Augenblick mit Dir beſchäftige als Du denkſt, und immer beſtätige ich mich in der feſten und unerſchütterlichen Überzeugung, daß Du das reinſte, einfachſte und höchſte menſchliche Weſen biſt, das ich je geſehen habe und je ſehen werde. Auch haſt Du nie einen gefunden, der Dir darin gleich geſtanden hätte; die meiſten, mit denen Du vertraut warſt, Frauen und Männer, haben immer nur halb Dich erkannt, der wahre Schlüſſel zu Deinem Weſen hat ihnen immer gefehlt. Auch meiner ſelbſt würde ich darin nicht gewiß ſein, wenn mich nicht das gewiß machte, daß mich immer jeder folgende Tag feſter in der Meinung und Anſicht des vorigen beſtärkt hat, daß ich in der ganzen Reihe der Zeiten, in denen ich Dich gekannt, vom erſten Mal in Burgörner an bis jetzt (wo Dich ſo auf einmal verglichen alle ſo unendlich verſchieden glauben würden) Dich immer durchaus gleich gefunden, daß Du mir immer gleich einfach und groß in Deinen Anſichten, gleich wahr, milde und tief in Deinen Gefühlen, und ich kann es mit Wahrheit hinzuſetzen, gleich ausdrucksvoll und reizend in Deiner äußeren Geſtalt erſchienen biſt. Denn Du biſt immer ganz das geweſen, was Du in jedem Moment ſein mußteſt. Es iſt indes kein Wunder, daß die wenigſten das erkennen.

Die meiſten haben höchſtens in ihrem Leben einen Augenblick eine dunkle 1804
Ahndung deſſen, was eigentlich das Leben iſt. Hernach verlaſſen ſie entweder dieſe beſſeren Gefühle ganz oder tragen ſie ſchwärmeriſcherweiſe in eine Wirklichkeit über, in die ſie nicht gehören, und vermiſchen beſtändig das Innere mit dem Äußeren, auf deſſen reine Scheidung alles ankommt. Sie glauben immer, das Leben müſſe einen andern Zweck haben als das Leben ſelbſt, da es doch nichts ſein ſollte als eine ewige Sehnſucht, ſich tiefer und tiefer in das Schickſal der Menſchheit zu verſenken, von dem man nie anders etwas ergründet, dem man nie etwas ablernt, als dadurch, daß man ſich ſelber, in ſeinem ganzen Sein und Weſen, mehr und tiefer ihm gemäß ſtimmt. Wer nicht dieſe innere Exiſtenz mit Sorgfalt hegt, wer nicht ſchon eine unwiderſtehliche Begierde in ſich trägt, die ganze Menſchheit rein durch ſich ſelbſt auszumeſſen, wer gar dies höchſte Daſein äußeren, auch noch ſo guten Zwecken unterordnet, der iſt immer von der wahren Anſicht entfernt. Ich glaube ihr ſo nahe zu ſein, als ich mit meinen Kräften kommen kann, aber wenn ich es ihr bin, das iſt gewiß buchſtäblich wahr, danke ich es allein oder doch ganz vorzüglich Dir. Die Liebe ſchließt ganz neue Kräfte und neue Sinne auf, und Dich, die Du ſo ganz auf dieſem Wege wandelſt, in dem Alter, in dem ich am empfänglichſten war, zuerſt geliebt und ganz mit Dir in den gleichen Gefühlen fortgelebt zu haben, immer gefühlt zu haben, daß Du die gleiche Liebe mit mir teilteſt, hat mich ſehen und empfinden laſſen, was mir ſonſt ewig verborgen geblieben wäre. Erhalte Dich darum, liebe, gute Seele, in froher Heiterkeit des Lebens, mache, daß wir noch lange zuſammen wie jetzt leben können, je länger wir es tun, je mehr behalten wir einer vom andern, wenn uns das Schickſal je trennte, und je feſter ſind wir auch künftig, da es irgend ein Künftig in jedem Fall doch immer gibt, Eins.

Das einzige, was ich manchmal an Dir tadeln möchte, iſt, daß Du Dir nicht immer von äußeren Dingen genug Freiheit läſſeſt, die

1804 inneren, die Du immer so rein bewahrst, ganz zu genießen. Darin, wenn Du mich liebst und mich, wenn es möglich ist, noch froher um Dich sehen willst, schaffe Dir wahre Unabhängigkeit, und laß nicht solche äußere Geschäftigkeit Dir so über den Kopf wachsen, daß das Dich körperlich angreift oder zu sehr zerstreut. Glaube mir gewiß, liebe, gute Li, das Beste und Allerbeste, was Du für mich und die Kinder, die jetzt groß genug werden, Dich zu ahnden, tun kannst, ist, recht frei und recht fruchtbar in Ideen und Gefühlen in Dir zu leben. Darum freue ich mich zuerst sehr auf Deinen Aufenthalt in Paris. Ich weiß wohl, daß Du so ohne die kleinen Mädchen und mich immer nicht ganz ruhig und nicht so eigentlich glücklich und heiter dort leben wirst. Allein die Gegenstände, die Dir sonst lieb waren und die es jetzt wieder sein werden, der Umgang mit Schlabrendorff*) und die ganze mannigfaltige Welt um Dich werden Dich aufs neue beleben, und auf diese Belebung halte ich sehr viel. Sie gibt Dir noch besseren und höheren Stoff und Stimmung, und ich bitte und beschwöre Dich noch einmal, genieße es recht nach Lust und ohne Dich einzuschränken.

Meine Gesundheit ist gerade, wie ich sie mir wünschen kann. Ich leide nicht das mindeste, und ich fühle mich, selbst wenn ich wie neulich den Sonnabend vom Morgen um 7 Uhr bis um 10 Uhr den Abend schreibe, so wenig müde, daß ich neulich an demselben Tage noch um 9 Uhr einen Brief beantwortet habe, der ebensogut auch noch länger hätte warten können.

Lebe innigst wohl, gute Liebe, umarme die Kinder. Adieu!

*) Vgl. S. 74.

81. Caroline an Humboldt

Paris, 21. Junius 1804 1804

Deine geliebten Briefe vom 26. und 30. Mai haben mich hier empfangen, mein teurer Wilhelm, woselbst ich den 15., nachmittags, angekommen bin. Verzeih, daß ich Dir nicht schon früher schrieb. Allein in dem Wirrwarr des ersten Ankommens war es mir eigentlich unmöglich, und Kohlrausch verlor mehrere Vormittage mit den Paßgeschichten. Alles ist aber nun in Ordnung. Unser Minister hat Kohlrausch sehr zuvorkommend empfangen, und er ist auch einen Vormittag sehr lange bei mir gewesen. Meine Gesundheit ist für meinen Zustand und die Fatige, die ich mir in der letzten Zeit zugemutet habe, gut. Ich habe nicht die mindeste Besorgnis, und bitte Dich, mein teures Leben, inständig, Dich ja nicht zu beunruhigen.

Ich habe Paris mit einer Freude wiedergesehen, die ich Dir kaum beschreiben kann, und die vollkommen wäre, wenn Du und die geliebten Kinder mir nicht fehlten. Meines Wilhelms schöne Haare, zu einem sehr geschmackvollen Kollier geflochten, haben mich hier empfangen. Du wirst es mit inniger Rührung sehen. Ach, wo ich hier hintrete, begegnet mir immer und immer die schöne Gestalt, und alles, was ihn gekannt hat, tritt mit Tränen in den Augen zu mir. Schlabrendorff ist täglich einige Stunden bei mir, sein Äußeres hat sich nicht verändert, sein Auge ist womöglich noch klarer und geistvoller geworden; den großen Schmerz seines Lebens trägt er wie immer in der tiefbewegten Brust, aber sein Ausdruck hat darüber vielleicht etwas Milderes bekommen. Er reist, wie es seiner Geschäfte wegen unumgänglich notwendig ist, im künftigen Monat ab. Sein Zimmer ist aufgeräumter, man sieht, daß die Probebogen der Stereotypen nicht mehr darin herrschen, und seine Toilette ist viel soignierter wie ehemals. Er hustet auf eine beunruhigende Weise und scheint selber es nicht für unbedenklich zu

1804 halten. Zu Kohlrausch hat er ein schnelles Zutrauen gefaßt und braucht ihn ordentlich als Arzt, und nimmt die Medizin, die er sonst gewöhnlich nur besieht. Seine Stereotypen hat er ganz aufgegeben wie es scheint; doch bin ich noch nicht mit ihm dahin gekommen, davon zu sprechen. Was ihm wohl die Zeit her am wehesten getan haben mag, ist die Entfernung, in die er mit Red ..... gekommen ist und zu der die Pobeheim-Geschichten die erste Veranlassung gegeben haben. Der Klatsch bei dieser Gelegenheit ist unsäglich. Mich jammert nichts in dem allen als er, der um allen Glauben an die Menschheit kommt. Mich umarmte er schon einige Male mit Tränen in den Augen und einer konvulsivischen Bewegung. „Es ist", sagte er mir einmal, „der Rest meines menschlichen Gefühls, mit dem ich Dich an meine Brust drücke." —

Für heute muß ich abbrechen, um die Post nicht zu versäumen. Deinen Brief vom 6. Juni habe ich gestern mittag bekommen, und er hat uns aus großer Verlegenheit wegen der über Alexander verbreiteten Nachricht gezogen.

Alles übrige mit ehestem. Tausend Küsse den holden Kleinen.
Ewig Deine Li.

Meine' direkte Adresse ist Rue St. Marc Nr. 167, Grand Hotel Montmorency.

82. Caroline an Humboldt

Paris, 22. Junius 1804

Heute, zu Deinem Geburtstage, mein geliebter Wilhelm, wußte ich den Kindern keinen besseren Spaß zu machen, als sie in das Panorama von Rom zu führen, was eben aufgestellt ist, aber leider übermorgen abgenommen wird, sonst ginge ich öfter hin, denn es gibt doch eine sehr lebendige Darstellung. Der Standpunkt, den man genommen hat und von dem herab man

in die Stadt und auch die Gegend ſieht, iſt der Turm des Kapitols. 1804
Was uns am meiſten ergriff, war, wie Du wohl denken kannſt, der Monte della Trinità, der den Kindern mit der Villa Medicis und der Kirche gleich in die Augen ſchoß, und nach wenigen Augenblicken entdeckte Kohlrauſch wirklich die Loge auf unſerem Hauſe. Die ganze Ausſicht, die wir aus unſren Zimmern haben, lag vor mir, die Villa Mellini mit der abenteuerlichen, ausgezeichneten Pinie, der Campo Vaccino, das Coliſeum, die Gebirgsmaſſen, der furchtbare Monte Cavo, näher das Priorat, in der Tiefe die Tiber, die Weinberge, die Via Appia und die ernſte Pyramide. Die Lage aller Gegenſtände und ihre Form waren höchſt richtig und ihr Effekt darum unleugbar, aber die Farbe ganz verfehlt, ſowohl die des Himmels, der in die Ebene hinein dunkel und nur mit einzeln aufgeriſſenen Wolken erhellt war, als auch die Beleuchtung auf der Gegend und den Monumenten. Dennoch konnten wir uns lange, lange nicht losreißen, die Kinder entdeckten immer noch etwas Neues, und meine Bruſt erleichterte ſich mit vielen Tränen. Bald ſah ich Adeln auf der Höhe beim Obelisk vorbei mit Wunſch in die Medicis gehn, bald ſuchte ich Dich in den einſamen Gängen um das Coliſeum, bald begegneten wir uns bei ſeinem Grabe. Vielleicht wareſt Du wirklich heute da und überließeſt Dich ganz und ungeſtört dem tiefſten Schmerz Deines Lebens. Er war Dir der Liebſte, er mußte es Dir ſein, und nun erreicht ihn keine Sehnſucht, keine Stimme der Liebe! Gott, wo iſt er, wo werden wir ſein, wohin führt die Nacht, die ſeine glänzenden Augen auf einmal deckte! Noch immer knie ich an dieſem Bette und empfinde immer neu das entſetzliche Schrecken, das mich ergriff, ihn mir fremd zu fühlen, mein Kind, mein in meinem Schoß und an meiner Bruſt genährtes Kind, durch eine furchtbare Gewalt mir entfremdet und gleichſam wie mit einem Zauberkreis umgeben, in den ich nicht und nichts Lebendes zu treten vermochte. — Wie fröhlich ſprang er voriges Jahr um Dich an

1804 dieſem Tage herum und machte Dir ſein kleines Geſchenk. Dieſes Jahr hat Dir niemand etwas geſchenkt, Du biſt allein — mir kann mannigmal das Herz darüber vor Wehmut brechen. Du weißt, wie ich Paris liebte, ich habe es auch mit dem Wohlgefallen wiedergeſehen, was ich an dieſer Stadt als Stadt trage, aber ohne Theodors Geſundheit, für die ich es denn doch ernſtlich unerläßlich halte, den Sommer außer Italien zu ſein, wüßte ich kaum, wie ich ſo lange von Dir entfernt bliebe.

Den 24. Junius

Den Hofmeiſter habe ich nicht aus den Augen gelaſſen. Hier habe ich mich an Schweighäuſer*) gewendet. Allein mit dem iſt nichts mehr auszurichten.

Ich bin unterbrochen und endige hier. Wäre nur der Julius und Auguſt vorüber!

83. Humboldt an Caroline

Rom, 3. Julius 1804

Du kannſt nicht glücklicher über Deine Ankunft in Paris ſein, liebe Seele, als ich es bin. Ich habe Deinen lieben, lieben Brief aus Metz erhalten und danke Dir herzlich für alle umſtändlichen Nachrichten, die Du mir gibſt. Es geht unglaublich gut mit der Reiſe, und der Mut, mit dem Du ſie, wie Kohlrauſch mir ſchreibt, faſt gegen ſeinen Rat unternommen haſt, iſt prächtig. Wirklich war es in jeder Hinſicht beſſer, als an den vaterländiſchen Erdſchollen zu kleben. Jetzt bin ich ganz außer Sorge und denke Dich mit abſoluter Gewißheit in Paris.

Hier geht alles ſehr gut. Adel und Gabriele ſind wohl, und Adel wird mit jedem Tag lieblicher. Ihr Sprechen mit den kleinen

*) Sohn des Straßburger Profeſſors, war vom Herbſt 1798 bis Juli 1799 als Hofmeiſter im Humboldtſchen Hauſe.

Mienen dazu entzückt alle Menschen. Sie spricht jetzt Italienisch 1804
gleich geläufig und richtiger als Deutsch, wo sie noch immer „genehmt, gebringt" usw. sagt; wenn man sie aber fragt, was sie lieber spricht, sagt sie gleich mit einem Gesicht, als wenn's eine Sünde wäre, es anders zu tun: Deutsch. Sie scheint es ordentlich für etwas Edleres anzusehen.

Ich habe beide Mädchen mit Vicenza und Wunsch nach Marino geschickt, meine Sachen geschwind auch arrangiert und gehe in einigen Stunden heute nach. Dies schien mir schlechterdings nötig. Ohne außerordentliche Umstände bleibe ich bis zum 18., 19. d. in Marino. Dann komme ich zur Post herein, gehe nachher hinaus und treibe dies bis zum 1. August. Sei gewiß ohne Sorge, liebe Li. Die Kinder sollen nur immer einen, höchstens zwei Tage ohne mich sein, und Wunschen könnte man sie allein anvertrauen. Er kommt nicht von Adelheids Seite und ist von einer unbeschreiblichen Treue. Wäre ich je abwesend, schickte er mir bei der größten Kleinigkeit einen Boten. Vicenza, die hier doch halb melancholisch wurde, ist außer sich vor Freuden. In der Hitze (die hier aber doch nur 25°, nicht, wie Kohlrausch schreibt, bei Euch 31—33° ist) muß man die Gemüter des Volks erheitern. Darum habe ich auch Marino gewählt. Ich habe dort Uhdens Palast, den ich schon gehörig reinigen und säubern lassen will. Ich arbeite in Marino wie hier. Wo ich einen Tisch habe, liebes Kind, und die Kleinen, habe ich auch die Welt. Meine einzige Angst bei diesem Entschluß ist gewesen, ob er Dir recht sein würde! Aber ich konnte nicht anders und sehe nichts als Vorteile dabei.

Marino, 4. Julius

Ich hatte nicht Zeit, den Brief gestern in Rom zu endigen; ich fuhr den Abend nach Marino, Wunsch kam mir mit der Adel entgegen, und die rief gleich: „Ich immer an Vater gedenkt!" Sie fiel mir so herzlich um den Hals. Wie wird sie es nicht mit Dir

1804 machen; es vergeht kein Tag, wo sie nicht mehrmals von Dir spricht. Heute ist Wunsch nach Rom geritten, in Schuh und Strümpfen mit einem Sporn, um sich examinieren zu lassen und zu promovieren. Heute abend kommt er zurück. Es kostet aber 50 Scudi. Um 5 hat er mit den zwölf Doktoren, die das Kollegium ausmachen, 14 Tage lang gehandelt. Er ist eine unerschöpfliche Quelle des Amüsements. Man muß lachen, wenn man ihn ansieht. Der Palazzino, in dem ich hier wohne, ist freilich nicht brillant, aber es riecht jetzt gar nicht, und ich wohne in der kleinen Stube, wo die Centauren gemalt sind. Der Kanonikus hatte das große Projekt, mich wie Uhden bei sich essen zu lassen, aber daraus ist nichts geworden, er kocht in unserm Palast. Ich halte mich immer nobel, wie Du siehst. Nun muß ich Dir die großen Dinge sagen, die ich für Dich und uns in Rom gemacht habe. Ich lasse bauen, Du kriegst ein Bad im Hause. Die Badestube ist sehr gut, gewölbt, mit gemaltem Plafond. Das Wasser bekommst Du aus der Fontäne auf dem Hof. Ich lasse Dir auch einen Kamin darin machen zum An- und Ausziehen. Graf Tomati*) ist mit allem zufrieden und geht immer ganz vergnügt oben unter seinen Tauben herum.

Pautti ist sehr traurig. Lucian Bonaparte**) wollte seinen Faun kaufen. Allein der alte Barberini hat es dahin gebracht, daß sein eigener Verkauf des Fauns ist für ungültig erklärt worden, und Pautti hat den Faun an ihn zurückliefern müssen, und hat nichts als sein Kaufgeld zurückbekommen. Das Kaufgeld besteht in nicht mehr als in 1200 Scudi!!! Man muß gestehen, daß die Sache von beiden Seiten sehr ehrlich ist.

Die Prinzessin Borghese***) ist noch in Florenz und genießt alle mögliche Ehre dort. Canova hat ihre Statue gemacht, die jetzt in Gips in seinem Atelier steht und sehr ähnlich sein soll. Sie liegt

*) Vgl. S. 113. — **) ***) Geschwister Napoleons.

halb hingelehnt auf einem Sofa und ist von oben bis unter der Brust unbekleidet. Der Rücken ist es ganz. Außerdem hat Canova noch eine Venus gemacht. 1804

Für die ausführliche Nachricht*) danke ich Dir herzlich. Ich billige alles. Überhaupt glaubst Du nicht, was es mich freut, wenn Du Dich so selbständig bewegst. Wenn Du mit mir bist, lässest Du immer mich alles entscheiden. Es ist mir ordentlich manchmal traurig gewesen, als wenn ich Dir allen Willen nähme.

Lebewohl, liebe, beste Li, umarme die Kinder tausendmal. Von inniger Seele Dein H.

84. Humboldt an Caroline

Marino, 11. Julius 1804

Ich habe gestern Deinen Brief vom 21. Junius bekommen, den ersten aus Paris, und habe mich herzlich darüber gefreut, Dich endlich in Paris etabliert zu wissen. Kohlrausch schreibt, daß Du gut wohnest. Ich ängstige mich nicht vor Deiner Niederkunft, schon Dein Mut macht, daß ich glaube, daß alles sehr gut gegangen sein wird. Aber es ist doch mein letzter Gedanke, ehe ich einschlafe, und mein erster beim Erwachen. Du glaubst nicht, wie wunderbar es ist, nun fast mit Gewißheit zu wissen, daß ein Wesen existiert, das einen so nah angeht, und nicht einmal unter einem bestimmten Geschlecht es sich denken zu können. Du hast, sehe ich, einen Brief vom 6. von mir am 21. bekommen, das sind nur 15 Tage. Deiner ist bis Rom 18 Tage geblieben. Vor Montag über 8 Tage ist es unmöglich, daß ich Deine Niederkunft erfahre. Die Nachricht mit Alexander halte ich für ganz falsch. Nicht sowohl wegen seines letzten Briefes an mich, denn

*) Über Burgörner und den dort mit dem Vater und Bruder getroffenen Erbvertrag.

1804 er könnte später am Gelben Fieber gestorben sein, aber wohl deswegen, weil ich mit der letzten spanischen Post keine Briefe bekommen habe. Bei einem Tode durch Krankheit würde wenigstens niemand früher Nachricht haben als ich, durch Schiffbruch nur könnte es anders sein. Ich denk noch immer, ihn mit Dir in Rom ankommen zu sehen, und ich bitte Dich nochmals, wenn es Dir irgend Freude macht, so gib zu Deinem Aufenthalte in Paris zu. Ich übernehme die kleine Mühe, die Deine Abwesenheit mir mehr macht, so gern, und schiebe meine Sehnsucht, Dich wiederzusehen, auf, wenn ich nur weiß, daß Du froh und glücklich bist. Ich führe hier in Marino ein Leben, wie ich seit nun bald zwei Jahren nicht getan habe, ganz als gäbe es keinen König und keine Gesandtschaft. Dies ist der erste und einzige Brief, den ich seit acht Tagen schreibe. Ich pflege mich erstaunlich hier. Ich esse mehr als in Rom, ich überlasse mich mir selbst und meinen Gedanken, ich genieße das doch auch hier unendlich schöne Land. Vorgestern abend fuhr ich zu Schiff auf dem Albaner See bei Mondschein herum. Es war, ich weiß nicht, ob Du es bemerkt hast, gerade ein schönes Phänomen am Himmel, eine Bedeckung der Venus durch den Mond. O! wie oft, verzeih, daß ich Dich von Paris wegwünsche — die Wünsche sind ja so ohnmächtig, und zu mir kämest Du doch gern — wie oft aber wünschte ich Dich her. So ein Himmel, so eine Luft, so ein balsamisches Aushauchen aller Pflanzen, dann die malerischen Ufer, die schattig überhangenen Badeplätze, und immer dabei der schöne und große Monte Cavo. Von fünf oder sechs Uhr abends an gehe ich immer bald allein, bald mit dem Kanonikus, bald zu Fuß, bald demütig zu Esel spazieren, und sehe erst jetzt, welch ein töricht Leben der Prinz in Albano führte. Ich kenne hier schon alles genau, und habe mitten im Walde, ohne Weg und Steg, himmlische Plätze gefunden. Es ist immer freilich der eine See, aber wie reich und mannigfaltig auch! Marino liegt im Grunde nicht schön.

Aber der Vorteil, den See an dem schönen Gehölz, durch das 1804
Du fuhrest, zu sehen, und das so nah zu haben, wiegt auch sehr viel auf. Das Gehölz ist ein wahrer Park, immer trocken, ohne Staub, fast ohne Menschen. Nur muß man immer steigen, und für Dich wäre es unbequem. Aber für meine Verachtung der Flöhe, liebe Seele, werde ich recht bestraft. Glaubst Du, daß ich die ersten Nächte kein Auge habe zutun können? Millionen! Der Kanonikus hat endlich eine List ersonnen, echt homerisch. Er hat zwei Mädchen gesagt, ich hätte einen unendlich kleinen, aber kostbaren Stein in meiner Stube, wo das wahre Nest war — die andern waren besser — verloren, und sie sollten ihn suchen. Die armen Mädchen krochen nun auf allen Vieren in der Stube herum, und wie der Kanonikus es berechnet hatte, so sprangen alle Flöhe auf ihre Röcke und Hemden. Er stand immer ganz listig dabei, und wie er sie ganz schwarz sah, brachte er sie zum Hause heraus. Seitdem aber hat sich gefunden, daß eine Frau neben mir sich alle Morgen ausflöht und mir die Flöhe an das Fenster auf die berühmte Loge wirft, von wo Uhden die schöne Aussicht pries. Der Kanonikus hat das zwar untersagt, allein sie meinte, sie hätte kein ander Fenster, und behalten könnte sie die Flöhe nicht. Der unermüdete Kanonikus hat aber den Vice-duca, den Gendarmen des Orts, dahin gebracht, ein eigenes Mandat ausgehn zu lassen, durch welches der Frau bei sechs Piaster Strafe verboten wird, sich an dem Fenster, das nach S. Exzellenz Loge geht, auszuflöhen, und der Kanonikus hält von Tagesanbruch an ein Mädchen gegenüber, um scharf auf die Dame zu wachen. Wie die Unglückliche seitdem nun ihre Flöhe selbst verarbeiten mag, weiß Gott! Verzeih die lange Geschichte, aber Du mußt doch, wo Du so von allen Wegen der Flöhe entfernt wohnst, nicht ganz Italien vergessen. Die Adel hat weniger gelitten, in ihrer Stube sind weniger.

Gabrielle ist von einer Lustigkeit hier, die unbeschreiblich ist, sie lacht und spricht durch das ganze Haus. Nur wachsen tut sie nicht.

1804 Sie muß aber wirklich in Marino heiraten, denn es hat einen unglaublich guten Einfluß auf sie und ihre Gesundheit. . . . Die Adel hat hier einen ganz sicheren Balkon, auf dem sie manchmal steht, und der nach der Straße geht. Von da herab hält sie Konversationen mit den Kindern, die sich unten versammeln, wirft auch wohl manchmal einen Bajocco hinunter, aber selten, weil sie das Aufheben liebt. Neulich hatte sie eine göttliche Szene. Sie erzählte den Kindern sehr weitläufig, daß sie in Paris geboren wäre — das ließen sie nun so hingehen —, daß sie einen Mann hätte — da lachten sie schon — und daß sie sechs Kinder hätte. Darüber machten die unten einen großen Lärm. Adel nahm das aber so übel, daß sie sich auf die Erde warf und fürchterlich weinte. Wie sie indes sah, daß das Weinen nicht half, sprang sie auf einmal auf, lief wieder hin und schimpfte nun aus vollem Halse: „Maledette bestie“ und Gott weiß was für entsetzliche Schimpfwörter, und immer dazwischen: „È vero, è vero, ho sei creature“, zum Totlachen. . . .

Auf das Halsband von Wilhelms Haaren freue ich mich unendlich. Ach! Du glaubst nicht, wie er mich hier beständig und in jedem Augenblick begleitet. Diese achttägige Einsamkeit ist mir vorzüglich darum so lieb gewesen, weil ich so ungestört habe seiner denken können. Es ist mir, als wäre er mir noch näher in diesen Bergen, die ich immer mit ihm sah, als bewohnte er sie auf eine noch eigenere Weise. Ich fühle immer mehr, daß das Gefühl seines Verlustes auch durch nichts nur getauscht werden kann. Jedes unsrer Kinder ist mir unendlich lieb. Aber an keines Stelle läßt sich ein anderes setzen. Adelheid hat wohl einiges von Wilhelm, aber die Art der Sanftmut und der Klugheit, der Fröhlichkeit und des Fleißes hat keines wieder. Ich kann es mir nicht denken, auch jetzt nicht, daß wir ihn nie wiedersehen sollten; schon so oft hier im Gehölz ist es mir gewesen, als müßte er mir begegnen. Wenn er

noch irgend Gefühl und Rückerinnerung irgendwo hat, sehnt er sich 1804
gewiß auch nach uns, denn er liebte uns unendlich.

Die Hitze fühlt man hier eigentlich gar nicht, nur den ersten Tag, ehe das Haus durchgelüftet war, war's schlimm. Ich lasse den ganzen Tag die Fenster offen, und heute ist es ordentlich kühl. Doch nehme ich mich mit weiten Gängen in acht und bin noch nicht auf Monte Cavo gewesen.

Ewig, ewig Dein H.

85. Humboldt an Caroline

Marino, 18. Julius 1804

Ich habe Deinen lieben Brief an meinem Geburtstag bekommen, liebe Li, und danke Dir unendlich, daß Du so liebevoll meiner gedacht hast. Es geht uns hier äußerst gut. Leider aber hört diese glückliche Zeit übermorgen früh, Freitag, für mich auf. Dann muß ich nach Rom gehn; die Kinder kann ich mich nicht entschließen vom Lande wegzunehmen. Der Unterschied der Luft ist zu schön und gut. Stell Dir nur vor, daß wir nie in Marino über $23\frac{1}{2}^{0}$ gehabt haben und man mir heute von Rom von 28^{0} schreibt. Aber sei ja ohne Sorgen. Wunsch bleibt hier, und er ist so aufmerksam, daß er, solang er hier ist, noch nie allein nur einen Spaziergang gemacht hat. Er kommt nicht von Adelheids Seite und ist die Sorgsamkeit und dabei die Sanftmut selbst. Ich werde die Tage in Rom fürchterlich zu tun haben. Ich habe, wie ich Dir schrieb, hier alles liegen lassen. Dagegen ist aber auch die Baskenreise nun fertig, und ich habe nun nur noch den angenehmeren Teil zu bearbeiten.

Daß Dir das Panorama Freude gemacht hat, gutes Kind, kann ich mir denken, nach Deiner Beschreibung muß es wirklich täuschend sein, und Dir ist jeder Fleck unseretwegen und wegen so

1804 mancher Erinnerungen teuer. Die Pyramide muß Dich tief ergriffen haben. Ich kann sie mit meinem Dollond aus dem Fenster von Marino sehen und sehe alle Morgen hin. Marino, Du wirst mich wieder auslachen, liebe Li, aber ich kann mir nun einmal nicht helfen, hat für mich sehr gewonnen. Es hat wirklich große Vorzüge, und ich reite immer einen kleinen Esel, bei dem ich jedesmal an den armen Wilhelm denke. Er ist noch kleiner als der in Tegel war, ich steige von gerader Erde auf und ab, und wunderhübsch und sehr stark dabei. Ich habe mir Wilhelms Sattel kommen lassen, und Du kannst denken, wie mir alles, jede Kleinigkeit meiner Spazierritte in Tegel mit ihm neu geworden ist. An meinem Geburtstag fand ich den kleinen Wunsch, den er mir geschrieben hatte voriges Jahr. Das Ende war: „Nun mußt Du aber auch recht lustig sein, lieber Vater." Es hat mir fast weh getan, es war mir, als wäre ich es manchmal nicht gewesen. Mit ihm aber war ich gewiß immer heiter. Die Gegend hier am Albaner See hat etwas ungemein Fesselndes; der ernste Monte Cavo, den man in so wechselnden Gestalten sieht, der schöne See und dann die weite Ebene nach Rom zu. Ich bin jeden Winkel durchkrochen, ich habe in den Wäldern auf den höchsten Ufern des Sees Ruinen gefunden, und welche, die wohl vom alten Albalonga sein können. Ich habe mich ganz mir und meinen Empfindungen überlassen und bin wirklich recht glücklich in dieser Zeit gewesen.

Ob wir wohl je noch einmal zusammen in Paris sein werden? Daß ich je im Dienst hinkäme, daran habe ich keinen rechten Glauben, und ich weiß nicht einmal, ob ich es wünschen sollte. Und außerdem — das ist jetzt weit hin, denn fürs erste bleibe ich doch unstreitig in dieser Lage, die unsern äußeren Umständen konveniert und mir nichts schadet. Ich wäre aber auch recht gern, das kann ich nicht leugnen, in Paris, und sähe vorzüglich gern Schlabrendorff*)

*) Vgl. S. 74.

wieder. Ich bedaure ihn nach allem, wie ich ihn schon sonst kannte 1804
und was Du mir sagst, recht ernstlich. Es wäre ihm wirklich das beste, er käme nach Rom. Er hat eigentlich keine Menschen, mit denen er so gut leben könnte als mit uns. Den Ort sehe ich mehr für gleichgültig bei ihm an. Indes hat doch Rom auch den Vorzug, daß kein Mensch nach der Toilette fragt. Wäre Schlabrendorff ein Mensch, der eigentlich auf Verbesserung seines Lebens dächte, so könnte man es ihm recht ordentlich vorschlagen. Aber er ist unglücklicherweise lebenssatt und läßt alles so hingehen, und abscheulich ist es, daß die Reise nach Schlesien wirklich notwendig scheint. Sitzt er einmal da, so ist wieder schwer an ein Wegkommen zu denken. Aber Paris ist wirklich kein Ort für ihn, wenigstens kann es jetzt keinen Reiz haben, der den überwiegt, mit Dir und uns hier zu leben.

Ich bin heute nur bis gegen Castello zu spazieren gegangen, weil es zu regnen drohte, aber der schönste Teil des Sees ist, wo Du eigentlich noch nicht warst, bei Palazzuola. Man sieht da das Meer in seiner ganzen Ausdehnung und wirklich sehr weit auf seine Höhe heraus. Da aber der See unmittelbar vor einem liegt, so erscheint es über dem See am Horizont, und zwischen See und Meer läuft nun die Küste wie ein schmaler Streifen hin. Einen dieser Tage habe ich einen Punkt entdeckt, den ich schlechterdings einzig finde, und den ich noch dazu sehr magisch beleuchtet sah. Man nennt die Stelle la grotta di Battiferri. Es ist zwischen Palazzuola und Marino. Das Ufer des Sees, das dort ganz felsig ist, ist sehr hoch über dem Rand des Wassers unten ganz ausgehöhlt und bildet eine lange und ziemlich tiefe Höhle. Indes muß man sich nicht eigentlich eine Grotte denken, sondern nur eine Aushöhlung, über der ein Felsendach halbrund herübergewölbt ist. In dem Fels sieht man noch die ausgehöhlten Wellenlinien, die das Wasser gemacht hat, und es ist kein Zweifel, daß der See die Aushöhlung gebildet hat. Denn, wie Du weißt, legten die Römer den Emissar, durch den er

1804 noch jetzt immerfort abfließt, indes ihm von unten auf neues Wasser zuquillt, nur an, weil er die Felder überschwemmte, und wirklich mußte, wenn er die Höhe dieser Grotte erreichte, er auf der flachen Seite gegenüber schon auf dem Felde stehen. In der Grotte hat der Fels natürliche Sitze gebildet, und durch die weite, aber doch immer begrenzte Öffnung zeigt sich nun die ganze himmlische Gegend, der See, seine Ufer und das Meer, wie ein Gemälde. Es war gegen Sonnenuntergang, wie ich hinkam, und ich blieb wohl zwei Stunden da, um die Gegend auch im Mondschein zu sehen, der Effekt des Mondes auf dem See ist unbeschreiblich. Wenn man den See so oft sieht als ich in diesen Tagen, so hat er wirklich eine ganz eigene Art der Bewegung und viel mehr als ein bloß stehendes Gewässer, da er immer frisch zuquillt. In diesen kleinen sanften Wellen zitterte nun das Mondlicht vom entgegengesetzten Ufer bis dicht unter meine Füße heran. Ein großer Vorzug ist noch bei Marino, daß man um Mitternacht noch allein sicher durch den Wald gehen könnte.

Adieu von ganzer inniger Seele! Ewig Dein H.

86. Caroline an Humboldt

[Paris], 18. Julius 1804

Gottlob, daß ich wieder dazu kommen kann, Dir selbst zu schreiben! Meine liebe, teure Seele, wie hat mich danach verlangt, und wie haben Deine süßen, lieben Briefe mich in dieser Zeit so besonders noch gerührt und erquickt! Auch meine Entbindung und ihre nächsten Folgen sind nun vorüber, und ich bin dem Zeitpunkt mächtig näher gerückt, wo ich Dich, einzig liebes, teures und trautes Wesen, wiedersehen, Dich und die geliebten kleinen Mädchen tausend-, tausendmal wieder an meine Brust drücken werde. Ich bin in einem eigenen Zustand von Rührung und Freude, aber mir

iſt wohl. Erhalte nur Dich und die Kinder, und wir ſehen uns alle zur 1804
beſtimmten Zeit mit der innigſten Freude wieder. Ich billige zwar ſehr Dein Weggehn nach Marino, aber die Mühe des Dérangements für Dich iſt mir unangenehm geweſen zu überdenken. Wir ſind alle wohl. Ich ſelbſt habe mich noch nie ſo ſchnell nach einer Niederkunft erholt wie dieſes Mal, und doch war ich die nächſten Tage nach der Entbindung, beſonders die erſten zwei, ſehr krank, hatte ein heftiges Fieber und Nervenſchmerzen, von denen mir bis jetzt auch die Vorſtellung gefehlt hat. Die Kindlein ſind wohl, Caroline blühend wie immer, groß und ſtark; Theodor nimmt ſehr zu, nur iſt er ſeit acht Tagen durch ein ſehr erhitztes Auge, in das zuerſt ein Stückchen Kalk gefallen, und das er nachher gehörig gerieben und erhitzt hat, etwas verunſtaltet, aber ſeine magern Backen haben zugenommen, und übrigens wirſt Du ihn ſehr gewachſen finden. Die Kleine, die ich Mathilde Louiſe Virginie genannt habe und gewöhnlich Louiſe nenne, iſt ſehr hübſch. Schöne blaue dunkle Augen, die vielleicht wie die meinen werden, lichtbraune Härchen, deren Farbe indeſſen wohl noch wechſeln wird, eine von der Stirn ziemlich gerade herabſteigende Naſe — die Naſe ſelbſt liegt freilich noch im Argen — und einen ſchön geſchnittenen, aber nicht ſehr kleinen Mund. Was mich daran frappiert hat, iſt, daß ſie an der Oberlippe ein Zipfelchen hat wie das, was unſer geliebter Wilhelm ſich durch den Schnitt künſtlich gemacht hatte. In dem roten Lippchen der Kleinen iſt wie ein feiner vernarbter Strich. Mich ſoll es ſehr wundern, ob ſie das auswächſt oder behält. Übrigens iſt ſie ſchneckenfett und rund auf die Welt gekommen, trinkt ganz entſetzlich am Tage und ſchläft wie ein Ratz des Nachts.

Den 19. Julius

Ich wurde geſtern durch Mad. Rodde und Villers unterbrochen, die den Abend hier zubrachten. Villers und Vanderbourg kommen oft zu mir, Schlabrendorff alle Abend ohne Ausnahme; aber er reiſt künftige Woche ab. Er wird ſich wohl ein paar Wochen in

1804 Weimar aufhalten, und ich denke, nächst dem Genuß, den Caroline*) dadurch haben soll, deren Liebe zu Schlabrendorff Leidenschaft ist, insoweit Caroline Leidenschaft empfinden kann, soll Schiller große Freude an Schlabrendorff haben und er an ihm. Mir tut sein Weggehn unaussprechlich leid, und nie war er lieber und vertrauender mit mir. Er macht auch Pläne, zu uns nach Rom zu kommen; aber wie soll ich daran glauben? — Hier hat er alle seine Entrepriſen geendigt.

Haugwitz**) soll von Dir gesagt haben, in der Art, wie Du Deine Geschäfte betriebest und Deinem Posten vorständest, könne Dir gar keiner abgeschlagen werden, der vakant sei und den Du wünschtest.

Über alle häuslichen Arrangements schreibe ich mit erster Post. Wegen des Hofmeisters sei ruhig. Wir bekommen noch einen recht guten. Unsere alte Therese habe ich auf vier Jahre engagiert für Köchin. Sie kommt mit mir nach Rom.

Meine kleinen Mädchen umarme ich — ach, wie freue ich mich auf Adels Küsse. Wunsch grüße ich — ich studiere, was ich ihm wohl mitbringen kann. Adieu.

Ewig, ewig Dein.

87. Humboldt an Caroline

Marino, 24. Julius 1804

Ich bin wieder hier, nachdem ich ein paar Tage in Rom zugebracht habe, und die beiden kleinen Mädchen sind äußerst wohl. Ich bin auch wohl, allein nicht so frei mehr als die letzten Wochen. Viel mehr muß ich jetzt abmachen, was sich aufgesammelt hat, und schreibe und chiffriere in Marino und gehe nur eine Stunde am Abend am See spazieren. Die Neuchâteler

*) v. Wolzogen. — **) Vgl. S. 56. — ***) Bekanntlich war Neuchâtel damals preußisch.

geben mir jetzt viel zu tun. Vor einigen Wochen ist hier einer auf 1804
die Galeeren verurteilt worden. Das konnte ich nicht hindern, weil er außer andern dummen Streichen auch für England geworben hatte. Indes machte ich, daß er von der öffentlichen Arbeit weg in eine Festung kam. Er hat aber vorgestellt, daß die Gesellschaft und die freie Luft angenehmer wären und arbeitet nun vermutlich am Bogen des Konstantin oder am Zirkus maximus, da an beiden Stellen jetzt gegraben wird. Ganz neuerlich ist einer beschuldigt, Konterbande in Florenz gemacht zu haben; wie das ablaufen wird, weiß ich noch nicht. Schreibereien machen diese Sachen ohne Ende und gerade unangenehme. Aber das Wetter ist himmlisch, die Luft so kühl, daß ich mich kaum noch erinnere, wie es einem ist, wenn man schwitzt oder friert.

Von Goethe und Schiller höre ich gar nichts. Beide sind mir, wie Du weißt, Briefe schuldig. Überhaupt habe ich noch in keiner Zeit so in aller Rücksicht vereinzelt gelebt. Ich kann indes nicht sagen, daß ich eine andere Sehnsucht als die nach Dir fühlte. Je weniger ich mich gerade gegen andere äußern kann, destomehr lebe ich in mir. Ich lese sehr viel Dichter und bin tief im Dante. Es ist wunderbar, daß gerade je älter ich werde, ich destomehr eigentlich Freiheit in meinem Denken und Empfinden gewinne und der Phantasie viel mehr Rechte lasse als ehemals, da ich sehr jung war. Ich fühle erst jetzt recht lebendig, daß sich das Tiefste und Beste, ja so das recht eigentlich Menschliche nur in der erdichteten Gestalt ausdrückt, und daß die höchste Kunst eigentlich darin bestände, seine ganze Ansicht des Lebens in eine Dichtung zu verwandeln, in der doch der ganze Kern der Erfahrung und Wirklichkeit unverloren bliebe. Und eigentlich ist das wohl leicht möglich, aber leichter zu tun als auszusprechen. Denn in Erfahrung und Dichtung erscheint uns eigentlich dieselbe Gestalt, die Wahrheit des Daseins, dort in seiner unmittelbar empfundenen Anschaulichkeit, hier in seiner schrankenlosen Unendlich-

1804 keit. Ich habe in jedem Zeitpunkte meines Lebens wohl immer eine Richtung gehabt, hierin das eigentlich Rechte zu erkennen. Es ist dieselbe Richtung gewesen, die mich an Dich, liebes, teures Wesen, so innig angezogen hat, aber ich habe so manchmal, was ich besser fühlte, mit Raisonnement vermischt, ich begreife erst jetzt ganz, wie man vom Menschen, dem Leben und der Welt nichts wissen kann, was man nicht tief aus seinem eigenen Dasein schöpft oder vielmehr an sich selbst wahr macht. Menschheit und Natur lassen sich nicht begreifen, wie man es nennt; man kann sich ihnen nur lebendig und durch Aneignung nähern. Nur indem man sich die tausendfachen Gestalten ihres Erscheinens aneignet, ahndet man einigermaßen ihre Unendlichkeit oder fühlt vielmehr, daß sie alles und eins sind. Man lernt dadurch auf den Punkt kommen, von dem aus alles Streitende in den einzelnen Gestalten verschwindet und ihre ganze individuelle Kraft doch rein erhalten ist. Nur auf dieser Ansicht ist es möglich, im eigentlichsten Sinne des Worts über dem wirklichen Leben zu schweben und es doch ganz auszufüllen, und es gehört nichts dazu, als eine recht tiefe Verachtung des Irdischen, das ist umgekehrt nichts zu tun, zu denken und zu betrachten, als der Idee wegen und für sie alles zu wagen und zu leiden, und eine womöglich noch ärgere Verachtung alles Phantastischen, das ist alles sogenannten Idealischen, dem keine echte Erfahrung und Wirklichkeit zugrunde liegt, um dahin zu gelangen. Ist man aber da, so ist man auch auf dem Punkte, wo alle menschlichen Dinge ihre wahre Gestalt behalten und doch nichts mehr Schrecken und Ekel erregt, der Schmerz selbst durch seine bildende Tiefe zu einer fruchtbaren Arbeit des Gemütes wird, wo aus der vollkommenen Übereinstimmung mit sich selbst eine unbesiegbare innere Heiterkeit hervorgeht, und die kalte eiserne Notwendigkeit selbst nur als eine Macht erscheint, an der man sich und sein Schicksal vollendet. Je mehr man dazu lebendige Gestalten in sich vereinigen kann, je kürzer und leichter ist der Weg, und Erfahrung und Dichtung bleiben daher

immer die reichſte Quelle des Lebens, weniger ſogar durch das, 1804
was ſie unmittelbar leiſten, als durch die rege Stimmung, in die ſie verſetzen. Dieſe Wirkung habe ich auch jetzt aufs neue wieder ſo in der hieſigen Gegend und dieſem Himmel gefunden. Es gibt wohl eigentlich noch größere und romantiſchere, aber ſo erweckende nirgends, nirgends ſo zugleich durch Form, Farbe und wirkliches liebliches Gefühl ſich anſchmeichelnde. Reinhart*) bin ich jetzt doppelt gut geworden, daß er das ſo zu ſchätzen weiß. Neapel hat gar keinen großen Eindruck auf ihn gemacht, er verſichert, an Schönheit der Vegetation und Mannigfaltigkeit der Lagen wäre die römiſche Gegend unendlich vorzüglicher. Wo Graß**) wollte die üppigſte Vegetation entdeckt haben, hat Reinhart nur einige Bäume gefunden. Graß iſt übrigens mit gleichem Enthuſiasmus jetzt in Palermo geblieben. Er will dort malen und kommt vermutlich erſt im Herbſt zurück. Steinmeyer***) und Schinkel†) ſind wieder hier, aber auch ſehr mit Sizilien zufrieden. Alle bleiben länger als ſie wollten hier.

Vorigen Poſttag habe ich drei ſehr merkwürdige Briefe bekommen . . . Der zweite war von Uhden. Ordentlich verrückt und ſo, daß er mir alles von ihm mit Schiller gehaltene Geſchwätz aufklärt. Die höchſte Sehnſucht nach Rom und Italien, dem Lande, wo er zuerſt einen feſten Charakter bekommen; es ſteht namentlich darin: verzeihen Sie mein langes Stillſchweigen, aber im ſtarren Hinbrüten über Gegenwart und Zukunft ſeien die Momente nicht häufig, in welchen er ſich wie jetzt einmal ſammeln könne. Dann eine Schilderung Berlins, wie zu Sodom und Gomorrha. In vier Wochen hätten ſich dreißig Menſchen ermordet (das iſt wirklich nicht übel, aber gewiß nicht die rechten), die Juden würden gedrückt, die

*) Johann Chriſtian Reinhart, 1761—1847, Maler. — **) Karl Graß, Maler. — ***) †) Steinmeyer, junger Architekt und Freund Karl Friedrich Schinkels.

1804 Katholiken verachtet (das Feuer vom Himmel kann nun wohl unmöglich lange ausbleiben), zuletzt ein Lob von Haugwitz und Erzählungen, aus denen man sah, daß er ihn gesprochen hatte. Vermutlich hat er bei Haugwitz gegessen, und Haugwitz hat ihm vor oder nach Tische gesagt, daß ich gewiß nicht lange hier bleiben, sondern bald versetzt werden würde. Der Brief sieht ganz so aus.

Eben kommt Adel und gibt mir einen Kuß, um spazieren zu gehen. Ich sagte ihr: „Hernach, nicht wahr, kommst du zu mir?", und indem sie wegläuft, schreit sie: „Si, si, alla sera sa?" Sie ist nämlich immer des Abends von 8 bis 9 Uhr an meinem Tisch und schreibt mit meiner Feder (auf die ich sonst so viel halte) Briefe an lauter Kardinäle, und dann wirft sie sie unter den Tisch und sagt: „Ecco Signor Cardinale" und lacht sich halb tot. Lebe wohl, liebes, liebes Kind! Ich lasse den Brief noch offen, bis ich Deinen bekomme.

Ewig Dein H.

Wirklich, liebe Li, habe ich nicht ganz unrecht gehabt. Du bist also den 2. niedergekommen, liebe Li, und hast ein gesundes, hübsches Mädchen. Nur, daß Du doch so krank gewesen bist, schmerzt mich sehr. Jetzt ist alles, wofür mir bange war, vorüber, und ich bin unendlich glücklich. Ich muß heute schließen, weil der Bote drängt. Er will die Nacht fortgehn, um früh in Rom zu sein. Also mit nächster Post mehr. Heute nur noch eine frohe Nachricht, die ich Dich bitte, gleich in Deine französische Zeitung einrücken zu lassen: Der Buchhändler Vaughan aus Philadelphia schreibt mir, daß Alexander glücklich aus der Havanna dort angekommen ist, drei Tage da zugebracht hat und von da nach Washington gegangen ist, um den Präsidenten Jefferson zu sehen. Der Brief ist vom 31. Mai, und Alexander scheint eben denselben Tag oder den Tag vorher abgegangen zu sein. Er hat einen Brief für mich gelassen,

der Buchhändler Vaughan hat aber die Gelegenheit, durch die er 1804
mir ſchreibt, nicht für ſicher genug gehalten.

Aber, daß Du ein hübſches kleines Mädchen haſt, iſt himmliſch. Die ſchönſten Grüße an Kohlrauſch.

88. Caroline an Humboldt

Paris, 29. Julius 1804

Der Wille iſt gut, mein geliebter Wilhelm, aber die Tat ſo ſchwach. Ich hatte mir vorgenommen, Dir mehr zu ſchreiben, und ich bin trotz dem beſten Willen nicht dazu gekommen. Denke auch nicht, daß es mir in etwas abgeht. Nur Deine Liebe und Deine treue Umgebung geht mir ab, und das fühle ich freilich ſchmerzlich. Denke auch nicht, daß ich zu wenig Bedienung hatte bis jetzt; da ich nicht ausging und nicht ausgehn konnte, hatte ich davon hinreichend, allein nun will ich mein liebes Paris ſehen, und Du ſiehſt, ich nehme mir noch ein Mädchen. Meine Geſundheit iſt gut. Theodor hat mich die letzte Woche äußerſt durch ſein ſchlimmes Auge inquiétiert. Ich habe zwei Tage gefürchtet, er würde blind werden, und auch Kohlrauſch war es nicht wohl dabei zu Mute. Die Entzündung hat ſeitdem abgenommen, allein die Pupille iſt noch ſtark verdunkelt. Ich kann ihn nicht ohne Tränen anſehen.

Haugwitzens Abgang vom Miniſterium wird Dir bekannt ſein, wenn Du dieſen Brief bekommſt. Was verſprichſt Du Dir von ſeinem Nachfolger? Der Gräfin Schlabrendorff*) iſt dieſe Veränderung ſehr unangenehm. Ich möchte, ſie ginge, denn ſie inkommodiert mich fürchterlich. Er geht leider wohl noch dieſe Woche. Er iſt nie lieber und zutrauungsvoller gegen mich geweſen als eben jetzt.

*) Nichte des Grafen Guſtav Schlabrendorff, Caroline geborene Gräfin Kalckreuth.

1804 Schreibe mir doch, was Du für Formalitäten beobachtet haſt bei Adelheids Taufe; mich dünkt, Du ließeſt ihren Taufſchein durch die ſchwediſche und preußiſche Geſandtſchaft verifizieren? Ich bitte Dich, vergiß es nicht. In etwa vierzehn Tagen will ich ſie taufen laſſen. Für Deine Arrangements in Rom bin ich Dir ſehr verbunden. Ich fühle ganz Deine waltende, über alles waltende Liebe und Sorgſamkeit darinnen. Sei ſo gut und ſchicke mir an einem Faden ein Maß von der Länge der Kleider von Adelheid und Gabrielen, damit ich den kleinen Dingern ein paar mitbringe, und ein Maß von ihren Füßchen zu Schuhen.

Lebe nun für heute wohl, mein geliebtes Herz. Um die Poſt nicht zu verſäumen, muß ich aufhören. Tauſendmal umarme ich Dich und die geliebten Kleinen. Wie ein Kind habe ich über Deine Mariner Flohgeſchichte und Adelheids Familie gelacht. Ach, Gott gebe, daß der ſchreckliche Monat Auguſt Dir unbeſchadet vorübergehe. Welche Erinnerungen, mein Wilhelm, mein teures Leben!

89. Humboldt an Caroline

Marino, 2. Auguſt 1804

Von Monte Cavo und L'Ariccia muß ich Dir doch noch einiges ſagen. Wir wollten ſchon vorgeſtern von Palazzuola aus hinaufgehn. Zoëga war mit den andern über Albano dorthin gekommen, ich von Marino aus. Aber es kam ein Gewitter, wir ſahen voraus, daß es oben dunkel ſein würde, und ritten alſo alle nach L'Ariccia, dort den Abend und die Nacht zuzubringen. Der Weg dahin iſt himmliſch. Erſt geht er am Albaner See, etwa auf der Mitte der Berge, hin nach den Cappucini in Albano, dann hinter Albano auf der Höhe weg, hinter Chigis Park, und ſo, daß er bei unſerm ehemaligen Hauſe herauskommt. Wir blieben den Abend

alle und die Nacht zum Teil in Reinharts*) Hause. Ich ging auf 1804
eine Stunde allein in unser Kasino. Du kannst denken, wie ich es wiedergesehen habe! Die meisten Betten standen noch so mit Tischen und Stühlen, wie wir sie verlassen haben. Es war mir unendlich lieb, alles wiederzusehen, und jeder kleinste Umstand des letzten Tages stand wieder lebendig vor mir da. Es ist mir doch unendlich lieber, daß der arme Wilhelm dort, als in Rom gestorben ist. Es bleibt eine einzige Gegend. Der Wald um Galloro war vorgestern Abend so finster, und auf dem Meere ruhte ein dichter Nebel. Ich habe lange auf dem Sofa gesessen, wo er gestorben ist, ich hätte so viel darum gegeben, wenn er mir nur Einen Augenblick erschienen wäre. Aber es war alles so öde und verlassen und still. Bei jedem Schritt in dem kleinen Hause fiel mir ein, was er getan, was er gesagt hatte, und jetzt von dem allen keine Spur mehr als in dem Gedächtnis, wo jedes Jahr wenigstens ihre Lebendigkeit und Anschaulichkeit mehr verwischt. Der Garten und die Weinlaube sind ganz verwildert. In die Laube kann man nur mit Mühe durch das hohe Gras hineingehn. Das Haus soll verkauft werden, man hat 1000 Scudi für alles geboten, für 1500—1700 würde man es haben.

Am andern Morgen ritten wir sehr früh durch das Tal von L'Ariccia nach Genzano. Man kommt da über einen Teil der Appischen Straße, die dort, dicht unter L'Ariccia, herrliche Substruktionen hat. Außer den Mauern um das Forum Nervae sieht man selten so schöne antike Mauern. Von Genzano gingen wir nach Nemi, unten am See herum, einen Weg, den ich schon mit dem Prinzen machte und der bezaubernd schön ist, von Nemi endlich auf den Monte Cavo durch die Fagiola. Einen himmlischeren Buchwald ist es unmöglich, zu sehen. Man hat in der Tat keinen Begriff von so schönen Bäumen und einer so üppigen Vegetation unten herum. Der Monte Cavo aber selbst ist nicht schön. Es ist eine kleine ebene Spitze, auf der man

*) Vgl. S. 211.

1804 sich nirgends frei umsehen kann, weil alles verwachsen ist. Bloß von den Fenstern des Klosters übersieht man die Gegend und da nur teilweise. Am schönsten ist sie nach dem Meere zu, und dadurch vorzüglich, daß man sechs bis sieben verschiedene Plane hinter- und übereinander erblickt. Die beiden Seen mit dem Walde dazwischen, auf der in der Mitte der Monte Gentile mit seinen Bäumen hervorblickt, machen ein göttliches Gemälde. Dabei übersieht man alle kleinen Orte in der Nähe, unser Haus in L'Ariccia ganz deutlich, und in Marino hätte ich mit dem Fernrohr gewiß die Adel erkannt, wenn sie gerade auf der Straße gewesen wäre. Das Heruntergehn über Rocca di Papa ist vorzüglich schön. Die Gegend sieht teilweise durch den Wald durch und macht ewig wechselnde Gemälde. Rocca di Papa, wohinter das sogenannte Feld des Hannibal liegt, ist der närrischste Ort, den man sehen kann, aber nicht schön noch malerisch. Nur die Aussicht ist himmlisch. Von Rocca kommt man durch einen prächtigen Kastanienwald herunter. Von oben soll man auch Korsika und Sardinien sehen können, aber gestern war es dunkles und sehr ungünstiges Wetter. Wie ich zu Hause kam, stand die Adel schon auf dem Balkon und ritt hernach noch auf meinem kleinen Esel, was jetzt ihr Lieblingsvergnügen ist.

Adieu, liebste Li. Ewig mit herzlicher Liebe Dein H.

90. Caroline an Humboldt

Paris, 6. August 1804

Ich habe mein eigentliches Ausgehn mit dem Museum wieder begonnen, was leider nun ein vierzehn Tage, des Arrangements zur Exposition wegen, ganz inaccessible sein wird. Kohlrausch hat mich auf den schönen Faun, den man vom Kapitol genommen hat, aufmerksam gemacht. Sieh Dir ihn an, wie er auf-

gelegt auf den rechten Arm da steht. Es ist ganz Wilhelms üppiger Körper und seine süße Freundlichkeit. Der untere Teil des Gesichts ist anders, aber der obere ist so unbeschreiblich ähnlich, daß mich ordentlich die langen Ohren ärgern, die die Statue hat. Ach, gestern ist es ein Jahr gewesen, wo er voller Leben mit uns nach Rom hereinfuhr — zum letztenmal. Du drückst mir ganz meine eigenen Empfindungen aus, wenn Du mir sagst, es sei Dir oft, als müsse er Dir begegnen. Hier in den Straßen, auf dem Museum, überall kommt er mir blühend entgegen, meinem inneren Sinn ist er auf eine unbegreifliche Art gegenwärtig, und die Tage, die jetzt jährig sind, bieten mir eine ununterbrochene Reihe von Erinnerungen dar — bis zur letzten, wo ihm die glänzenden Augen brachen und sein letzter Hauch auf meinen Lippen verschwebte. 1804

Lebe wohl, mein teures, liebstes Leben. Ich muß für heute abbrechen. Tausend Küsse meinen kleinen Mädchen.

91. Humboldt an Carloine

Marino, 8. August 1804

Dein lieber Brief vom 18. und 19. v. M. hat mich aus wirklicher Besorgnis gerissen. Ich sehe, daß Du wohl bist, selbst schreibst, und Dich trotz der Freude, die Du an Paris findest, auf die Rückkehr hierher freust. Auch wir, liebe, teure Li, erwarten Dich mit unendlicher Sehnsucht, ach! und es ist himmlisch hier. Alle Nachmittage, sobald es kühler wird, und es ist hier um vier Uhr nie mehr warm, gehe ich bis acht aus, durchkrieche alle Winkel und Weinberge und genieße himmlische Anblicke. Vorgestern noch habe ich Deiner mit so tiefem Verlangen gedacht. Du erinnerst Dich vielleicht des Weges von Marino nach Grotta Ferrata, er ist zu beiden Seiten reich mit Weinbergen und Bäumen besetzt. Bei der

1804 einen Seite liegt in einem tiefen Tal eine Papiermühle und eine Eisenhütte. Nun gerade über diesem Tal, auf einem hohen Berge, aber ganz vom Wege ab und nach Marino zu, liegt eine Vigne, in der noch viel altes Mauerwerk ist. Da stand ich und konnte mich nicht satt sehen an der Gegend. Zu meinen Füßen war dicht das tiefe Tal mit dem schäumenden Bach und einem schönen Kastanienwald an der Mühle, dann die ganze Reihe der schön bepflanzten Hügel bis Fraskati, auf der andern Seite Monte Cavo mit den Bergen, die Du kennst, und gegenüber Rom und das Meer. Die Sonne ging eben unter am ganz reinen Himmel, ohne ein Gewölk. Es war unmöglich, etwas Majestätischeres zu sehen, und das magische Dämmerlicht, das gleich nachher alle Gegenstände überzieht. Ich dachte es mir so lebhaft, daß auch Du vielleicht die Sonne jetzt untergehn sähest von einer der Brücken aus. Es gibt wirklich kaum einen schöneren, freundlicheren, tröstenderen Gedanken, als daß in jeder Trennung, in jeder Entfernung wenigstens dieselben Gestirne über unsern Häuptern hinwandeln. Je mehr ich aber das Land kenne, destomehr komme ich von der Vorliebe für einen Ort zurück. Wo man hingerät, ist ein unbegreiflicher Reichtum neuer und schöner Ansichten.

Wilhelms Todestag ist jetzt recht nah. Gott! alle Jahreszeiten sind nun über sein Grab gegangen, sein Tod wird schon so fern. Die Zeit verbittert den Schmerz unendlich, ich weiß nicht, was die fühlen, die in ihr eine Linderung finden. Heute ist ein Mittwoch, und einen Mittwoch nahm er zum letztenmal von mir Abschied. Der wahre Jahrestag aber ist erst übermorgen davon. Du denkst gewiß auch an nichts anderes in dieser Woche.

Lebe wohl, geliebtes und teures Wesen, innigst wohl, umarme alle Kinder und grüße Kohlrausch. Ewig Dein H.

92. Caroline an Humboldt

Paris, 14. Auguſt 1804 1804

Es hat mich ſehr gefreut, aus Deinem Brief vom 24. Juli die Beſtätigung zu hören, daß Du meine Niederkunft richtig erfahren haſt, liebe, teure Seele. Als Dein Brief ankam, war ſchon die Nachricht von Alexanders glücklicher Ankunft in Waſhington hier, ich habe alſo nichts in die Zeitungen ſetzen laſſen, und ſeitdem iſt er als glücklich angekommen in Bordeaux verkündigt worden. Geſtern ſchreibt mir Delambre*), er habe ſoeben einen Brief vom 2. Auguſt von Alexander, wo er à l'embouchure de la Garonne Quarantaine halte; er denke, ſchreibt er ihm, den 17. Auguſt hier zu ſein. Er wird ſich wohl ſehr wundern, mich hier zu finden. In dem Brief an Delambre ſchreibt er, er wolle im Januar nach Rom gehn, nachdem er hier alle ſeine Sammlungen geordnet und in Sicherheit gebracht habe. Alſo werde ich wohl nicht mit ihm gehn, denn ich bin nicht geſonnen, länger von Dir zu bleiben, als es nötig iſt. Es hat einmal eine dumme Nachricht hier in den Zeitungen geſtanden, die wohl bei den Spaniern böſes Blut machen wird; es hieß, Alexander komme über Frankreich, denn er traue dem ſpaniſchen Gouvernement nicht in Hinſicht der Sachen, die er mitbringe.

Von Caroline habe ich Briefe aus Weimar gehabt. Lolo iſt dann den 28. Juli mit einer Tochter niedergekommen und ſehr glücklich. Aber Schiller hat einen Tag vorher eine ſolche heftige Kolik gehabt, daß Stark*) und ſein Neveu geglaubt haben, er ſei nicht zu retten, und immer eine Entzündung der Eingeweide befürchtet haben. Er ſelbſt ſoll immer laut geſchrien haben: „Ich halte es nicht mehr aus, wenn es nur ſchon aus wäre.“ Caroline ſchreibt mir, daß er wieder beſſer ſei.

---

*) Aſtronom. — **) Vgl. S. 54.

1804 Ich bin die vorige Woche täglich ein paar Stunden auf dem Muſeum bei den Statuen geweſen, bis auf vorgeſtern, denn ſeit vorgeſtern iſt ein ſolch fürchterlicher Regen und Wind, daß ich mich nicht getraut habe auszufahren, weil ich durch den Zufall an der Bruſt vor vierzehn Tagen ſehr gewitzigt bin. Die Pallas von Velletri und die tragiſche Muſe ſind nun aufgeſtellt, aber ſie machen in dem kleinen und für dieſe Geſtalten niedrigen Zimmer einen ſchlechten Effekt und ſehen weit kleiner aus als die Gipſe in Rom. Überhaupt finde ich, daß man weit mehr genießt und der Künſtler weit mehr zu ſtudieren fähig ſein muß, wo die Geſtalten, die die Kunſt gebildet hat, nicht in ſolcher ungeheuren Menge nebeneinander ſtehen wie hier. Vorigen Sonnabend, wo die Nachricht von Alexander aus Bordeaux zuerſt hier erklang, wurde es von früh 8 Uhr bis Abends um 10 Uhr nicht leer von Leuten bei mir, die ſie mir teils hinterbringen, teils Glück wünſchen wollten. Alexander wird hier in ſüßem Weihrauch leben.

Welch ein Tag heute iſt, ach mein Wilhelm, ich darf es kaum ausſprechen, und doch kann ich nichts anderes denken! Ich möchte nicht, daß Alexander heute oder morgen ankäme, ich möchte nicht, daß uns je in allen dieſen Tagen etwas wahrhaft Erfreuliches begegnete, da das Schickſal uns in ihnen die tiefſten Schmerzen des Lebens empfinden ließ. Geliebtes Kind, ach, es iſt nicht an Deinem Todestage allein, daß ich ſo an Dich denke, denn Dein Bild begleitet mein Leben und weicht mir nicht aus der Seele, aber jedes Wort, das Du noch ausſprachſt, ertönt mir wieder, da es der letzte Deiner Lebenstage war. Ach, wenn er noch irgendwo iſt, empfindet, ſo muß er die unausſprechliche Sehnſucht ahnden, die das Herz der Mutter bewegt. — Werden wir je hinkommen, wo er iſt — werden wir uns wiedererkennen, mein Wilhelm? Die Liebe iſt ja etwas ſo Heiliges, Unendliches; wenn etwas über das Grab hinausreicht, ſo kann es nur ſie ſein!

Theodor ist gesund und nimmt sogar an Fleisch und Derbheit 1804
seit einiger Zeit sehr zu; aber das Auge wird so langsam besser, daß es kaum merklich ist. Das Leben ist sehr schwierig mit ihm; ausgehn darf er sehr wenig, entweder wegen der Feuchtigkeit der Luft und des Erdbodens oder wegen des Sonnenlichts. Zu Hause darf er sich nicht beschäftigen, um das Auge nicht anzustrengen, und er vergißt nun natürlich durch den gänzlichen Mangel an Übung das wenige, was er konnte. Wir schwatzen beinahe den ganzen Tag zusammen, er spricht auch schon sehr leidlich Französisch, und an eigenen Ideen wirst Du ihn, glaube ich, sehr entwickelt finden. Caroline macht viele Fortschritte auf der Gitarre; aber der französische Maitre, der sehr gut und ein in seiner Sprache und Literatur sehr unterrichteter Mann ist, ist weniger mit ihr zufrieden.

Adieu, Geliebtester. Du magst einen schönen Himmel haben, während wir hier kaum unterscheiden, ob es Tag oder Nacht ist. Kohlrausch grüßt tausendmal. Er ist immer in den Spitälern und bei Kadavern des Morgens.

93. Humboldt an Caroline

Marino, 15. August 1804

Ich habe wieder, teure Li, Montag keinen Brief von Dir empfangen, und wenn ich auch ohne Besorgnis bleibe, so entbehre ich doch so ungern Deine süßen Zeilen. Vor allem hätte ich sie gern gestern gehabt, wo ich so unendlich und unaufhörlich Deiner gedacht habe. Auch Du, liebe, teure Li, wirst von neuem alle Schmerzen des unglücklichen Tages empfunden haben, und Dein Schmerz ist mir von neuem tief durch die Seele gegangen. Ich habe in dieser Nacht kein Auge zugetan und habe mir gedacht, daß es auch Dir so gehn würde, und daß Du die kleine Louise

1804 mit Deinen Tränen benetzen würdest. Ach! sie ist nun die erste und einzige unter uns, die ihn nicht kennt, und er hatte eigentlich so viel Sinn für Geschwisterfreuden, ging immer so artig mit der Adel um. Ich wollte gestern erst nach L'Ariccia gehn und hätte es getan, wenn Reinhart*) nicht dort wohnte. Aber unbemerkt konnte ich nicht bleiben, und mit einem andern umgehn, war mir unmöglich. Ich bin also mit meiner kleinen Adel geblieben. Ich hatte niemand, dem ich nur sagen mochte, daß es der Tag sei. Der süßen Kleinen hätt ich es wohl gesagt, aber sie faßt es noch nicht. Für sie ist sein Tod nur eine Nebenidee der Pyramide. Am Abend spät war ich noch am Albaner See und saß lange da. Es war ein himmlischer Mondschein und ein herrlich klarer Himmel. Ich bleibe doch dabei, in einem anderen Lande hätte der Schmerz über den armen Wilhelm etwas Düsteres und Zerreißenderes noch gehabt, etwas, wovor die eigene Seele, selbst bei der heißesten Liebe zum Gegenstand, dennoch zurückschaudert. Aber hier ist wieder die Sehnsucht unendlicher. Je erweiterter die Brust sich fühlt durch die Größe und ruhige Heiterkeit der Natur, desto tiefer wird sie auch durch dies namenlose Sehnen erschöpft. Ich lebe trotz dieser wehen Gefühle in einem großen inneren Genuß. Seit langer Zeit habe ich nicht so eigentlich in der Natur zugebracht; ich lasse auch vieles darüber liegen und bin nicht eben fleißig. Aber der Zug, den diese Gegend auf das Gemüt ausübt, ist unbeschreiblich, man kann sich nicht losreißen. Meine Geschäfte mache ich in Rom ab, und hier lasse ich mich ganz frei gehn. Das Leben mit seinen Empfindungen ist eigentlich doch das Beste, was der Mensch hat, die Stimmung dazu ist selten rein; wenn sie es ist, muß man den Moment benutzen. Je mehr ich es aber tue, desto-mehr, liebe, teure Seele, fehlst Du mir, Dein Gespräch, ja nur Dein Anblick. Es ist unbegreiflich, wie schon das bloße Nebeneinanderleben der Menschen, die sich verstehen und sich lieben, wirkt; Du fehlst

*) Vgl. S. 211.

mir jetzt freilich schon lang, aber gegen die Zeit, die wir ungestört 1804
miteinander waren, doch im Grunde nur wenige Monate, und ich empfinde es so unendlich. Ehe Du niedergekommen warst, hat mich unglaublich oft der Gedanke der bloßen Möglichkeit, daß Du mir entrissen würdest, verfolgt. Ich hätte mir keinen schrecklicheren Moment zu denken vermocht. Wenn es je sein soll, so möge es wenigstens erst sein, wenn alle Kinder groß sind und keins mehr der Sorge bedarf. Den tiefsten Schmerz erträgt man nur dann, wenn es nicht mehr notwendig ist, ihn geduldig zu tragen, oder wenn das Herz wenigstens nur mit der Einsamkeit zu leben braucht und mit sich. Aber so ist alles glücklich vorübergegangen, wir werden uns froh wiedersehen und wieder wie bisher leben. Ich freue mich unendlich auf diese Zeit, und jetzt rückt sie mit Macht heran. Aber immer bitte ich Dich, bleibe, solange es Dir Freude macht, und kürze nicht zu sehr ab.

Mit dem Prinzen*) muß etwas vor sein. Er schreibt mir aus Nymphenburg bei München, er werde mir bald eine glückliche Begebenheit melden können. Das kann nur seine bayrische Heirat sein.

Wolf**) und Goethe haben mir auch geschrieben. Ersterer schreibt sehr herzlich von Dir und seiner Zusammenkunft mit Dir in Burgörner, letzterer gleichfalls, aber immer, vermutlich weil en détail, steif und manchmal wie in den Erzählungen der Ausgewanderten. Er will hier eine Medaille auf den Kurfürst-Erzkanzler***) prägen lassen. Es ist eine einfältige Idee, das nicht in Paris zu tun, wo man viel besser schneidet und prägt. Aber die Vorliebe für Rom verdient auch Nachsicht. Er schreibt über Wilhelm Tell wie Du. Ich habe ihn noch immer nicht. Er lobt Fernow†) sehr und scheint über Böttigers††)

*) Georg, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, der sich indessen erst als Großherzog 1817 mit der Tochter des Landgrafen Friedrich zu Hessen-Kassel vermählte. — **) Vgl. S. 17. — ***) Dalberg. — †) Vgl. S. 152. — ††) Böttiger, klassischer Philologe, seit 1791 Direktor des Gymnasiums in Weimar, ging 1804 als Hofrat nach Dresden, scharf ironisiert im Briefwechsel Schiller-Goethe.

1804 Entfernung von Weimar wie im Himmel. Es liegt in dem Brief auch ein Blatt an Dich, das ich hier beilege. Es ist vor Deiner Ankunft in Weimar geschrieben. Du wirst Dich vielleicht wundern, wie ich ihm ansehe, daß es an Dich ist, auch hielt ich es wirklich für an mich geschrieben. Aber in einem zweiten Blatt, das ich nicht schicke, weil ich es wegen Kommissionen, die darin stehen, brauche, sagt er es ausdrücklich. Er hat, wie er mir schreibt, eine Arbeit gemacht, von der ich nicht viel halte. Eine Umarbeitung des Götz fürs Theater. Alles, was Schiller und er in dieser Art unternommen, ist mißglückt und muß es. Ich sehe, Du hast Wolf und Goethen die Pindarische Ode gegeben, und danke Dir sehr dafür. Ich habe seitdem nur eine kleine Ode übersetzt. Ich wurde auf eine einfältige Weise unterbrochen. Ich kam an eine Stelle, zu der ich notwendig den Scholiasten*) brauchte und konnte ihn hier schlechterdings nicht bekommen. Ich mußte ihn mir also aus Deutschland verschreiben; ehe er kam, dauerte es zwei Monate, und jetzt, da er da ist, bin ich noch nicht wieder in die rechte Stimmung gekommen.

Grüße den guten Kohlrausch herzlich und umarme alle lieben süßen Kinder. Lebe innigst wohl, mein einzig Leben.

Ewig Dein H.

94. Caroline an Humboldt

Paris, 21. August 1804

Ich habe Deinen lieben Brief vom 2. den 15. August und den längeren vom 3. den 18. bekommen. Letzteren mußte ich in eigener Person von der Post abholen, weil er rekommandiert war, und 6 Francs 14 Sous dafür bezahlen. Aber wir haben uns auch alle recht daran erholt, und da für einen jeden von uns ein Zettelchen darinnen lag, so jauchzte groß und klein laut

*) Die alten klassischen Kommentare.

auf. Wie hätte ich mit Dir in der Gegend um Albano und L'Ariccia herumſtreifen und in dem verödeten Gartenhauſe verweilen mögen. Ich hoffe es einſt zu tun; ich ſehne mich unbeſchreiblich nach Dir und den Kindern, nach den großen Monumenten und nach ſeinem Grabe. Er iſt mir ewig gegenwärtig, mit der vorſchreitenden Zeit wächſt ſein Bild und mein Schmerz mir eigentlich immer tiefer in die Seele. 1804

Ich bin geſtört und ſchreibe Dir Freitag wieder und beantworte Deine Fragen. Verzeih, daß ich Dich ſo laſſe. Ich liebe Dich unendlich, aber ich kann heut nicht weiter ſchreiben. Ich umarme die Kinder. Noch iſt Alexander nicht angekommen. Es iſt 11 Uhr vormittags, und man erwartet die Diligence.

95. Caroline an Humboldt

[Paris], 22. Auguſt 1804

Alexander iſt noch nicht angekommen, doch hatte er an jemand hierher aus Bordeaux, alſo nach geendigter Quarantaine, geſchrieben, er werde heut vor acht Tagen abreiſen. Ich begreife nicht, wo er bleibt. Kohlrauſch iſt nun ſchon drei Vormittage um die Stunde der Ankunft der Diligence in den Hof gegangen und hat alle Paſſagiere ausſteigen ſehen, aber immer noch kein Alexander. An den jungen Pommard hat er geſchrieben: qu'il était devenu très vieux, cuivré comme un indien, mais qu'il était toujours très aimable. Qu'il comptait aller en Janvier en Italie pour y voir sa famille, quoiqu'il éprouvât dans ce moment le désagrément qu'il y avait à tenir à une race aussi vagabonde; qu'en suite il s'établirait peut-être à Paris pour quelques années pour publier son voyage. Ich meine aber doch, er kann Berlin nicht ganz umgehn, und vielleicht in dieſem Augenblick und nach der Wendung, die alle politiſchen Verhältniſſe genommen haben,

1804 weniger als je. Auch wünschte ich aus vielen Ursachen, daß Du, mein geliebter, verständiger Wilhelm, mit Deinem milden, schonenden und doch treffenden Sinn ihm einen ernsten Brief über das Beibehalten seiner Deutschheit schriebest. Il va s'enivrer ici d'une vaine gloire, und am Ende lacht man sich doch hier ins Fäustchen, wenn er sich tête perdue in ihre Arme wirft.

Aus der Ministerveränderung in Berlin kann man hier nicht recht klug werden. Einmal steht so und einmal wieder anders in den Zeitungen, aber daß ein Minister auswärtiger Geschäfte die Hälfte des Jahres auf seinen Gütern sein könne, scheint mir unmöglich.

Ich erwarte Alexanders Ankunft, um meine Abreise ganz zu bestimmen, aber ich glaube schwerlich, daß ich mehr als 14 Tage länger bleibe, als wir übereingekommen sind. Ich kehre, selbst von Paris, was ich noch eben so wie ehemals liebe, mit inniger Freude zu Euch zurück. Freilich genieße ich Pariser Pläsiers wenige, aber das war's ja auch nie, was ich am meisten hier liebte. Wilhelms teure, heilige Gestalt wandelt mir ewig zur Seite. Ich kann nicht in die Tuilerien vom Quai aus hineintreten, ohne daß es mir nicht einfiele, wie er voller Leben hundertmal sich da von meiner Hand losriß und in den Gängen herumsprang wie ein losgelassenes Füllen. Ach, verzeih, daß ich Dir letztens so sehr trübe über ihn schrieb, es lebt neben einer großen Heiterkeit und Ruhe ein tiefer, ewiger Schmerz in meiner Seele, den keine Zeit verlöschen kann. Es frappierte mich, aus Deinem Briefe zu erfahren, daß der Garten mit dem Hause in L'Ariccia zu verkaufen ist — ich möchte ihn wohl haben. Sein Odem weht dort noch in den Lüften, seine Füße haben den Boden betreten — werden wir ihn denn je noch wo wiedersehen? Er steht so lebendig vor mir, er ist meinem Herzen so nah, und nirgend weiß ich ihn mehr zu finden, und doch ist er mir und Dir nah überall. Wenn es kein fortdauernd Dasein gibt,

so ist und bleibt mir dies Leben ein furchtbares Rätsel, und wenn 1804
es eins gibt, warum begreifen wir es nicht hier? O Wilhelm, wenn Du noch lebst und Dich unser erinnerst, warum kommt kein Laut Deiner Liebe zu uns! Kohlrausch hat letztens so einen schönen Traum von ihm gehabt, ich habe keinen solchen.

Ich muß hier abbrechen, um den Brief zur Post zu bringen.

96. Humboldt an Caroline

Marino, 22. August 1804

Ich bin Sonntag hier wieder angekommen und habe große Freude gehabt, die Kinder wiederzufinden. Wenn es, wie ich gewiß hoffe, so fortgeht, findest Du beide nicht bloß größer, sondern auch runder und stärker wieder. Da Gabriele immer in Vicenzas Händen ist und sein muß, so bin ich mit ihr im Grunde nicht viel mehr bekannt geworden. Doch führt Adelheid sie jetzt oft an der Hand zu mir und sagt: „va da papà, dagli un bacio“, und dann spielen sie beide sehr hübsch bei mir. Aber Adelheid ist desto lieber. Alle Abend sitzt sie neben mir von 8—½10 an meinem hier sehr kleinen Tisch, und seit einigen Abenden schläft sie an diesem Tisch auf ihren Ärmchen auch ein, und ich trage sie dann in ihr Bett, daß sie auch beim Ausziehen nicht aufwacht. Verziehen tu ich sie freilich, aber sie ist auch unendlich lieb.

Haugwitzens*) Abgang weiß ich bis jetzt nur indirekt. Mir ist er sehr unlieb. Ich war ihm gut, er war noch menschlicher, als ich mir Hardenberg denke, und in Geschäften, besonders diplomatischen, die doch meist nur eine Art unnützen Spiels sind, ist nichts so gut als leben und leben lassen. Er half nicht leicht einem, weil er allen gleiche Hoffnungen machte, aber er hatte auch selten Gegenpläne

*) Vgl. oben S. 226.

1804 und war folglich Null, was mir, da ich andre Unterstützung hatte, genügte. Indes ist mir auch Hardenberg sehr recht, und vielleicht kann ich von ihm noch mehr erwarten, teils weil er an den Geschäften ernstlicheren Anteil nimmt als Haugwitz, und ihm also auch eher der Gedanke kommen kann, jemanden weiter zu bringen, teils weil er mir und vorzüglich Alexandern gut ist. Das Schlimme aber, was ich befürchte, ist, daß, weil Haugwitz, wie ich höre, doch nicht ganz abgeht, sondern noch Nachricht von den Geschäften bekommen soll und noch einen Teil des Jahres in Berlin zubringen wird, auch Hardenberg sich nicht als wahrer Chef ansehen wird, und dann hat man eigentlich niemand, an den man sich halten kann, und das ist schlimm. Es sind dies die halben Arrangements, die ich nirgends liebe und die man jetzt in Berlin nur zu gern hat. Allen geben und keinem nehmen, wobei keiner zufrieden, keiner eigentlich tätig und keiner responsabel ist. Wer übrigens so wenig Pläne macht als ich, dem kann alles ziemlich gleichgültig sein. Wenn, wie ich hoffe, Theodorn und Euch allen die Luft hier bekommt, verlange ich nichts, als nach und nach eine Zulage, und das werde ich immer noch durchsetzen. Schlabrendorff*) habt Ihr sehr gut getan zu bereden, mich freut Deinetwegen sein längeres Bleiben unglaublich. Bei dieser Gelegenheit, liebe Li, muß ich Dir aber nochmal ans Herz legen, nicht zu geschwinde aus Paris zu gehn. Ich weiß und fühle recht gut, wie Du Dich nach mir und den Kleinen sehnst. Aber selbst dies Sehnen hat etwas Süßes, Du findest uns gleich gesund, mit gleicher Liebe zu Dir wieder, die Kinder größer, sprechender und älter, mich freilich nicht jünger und schöner (denn schwerlich möchte es eine Athene geben, die mich *μείζονα καὶ πάσσονα***) machte), aber Du weißt, ich bin unalternd *ἤματα πάντα*.***) Ich entbehre Dich sehr, das kann ich nicht leugnen, aber wenn Du recht ernstlich

*) Vgl. S. 74. — **) Größer und dicker. — ***) Alle Tage (ewig).

wüßteſt, was mir der Gedanke, daß Du ſo mutig allein nach Paris 1804
gegangen biſt und ſo ſelbſtändig dort wohnſt, für eine ganz eigene Freude gibt, wie er eigentlich jetzt meine Schwachheit iſt, ſo würdeſt Du auch fühlen, wie ich ihn ſogar gewiſſermaßen gegen das Entbehren in Anſchlag bringen kann. Wenn ich jetzt auf dem ſchwarzen Sofa in Rom manchmal Sonnabends beim Kaffee ſitze, denke ich, zu welcher Gloire wir doch eigentlich das Humboldtſche Geſchlecht gebracht haben. Erſt hat es nun Gott weiß wie lange in Hinterpommern geſeſſen und nun in Philadelphia, in Paris, in Marino und in Rom. Keiner im Lande, keiner in Berlin und Tegel, und das alles durch den angeborenen und inneren Trieb zu der Landſtraße. Dann denke ich mir, wie Du Dich an Paris freuſt, wie Du darin herumgehſt, mir dies und das erzählen, mitbringen, den Kindern Geſchenke machen willſt. Deine Liebe zu Paris iſt eine der hübſcheſten Sachen in Dir, die ich kenne. Sie zeigt eigentlich die wahre Freiheit und Jugendlichkeit Deines Weſens. Wenige Menſchen haben Stärke genug, ohne Kontraſte zu lieben. Wenn ihnen die Einſamkeit teuer iſt, wenn tiefe Gefühle es ſind, ſo iſt ihnen Gewühl ein Ekel und die Bewegung einer bloß leichten und anmutigen Maſſe aufs mindeſte gleichgültig. Du aber faſſeſt die Gegenſtände mit Deinem Gefühle da auf, wo die Kontraſte ſich auflöſen, wo der Menſch mit der Welt in reiner Berührung ſteht und die Höhen und Tiefen der Menſchheit keine anderen Schatten werfen, als die nur noch beſtimmter und klarer die Umriſſe zeigen. Warum, liebe Li, wollteſt Du das nicht noch länger genießen? Ein ſolcher Genuß bildet Ideen und Empfindungen aus, die doch das wahre und eigentliche Leben ſind und unleugbar ihre eigene Stimmung, um hervorzukommen, eine eigene Atmoſphäre brauchen, um zu gedeihen. Ihnen kann man mit Recht Opfer bringen, und ein ſolches Opfer iſt das Entbehren Deiner lieben, kleinen Mädchen und meiner. Laß Dich alſo gehn, teure Li, ſolange Du willſt,

1804 reise plötzlich ab, nimm keine bestimmten Vorsätze. Innere und äußere Freiheit gehn über alles. Wenn Du kommst, empfange ich Dich mit offenen Armen, meine Liebe, Teure, mit der Liebe, deren tiefe Wahrheit Du wohl seit dem ersten Augenblick gleich stark erkannt hast. Bleibst Du länger, als Dein anfänglicher Plan war, so freue ich mich an Deinem Genuß, lebe mein Leben still fort und habe wenigstens einen Genuß mehr, als wenn Du hier bist, den am Fortrollen der Zeit.

Das Mitbringen des kleinen Kindermädchens schien mir sehr zweckmäßig. Vicenza ist eine Art Schnecke in Menschengestalt und ohne alles Talent, Kinder zu amüsieren. Antonio ist oft stockkonfus. Auch gegen seine sonst gerühmte Ehrlichkeit sind sonderbare Dinge aufgestoßen, da Wunsch, die Rachegöttin des Hauses, nicht eher geruht hat, bis er einiges ins klare gebracht hat. Francesko ist unstreitig der Beste, immer still, ordentlich, und von Tag zu Tage liebenswürdiger. Nur die Arbeit ist seine Passion nicht. Am Peterstage mutete ihm Wunsch zu, ich weiß nicht was zu tun. Da antwortete er aber ganz wehmütig: „Oggi? a S. Pietro, che è il Principe di Roma?“ und ich begünstige solche große Betrachtungen zu sehr, um da noch Einwendungen zu machen.

Über die Maße muß ich noch ein Wort sagen, sie sind an den Kindern genommen, nämlich hinten im Nacken, wo die Kleider anfangen, bis gerade auf die Erde, weil die Schleppe doch willkürlich ist.

Von inniger Seele ewig Dein H.

97. Humboldt an Caroline

Rom, 25. August 1804

Ich bin seit gestern hier, liebe Li, und habe die ganze Stadt in großem Alarm gefunden. Alle Livorner Briefe sagen, daß ein Embargo durch Frankreich auf die russischen, schwedischen und preußischen Schiffe gelegt ist und diese drei

Mächte Frankreich den Krieg erklärt haben. Beurteilte man diese 1804
Nachricht nach den gewöhnlichen Regeln der Kritik, so wäre sie unbezweifelt wahr. Aber, daß Preußen mit Frankreich Krieg anfinge, ist mir unglaublich. Wäre es, so bitte ich Dich, nimm Deine Vorsichten.

Lebe herzlich wohl und schreibe mir ja alle acht Tage. Von inniger Seele Dein H.

98. Caroline an Humboldt

[Paris], 28. August 1804

Alexander ist endlich gestern angekommen,*) und seitdem geht es uns wie ein Mühlrad im Kopf herum. Er sieht sehr wohl aus, gar nicht so cuivré, wie er geschrieben hatte, und ist viel fetter geworden. Er ist so unbeschreiblich noch derselbe in Manieren, Mienen, Gestikulationen und Tournüren, so daß ich meine, er wäre vorgestern erst von uns gereist. Er hatte durch einen verlorenen Brief, den ich ihm nach La Rochelle poste restante geschrieben, mein Hiersein erfahren, und es scheint ihm angenehm zu sein, mich hier zu finden. Alle europäischen Länder gehn ihm im Kopf herum. Er möchte auf einmal hier, in Spanien, in Berlin und bei uns in Rom sein.

Einen klareren Brief werde ich Dir das nächste Mal schreiben. Um den Brief noch nach der Post zu bringen, muß ich hier aufhören. Tausend Küsse den Kindern und Dir, mein einzig Leben.

*) Alexander v. Humboldt hatte seine große Forschungsreise nach Südamerika in Begleitung des französischen Naturforschers Bonpland im Oktober 1798 angetreten, hatte sich 1804 einige Monate in den Vereinigten Staaten aufgehalten und am 9. Juli in Philadelphia nach Bordeaux eingeschifft, wo er am 3. August gelandet war.

1804 **99. Humboldt an Caroline** Marino, 29. Auguſt 1804

Liebe, teure Li. Ich habe wieder keinen Brief geſtern von Dir bekommen, ich hoffe, es wird das letztemal ſein, wo mich dieſe Unordnung der Poſt Nachrichten von Dir und den Kindern entbehren läßt. Aber ſo gern hätte ich diesmal Briefe gehabt. Alexander mußte ſchon bei Dir ſein, als Du den ſchriebſt, der heute hätte ankommen ſollen. Er hat mir von Bordeaux aus geſchrieben. Es hat mich gerührt, daß er von Bonpland,*) der zu den Seinigen nach La Rochelle gehn wollte, mit einer Art Wehmut ſagt: „Er ſieht nun ſo bald die wieder, die er liebt!“ Er ahndete nicht, daß er nun nur wenige Tagereiſen von Dir und den drei Kindern entfernt war. Sein Erſtaunen und ſeine Freude werden unendlich geweſen ſein. Ich lege einen Brief für ihn bei. Euer Zuſammenſein macht mich unausſprechlich glücklich. Alles das iſt Folge Deiner Liebe für Paris, gute Li, und Deines heldenmäßigen Reiſemuts. Genieße es nun in vollem Maße. Alexandern in Paris ankommen zu ſehen, muß himmliſch ſein. Er wird wie ein Wundertier angeſtaunt werden, es wird unerhörte Effekte geben, und ich hoffe, er wird die Klugheit haben, nicht das Erkalten derſelben abzuwarten. Schreibe mir alles haarklein, ich bitte Dich. Über ſeine Pläne ſchreibe ich ihm ſelbſt. Ich ſehe aus ſeinem Briefe, daß er Berlin zu ſehr zurückſetzt. Das iſt in keiner Art klug. Vor der Welt muß man das Vaterland ehren, wenn es auch eine Sandwüſte iſt. Das Weſentliche meines Rats geht bloß dahin, daß er dem König um Urlaub ſchreiben ſoll. Auf dieſen Brief, bitte ich Dich inſtändigſt, habe ein wachſames Auge. Laß ihn alles vermeiden, was nicht für den ſchlichteſten Menſchen gemacht iſt. Daß er jetzt einige Monate in Paris bleibt, daß er nach Madrid geht, daß er uns in Rom beſucht, alles das iſt auch meine Meinung.

*) Vgl. S. 231.

Allerdings wäre viel auch für einen anderen Plan zu sagen. Er 1804
könnte nach Berlin von Paris aus, dann von Berlin nach Rom und von hier nach Madrid gehn. Er käme so kürzer in Berlin ab und bezeigte doch mehr Eifer. Aber ich habe ihm diesen Plan nur angegeben. Es war mir unmöglich, ihn eigentlich anzuempfehlen, da ich ihn dabei später sähe, und auch ihm, wie ich weiß, die Berliner Reise die widrigste ist. Wer weiß überdies, ob nicht Dich in Paris zu finden, ihn wieder ganz neue Pläne bilden läßt. Für mich schreibt er von Reisen nach Griechenland, Korfu und Petersburg. Wenn er nur aber erst gefühlt haben wird, wie die sieben Hügel fesseln, und wie in diesem Zauberkreise alle Reiselust erstirbt! In mir ist es buchstäblich wahr. Ich wäre jetzt so herzlich gern mitten unter Euch, ich empfinde manchmal eine so innige, selbst wehe Sehnsucht danach, aber ich müßte die Wahrheit leugnen, wenn ich sagte, daß ich nur den mindesten Wunsch nach einer Pariser Straße oder einer Pariser Gesellschaft hätte. Ich glaube darum nicht, daß ich immer und ununterbrochen hier bleiben werde, aber wahr bleibt es immer, daß ich nie in so vollkommener und ungestörter Harmonie mit meinem Aufenthalte gestanden habe. Alexander hier zu haben, wird ein unendlicher Genuß sein. Rom und die Gegend werden ihm ein hohes Interesse einflößen, und seine gewöhnliche Heiterkeit wird in unserm ruhigen einsamen Zirkel doppelt groß sein. Wenn ich auf die Zeit zurückblicke, in welcher Alexander uns verließ, so haben wir indes eigentlich sehr wichtige Epochen verlebt, und wenn wir uns auch scheinbar sehr gleich geblieben sind, so haben wir doch in unserm Innern große Umänderungen erfahren. Die unglückliche Begebenheit, die unser inneres Schicksal am entschiedensten bestimmt hat, wird er mit Dir jetzt fühlen — obgleich den Verlust eines Kindes der nicht empfinden kann, der nie Vater war, und auch außerdem der Schmerz um jeden bestimmten Menschen so rein individuell ist, daß es eigentlich gar kein Mitgefühl gibt, und daher gegen jeden andern

1804 als gegen Dich hierüber nur halbe, ich möchte ſagen gleichgültige Worte über meine Lippen gehn. Aber auch kleinere Dinge, die Verpflanzung nach Italien, ſelbſt die Spaniſche Reiſe, vorzüglich, daß an die Stelle unbeſtimmter Zwecke eine Lebensart getreten iſt, die wenigſtens alle Zweifel über die Art der Tätigkeit ausſchließt, hat tief auf mich gewirkt. Ich bin begierig, ob Alexander das gehörig ahnden wird. Fortſchritte im Reich der inneren Erfahrung bleiben ihm ſonſt leicht unbemerkt. Er iſt ſeit ſeinem Weggehn, wenn es möglich iſt, nur noch mehr aus ſich herausgegangen; ich bin ſeitdem im Gegenteil in dem entgegengeſetzten Syſtem recht feſt geworden. Er hat immer neues Streben, neue Zwecke; ich vergrabe mich ſo gern in dem Punkt, auf den mich der Zufall führt. Er hält ausſchließlich auf die Tätigkeit, die außer ſich etwas hervorbringt, und mir geht mehr als je jetzt der Genuß über alles, der das Innere bereichert. Ich kann und werde ſeine Art zu ſein in hohem Grade genießen, aber ſchwerlich dürfte er mit mir recht zufrieden ſein.

Verzeih dieſe Entgegenſtellung, teure Li, aber ich konnte mich nicht enthalten, ein ſolches Prognoſtikon bei ſeiner Rückkehr zu ſtellen, und Du wirſt ſehen, ob ich wahr geraten habe.

Mir wäre es Montag nacht beinah ſchlimm ergangen, ſo endigte es indes bloß komiſch. Ich ging mit dem Kanonikus allein in dem hieſigen Park, der Colonna gehört, ſpazieren. Da er ganz nah iſt, ſo gingen wir etwa nur eine Stunde vor Sonnenuntergang aus. Dieſer Park, mußt Du nun wiſſen, iſt ein tiefes und enges Tal, auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, auf denen die Mauer läuft, die aber an einigen Stellen zerbrochen iſt. Durch eine ſolche Stelle kamen wir hinein. Inwendig iſt alles verwachſenes Geſträuch und hohe Bäume, himmliſche Gruppen mitunter. Wir hielten uns eine gute Stunde auf und gingen darauf zurück. Im Zurückgehn durch den Park verloren wir den engen und verwachſenen

Fußſteig, aber da der Kanonikus immer glaubte, gleich die Mauer 1804
wiederzufinden, ſo arbeiteten wir uns geduldig mit manchem blutigen Riß durch die Dornengebüſche durch. Aber alles Arbeiten war vergeblich, wir kamen dicker und dicker hinein, und die Nacht brach an. Wir hielten Rat, gingen nach allen Seiten, aber keiner von uns wußte mehr Weg noch Richtung, und wenn wir auch die letztere an den Sternen ſahen, ſo verlor man ſich gleich beim Hin- und Herdrehen in dem Dickicht. Endlich kamen wir auf einen leeren Fleck wie eine Stube groß, wo ein alter Baumſtamm lag, der ein ſehr natürliches Kanapee abgab. Wir ruhten da ein wenig aus, hörten faſt die Leute in Marino ſprechen, waren aber ſo von Dorngebüſch eingeſchloſſen, daß der Kanonikus verſicherte, es ſei vergeblich, wir müßten die Nacht da bleiben. Ich ſetzte mich alſo geduldig auf den Baumſtamm und freute mich an dem prächtigen Himmel. Der Fomahaut ging gerade hinter Monte Cavo auf und erinnerte mich deutlich an den Burgörner Kirchberg. Der ſtets geſchwätzige Kanonikus erzählte mir bei der Gelegenheit, daß ein Wolf in der Nähe ſei, der ſchon viel Eſel zerriſſen habe, er habe aber ein Meſſer und einen Dornſtock, und es habe nichts zu ſagen. Ich hatte zwar nur ein kleines Rohr, das jetzt mein ewiger Begleiter iſt, ich dachte aber bei mir, daß er dieſen Kampf allein beſtehen ſollte, ich hätte mich auf einem Baumſtamm verſchanzt. So blieben wir ruhig, bis der Kanonikus ausrechnete, wir hätten bis zum Tag noch acht Stunden zu warten. Die Betrachtung war zu ernſthaft, ich verſicherte ihm alſo, wir müßten, wie es auch werde, durchbrechen, und ſo kamen wir wirklich nach unglaublichen Mühſeligkeiten und der Kanonikus mit zerlumpten Strümpfen und zerriſſenen Händen zu Hauſe an, wo Wunſch uns eben hatte wollen mit vielen Menſchen aufſuchen laſſen.

Heute früh habe ich um 1/2 4 wieder mit dem Kanonikus einen weiten Ritt nach Ruinen gemacht. Der Kanonikus iſt aufs Theater

1804 zu bringen. Er wollte mich in tiefe Höhlen führen und brachte gestern abend alle Waffen zusammen. Die Pistolen wurden geladen, er nahm ein Stilett, einen großen Knüttel, Gott weiß was mit und versicherte, es gäbe da Wölfe, Schlangen und Eulen. Ich sollte mich auch bewaffnen. Ich versicherte ihm aber, daß ich den Krieg ganz ihm überließe, ehe die Ungeheuer ihn aufgefressen hätten, würde ich schon über die Seite kommen, und nun haben wir nichts als unschuldige Eidechsen gesehen, obgleich er immer mit gespanntem Hahn ging.

So, liebe Li, vertreibe ich mir die Zeit und wiege das sehnsuchtsvolle Gefühl Deiner Abwesenheit ein. Die Possen dabei unterhalten mich natürlich nur auf Augenblicke. Die Ruinen beweisen auch in der Regel nicht viel mehr, als daß die Campagna di Roma ehemals, wie jetzt, von Menschen bewohnt war, und unvergleichbar mehr. Aber das Eigentliche ist das Vertrautwerden mit dieser einzigen Gegend, immer neue himmlische Standpunkte zu finden, die Gipfel der geliebten Berge in andern und andern Richtungen und Beleuchtungen zu sehen, dann die Sonnenauf- und Untergänge und die heimlichen Gedanken, die das einsame Betreten dieser Wege weckt und nährt. Immer komme ich dann reiner und heiterer gestimmt zur süßen Adel zurück, die mir jedesmal mit offenen Armen entgegenläuft.

Der Prinz*) ist, wie Du weißt, verlobt. Er schreibt mir mit äußerster Freundschaft und bittet mich um die Besorgung geheimnisvoller Aufträge, die aber so ungeschickt angelegt sind, daß sie gar nicht glücken können. Es tut mir leid, denn ihm ist so viel daran gelegen, daß er sogar, mich mehr zu gewinnen, mir Grüße von der Königin**) schreibt. Übrigens, schreibt er, sei er nicht verliebt, werde aber sehr glücklich sein, auch außer Rom, weil er vernunft-

*) Vgl. S. 223. — **) Königin Luise.

mäßig handeln müſſe. Wir, liebe Li, ſagten immer in Auleben, 1804
wie Du wohl noch weißt: hohe Weisheit, tritt zurück, weiche vor der Liebe! und damit halte ich es noch. Umarme die Kinder und lebe innigſt wohl! Ewig Dein H.

100. Caroline an Humboldt

[Paris], 3. September 1804

Ich bin einige Tage in großer Beſorgnis um die kleine Louiſe geweſen, mein teurer Wilhelm. Die liebe Kleine bekam von freien Stücken, wenigſtens iſt uns keine veranlaſſende Urſache klar geworden, heftige Krämpfe und Fieber. Ich habe unbeſchreiblich gelitten, wie Du denken kannſt, um ſo mehr, da ich eigentlich niemand ſagen wollte, daß zu den Schmerzen der Gegenwart alle Schmerzen der Erinnerung hinzukamen.

Kohlrauſch hat das Kind ſehr einfach und gut behandelt, ſeit geſtern iſt ſie beſſer, und ich hoffe, es wird ſo übergehn. Immer aber muß man doch durch etwas geſtört werden. Kaum war Theodors Auge beſſer, ſo kam nun dieſes, und vorgeſtern abend erſchreckte uns Theodor durch einen Fall aufs Knie. Theodors Auge hat mir, ich will es nun, wo er gewiß nichts davontragen wird, nur geſtehen, die größte Angſt gemacht. Es war ſo ſchrecklich verdunkelt, daß ich nicht glaubte, daß es je wieder werden könnte. Nun aber bin ich ruhig, er ſieht auch ſchon wieder beinah ganz deutlich, und die Verdunkelung nimmt noch täglich ab. Carolinens Geſundheit hält ſich vortrefflich, es liegt mir ordentlich etwas Moraliſch-Edles in dieſer feſten Geſundheit.

Alexander lebt die acht Tage, ſo er nun hier iſt, unendlich beſchäftigt und fetiert. Er kommt meiſtens des Morgens um ſechs Uhr her zu Kohlrauſch, arbeitet hier oder ſchwatzt. Um neun Uhr kommt er zu mir hinüber, und wir frühſtücken zuſammen. Wenn

1804 er nicht ausgebeten ist, so ißt er bei mir. Auf seine Reisegefährten habe ich mich nicht eingelassen, sie zum Essen zu haben, aber Alexander nimmt vorlieb. Er ist unendlich zärtlich mit mir. Gegen Kohlrausch ist er die Freundlichkeit selbst. Heute schreibt er an den König, und darum wird er Dir schwerlich schreiben können; er hat sich entschlossen, eine seiner Kollektionen nach Berlin zu schicken. Er rechnet noch wie ehemals beständig sein Vermögen durch, und nach seinen Rechnungen hat er immer nichts ausgegeben. Aber ich meine doch, es muß anders sein. Schreibe ihm ja einen ernsthaften Brief über seine Lage, wie Du sie ansiehst; er hat doch im Grunde des Herzens einen tiefen Respekt vor Dir. Alexander beschwört mich, hier zu bleiben und mit ihm zurück nach Rom zu gehn. Allein es dauert mir zu lange, und ich kann mich nicht entschließen, vier Monate später bei Dir zu sein. Alles, was ich zugeben kann, ist noch ein wenig in den Oktober hinein. Die Rückreise denke ich in drei Wochen zu machen. Von hier nach Lyon mit dem Velocifère ist eine Sache von drei Tagen, und da bin ich Dir schon ein Stück Weges näher. Ach, Lieber, man ist nie in einer sonderbareren Stimmung gewesen, man ist nicht lieber in Paris als ich, aber man geht auch nicht lieber nach Hause zurück als ich.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon geschrieben habe, daß wir den Lacondamine*) für drei Francs haben. Corai hat mir den Heliodor**) in zwei dicken Bänden für Dich zugeschickt. Clavier kommt zuweilen auch zu mir. Villochin hat im Institut versichert, daß ich die gelehrteste Frau wäre, die er kennte, und wer wüßte, ob es in Paris noch einen ebenso griechisch gelehrten Mann gäbe. Das ist doch ein unverdientes Lob. Adieu, Geliebter. Tausend Küsse den Kindern. Gott, wie verlangt es mich, sie und Dich wiederzusehen.

*) Reisender und Mathematiker. — **) Griechischer Grammatiker des 1. Jahrhunderts n. Chr.

101. Humboldt an Caroline

Marino, 5. September 1804 1804

Es ist ein himmlischer Morgen, teure Li; Rom und der Soracte liegen mit unglaublicher Klarheit vor mir. Wir hatten in den letzten Tagen Augusts und den ersten Septembers eine wirklich größere Hitze als fast vorher, nun sind Gewitter gekommen, und in diesen Frühstunden heute weht eine ordentlich herbstliche Luft. Über den Soracte hinaus blicke ich ins Blaue nach Dir. Da bist Du, da kommst Du wieder her und schenkst mir wieder einen Himmel von Liebe und stillem, ruhigem Dasein. Glaube aber nicht, daß ich mich unglücklich fühlte oder gefühlt hätte. Auch die Einsamkeit hat mir wohlgetan, gerade durchaus allein, mit niemand, mit dem ich nur eine Silbe vertrauten Gefühls hätte wechseln können, habe ich Dich und mich und unsre Kinder und die Natur tiefer empfunden, und mich tiefer in das versenkt, was sich jeder ernster Gesinnte als eine innere, tröstende und beglückende Heimat bildet. Das freie Herumschweifen auf dem Lande hat mir einen unendlichen Genuß gewährt, und auch künftig werde ich mit Freude auch an diesen Sommer zurückdenken. Ich sage Dir das so frei, liebe, teure Seele, weil ich weiß, daß Du fühlst, wie unendlich mehr und froher ich genieße, wenn ich mich Deiner Nähe erfreuen kann. Aber wahr ist es, solange die Liebe bleibt, solange ich mein Dasein mit Zuversicht denselben Gefühlen vertrauen kann, die es nun so viele Jahre hindurch trugen und hegten, solange ich Dich dabei gesund und auch von Gegenständen umgeben weiß, die Du liebst, so lange kann ich nicht unglücklich sein. Nur die Farben freilich sind anders. Die leichte Heiterkeit, das fröhliche Hineilen der Tage — das alles ist nur da, wo Du bist, mit dem unerschöpflichen Schatz ernster und froher, tiefer und leichter Gefühle, mit der ewig sorgenden Liebe. Jetzt schläfst Du gewiß noch mit der kleinen Louise im Arm. Ich freue mich unbegreiflich, sie zu sehen. Schon

1804 jetzt rührt es mich manchmal, zu denken, daß ich eigentlich an nichts nur einmal ein Bild von ihr festhalten kann. Schicke mir ein paar Härchen von ihr, damit ich doch ein anschaubares Zeichen ihrer Existenz habe.

Daß Hardenberg*) das Departement übernimmt, ist mir endlich gestern offiziell bekannt gemacht worden. Es heißt in dem Reskript, que le Roi a déféré à la demande du Comte de Haugwitz de lui accorder la permission illimitée de se rendre à ses terres, et d'y séjourner selon sa convenance et le besoin de sa santé et de ses affaires particulières, und daß er Hardenbergen die direction permanente du Dép. des affaires étrangères übergeben hat. Der eine ist also abgetan und der andere allein alles. Das freut mich daran. Sonst liebte ich Haugwitz und verliere ihn ungern. Der neue hat schon in seiner Namensunterschrift etwas zu Steifes und Pedantisches. Man muß nun sehen, wie alles wird. Mir kann es noch am ersten gleich viel gelten. Ich liebe Rom und Italien, und am Ende brauchen wir den Dienst nicht, wenn er einmal unangenehm würde.

Schillers Übel**) hat mich sehr erschreckt. Indes scheint es mir fast ein gutes Zeichen für seine Konstitution überhaupt, daß er kurzdauernde und heftige Übel bekommt, und lieb ist es mir, daß das, an dem er jetzt so fürchterlich gelitten, nicht in der Anstrengung seiner Arbeiten seinen Grund gehabt haben kann. Denn bewunderungswürdig bleibt es in der Tat, daß dieses fortwährende Produzieren ihn nicht sichtbar angreift. Es ist eine der schönsten Seiten an Schiller. Es zeigt, daß er in dieser schaffenden Phantasie wie in seinem Elemente leben kann, auch braucht er wirklich nicht einmal andere leichtere Beschäftigungen, um besser zu jenen zurückzukehren, wie Goethe so offenbar. Die Trennung von Schiller wird mir ewig schmerzhaft bleiben. Er ist immer der einzige gewesen, mit dem ich

*) Vgl. S. 56. — **) Vgl. S. 219.

recht eigentlich habe reden und leben können, dem ich wirklich Genuß 1804
gab und von dem ich Genuß und Stimmung zugleich erhielt. Allein, und auch das freut mich, ich kann meinen Aufenthalt im Auslande nicht anklagen, mich dieses Vorteils zu berauben. Schiller muß in Weimar bleiben. Er hätte im höchsten Grade unrecht, diesen einzigen Ort, in dem ein Mensch in seiner Lage gut existieren kann, zu verlassen, und ich hätte gerade, um in Weimar zu leben, alle übrigen Rücksichten der einen, mit ihm vereint zu sein, aufopfern müssen. Daß er mir nicht schreibt, begreife ich, ob es mir gleich leid tut. Wenn die Entfernung groß und die Hoffnung, wieder beisammen zu sein, fast Null ist, so erstirbt nach und nach das Interesse an jedem Briefwechsel. Indes wird man sich darum nicht fremd. Den Tell habe ich noch nicht, weiß auch nicht, ob er gedruckt ist. Sonst aber wirst Du in Mailand bei Vignami allerlei Bücher für mich finden; kannst Du sie nicht selbst mitbringen, wie ich vermute, so laß nur Kohlrausch besorgen, daß man sie mir schicken läßt.

Lolos leichte Niederkunft wäre wirklich hübsch, wenn sie selbst nicht überall so schlaff wäre. Aber so, fürchte ich immer, entfährt sie einmal sich selber bei einer solchen Gelegenheit.

Die fixen Ideen setzen sich immer ohne menschliches Zutun durch, den Glauben lasse ich mir nicht nehmen, und so glaube ich auch, werden wir einmal und als etabliert in Paris leben. Aber ich schwerlich als Gesandter, wenigstens nicht leicht als preußischer. Daran habe ich keinen Glauben. Daß ich Paris liebe, weißt Du; es ist freilich nur die Liebe vom zweiten Grad, es leuchtet mir nur erst ein, wenn ich dort bin, Sehnsucht von hier aus habe ich nicht danach. Doch kann ich selbst nicht ableugnen — eine der allerfroheſten halben Stunden, die ich je gehabt habe, war beim Hereinfahren bei der Rückreise von Spanien mit den vier Schimmeln von der Barriere de l'Eufa bis zum Boulevard. Da lebte auch Wilhelm noch und hatte eine sehr liebenswürdige Periode. Als ich allein

1804 von Spanien kam, empfand ich zu viel Ungeduld und eine zu bange Sehnsucht. Ich bleibe noch dabei, daß ich da ein inneres Vorgefühl gehabt habe, daß wir Wilhelm nicht behalten würden. Wie schmerzlich ich mich da nach ihm gesehnt habe, habe ich nie ganz sagen mögen. Jetzt, bei einer Baskenreise, wüßte ich noch so manche Stelle anzugeben. Ich kürzte sie offenbar darum ab, und nahm mir so fest vor, nie wieder, bis er groß sei, ohne ihn zu bleiben! Ich träume hier sehr oft von ihm, und das und die Gegend und die einsame Beschäftigung mit seinem Andenken haben mir sein Bild wieder viel lebendiger zurückgeführt. Auch in Adelheid finde ich Züge der Ähnlichkeit. Arme, liebe Li, die Überschrift Deines Briefes hat mich wieder so tief ergriffen. Wie unendlich viel mußt auch Du in dieser Woche gelitten haben. Aber er schläft ruhig und wir einst bei ihm. Doch lebte er auch so glücklich, und da ich jetzt wieder viel den Homer lese, fällt es mir immer auf, daß in keines mir bekannten Menschen Lippen die Worte so gepaßt hätten, die Achill zu Odysseus in der Unterwelt spricht, als in die seinen:

ἦ πᾶσιν νεκύεσσι καταφθιμένοισιν ἀνάσσειν!)

Und doch war es vielleicht besser, daß er nur die schöne Empfindung des Lebens mit hinwegnahm.

Lebe wohl, teure, innigstgeliebte Seele. Umarme Theodor und grüße Alexander und Kohlrausch.

Von Herzen und ewig der Deine. H.

*) Als die ganze Schar vermoderter Toten beherrschen. (Odyssee XI, V. 491.

102. Caroline an Humboldt

[Paris], Sonnabend, 8. September 1804 — 1804

Dein Brief vom 22. Auguſt iſt mir vorgeſtern abend zugekommen, mein geliebter Wilhelm. Recht als wenn ich nie ohne einige Sorge ſein ſollte, plagt uns nun wieder Theodors Knie. Ich ſagte Dir ſchon letztens, daß er im Garten meines Hotels beim Spielen mit andern Knaben gefallen ſei, ſeitdem hat ſich ein Blutgeſchwür formiert, mit dem er nun fünf Tage im Bett liegt. Louiſe iſt wieder wohl, ſie iſt ſo vollkommen proportioniert wie Caroline es war, und hat unausſprechlich ſchöne, blaue Augen. Es iſt mir immer ein wunderbarer Gedanke, wenn ich ſie anſehe, daß Du ſie noch nicht kennſt. Ach, wenn nicht Wilhelm eine ſolche ſchreckliche Lücke in unſerm Kreiſe gemacht hätte, könnte man doch keine ſchönere Familie ſehen. Denkſt Du nicht auch, daß wir ſie künftigen Winter malen laſſen? Wer weiß, was uns noch bevorſteht. An Theodors Leben kann ich noch immer nicht recht glauben — überhaupt ſind mir die Kinder alle nicht mehr ſicher, ſeitdem der blühendſte ſo dahingegangen iſt, und letztens, wie Louiſe ſo krank war, gab ich ſie ſchon auf. Morgen über acht Tage ſoll ſie getauft werden. Ich wollte bloß Alexander und die Gräfin Schlabrendorff*) zu Gevatter nehmen, allein Alexander beſteht auf Kohlrauſch und behauptet, es ginge gar nicht anders. Er ſelbſt war weit entfernt, dieſe Prätenſion zu machen, allein Du weißt ja, wie Alexander iſt; wenn er jemand liebt, ſo engouiert er ſich auch dermaßen, daß alles mit und durch ihn iſt.

Verzeih, daß ich Dir von ſo manchen Menſchen noch nicht ſchrieb. Eigentlich glaubſt Du nicht, wie knapp mir oft die Zeit zugemeſſen iſt; ich habe mir ſchon oft vorgeworfen, daß ich Dir zu kurze und gar dumme Briefe von hier aus ſchreibe. Dalberg**) iſt nach Mann-

*) Vgl. S. 213. — **) Neffe des Kurerzkanzlers, ſeit 1803 badiſcher Geſandter in Paris, ſpäter in franzöſiſchem Staatsdienſt und von Napoleon zum Herzog gemacht.

1804 heim gereist, sein Vater ist hoffnungslos krank, er ist mehr zeremoniös als freundschaftlich mit mir gewesen, tout le rebours seiner beiden Onkels in Aschaffenburg. Sollte Rehberg*) vor uns in Rom ankommen, so laß Du ihn hübsch kalt ablaufen. Ich weiß ohnbezweiflig, daß er in Deutschland ausgesprengt hat, wir lebten sehr übel zusammen, würden uns wahrscheinlich trennen, meine Reise sei eine Präparation dazu usw. Diese Gerüchte fallen freilich wieder von selbst, allein ich weiß nicht, warum man dem, der so wie Rehberg de gaieté de coeur verleumdet, freundlich tun soll. Auch ist es mir nicht entgangen, wie das alberne Geschwätz doch hier und da Eingang gefunden hat; z. B. bei Kunth, der mich denn doch eigentlich etwas besser kennen sollte. Burgsdorff, nach welchem Du mich einmal fragst, hatte ich kurz nach meiner Ankunft in Erfurt einmal geschrieben, so auch Kunth. Burgsdorffs Antwort kam mir erst in Frankfurt zu. Er dolierte über meine Pariser Reise und hatte so viele kleine Reisen ins Bad und Gott weiß wohin vor sich mit Tieck, daß er natürlich mich nicht sehen konnte. Am Ende ist es mir auch recht, man hätte wahrscheinlich eine neue Geschichte daraus ersonnen.

Adieu, Geliebter. Verzeih den schnellen Schluß, Kohlrausch treibt mich so. Ewig Dein.

103. Humboldt an Caroline

Marino, 11. September 1804

Wir sind so gut als in der Mitte des Septembers, liebe Li, und die beiden Mädchen sind gesund und wundermunter. Habe also ja keine Sorge. Theodors Auge, sehe ich, ist noch immer verbunden. Du schriebst einmal, die Pupille sei ver-

*) August Wilhelm Rehberg, 1757—1836, Kanzleisekretär, später Kabinettsrat in Hannover.

finſtert. Aber die Pupille, liebe Seele, iſt ein bloßes Loch. Es iſt 1804
alſo wohl die Kriſtallinſe, die verfinſtert iſt. Das Wohlbefinden der Li freut mich unendlich und ebenſo ihr Sinn für Muſik. Wenn ſich nur eine Pforte erſt öffnet, durch die das eindringt, was mehr als irdiſch iſt, ſo fängt der Menſch ſchon an, geborgen zu ſein und bereitet ſich eine innere Heimat. Ich habe immer in Carolinen den Punkt erwartet, auf dem ſich ein höheres Intereſſe in ihr zeigte; ſollteſt Du auch glauben, daß ihr Sinn für Muſik ſie dahin führt, ſo müſſen wir es hier nun ernſtlicher betreiben und ihr ein weniger ſpielendes Inſtrument geben, daß ſie ſich an eine tiefere und vollere Harmonie gewöhnt.

Daß Du mir trüb über Wilhelm ſchriebſt, darüber entſchuldige Dich nicht, teures, liebes Weſen. Du ſiehſt auch aus meinen Briefen, wie ich mich gehn laſſe, und ich weiß, daß Dich manche Stelle meiner Briefe nicht anders als wehmütig machen kann. Aber wir haben immer beide die ſogenannten Schonungen gehaßt, und mir und Dir iſt es gleich verhaßt, den Empfindungen willkürliche Schranken zu ſetzen. Wohl haſt Du recht, daß ſein Tod die Folge der Verkettung einer Menge kleiner Umſtände war. Aber, liebe Li, wie überall, ſo ſind auch hier dies nur ſcheinbare Urſachen. Das Leben des Menſchen hängt nicht von dieſen unbedeutenden Ereigniſſen ab. Wenn er geboren wird, trägt er den Keim ſeines Todes wie ſeines Lebens in ſich; nicht die Umſtände ſind es, die über ihn gebieten, ſeine Beſtimmung lenkt und ordnet ſie ſelbſt. Schon darum hätten wir recht, uns keine Vorwürfe zu machen, aber es iſt auch nicht einmal, daß wir ſeinen Tod veranlaßt hätten. Daß wir ihn nach L'Ariccia zurückſchickten, war vielleicht noch das einzige, das ſich ſagen ließe. Und welcher Anſchein auch nur von Gefahr war dabei? Wir taten nichts, was nicht in jeder Rückſicht unſchuldig, was nicht ſogar beſſer war als das Gegenteil. Hätteſt Du dem Arzt nicht folgen wollen, der nun einmal der einzige war, den Du haben konnteſt, ſo hätteſt Du im

1804 Blinden getappt und wärst dem Schickſal ſelbſt und dann wirklich mit Schuld entgegengegangen.

Glaube mir, liebe Li, das iſt das eigentlich Geheimnisvolle, Furchtbare, aber auch Wohltätige in des Menſchen Exiſtenz, daß er und das Schickſal in zwei verſchiedenen Sphären wandeln, die er aber doch, nur in unabſehbaren Fernen, vereinigt erblickt oder ahndet. Der Menſch muß nie nach etwas anderem als nach der Notwendigkeit des Augenblicks handeln; der Erfolg muß ihn unbekümmert laſſen; wenn den alsdann das Geſchick zu einem großen Glück oder einem großen Unglück lenkt, dann führt ihn Schmerz oder Genuß in eine unbekannte Region ein, dann erkennt er eine ihm unerreichbare und doch verwandte Macht, entdeckt Kräfte in ſich, die ihm wirklich bis dahin fremd waren, zu verknüpfen, was ſonſt widerſtrebend ſchien, Gewißheit zu fühlen, wo er ſich nur Ahndung erlaubte. So bildet ſich das, worauf alle innere Größe und alles innere Glück beruht: der unwiderſtehliche Hang, ſein eigentliches Daſein nur da zu ſuchen, wo ſich die recht tief empfundene Wirklichkeit in Unendlichkeit auflöſt; und im handelnden Leben die Ruhe und Beſonnenheit, die ſich in jeder Lage nur nach demjenigen beſtimmt, was der Moment und die Vernunft gebieten; und aus dieſer Feſtigkeit des Handelns und der Ruhe jenes Daſeins geht die Kraft hervor, der auch der Glückliche bedarf, das Leben zu ertragen, den Zwieſpalt des Geſchicks mit den Wünſchen der Bruſt ſelbſt noch zu einer neuen Quelle, wenn nicht des Glücks, doch des Genuſſes ſelbſt im Schmerz, und wenigſtens immer größerer und tieferer Gefühle zu machen. Dem eigenen Vorwurf kann daher der Menſch nicht entgehn, wenn er handelt, wie er nicht ſoll; aber Veranlaſſung eines Erfolges kann er nie ſich nennen, und das iſt wirklich eine der größeſten Wohltaten des Himmels, unſere Handlungen gleichgültig gemacht zu haben für den Weltlauf und nur wichtig für die innere Anſicht und die innere Zurechnung. Wer wie wir, und vor allem wie Du, teure Li, gegen

seine Kinder immer nur aus reiner anspruchsloser und uneigennütziger 1804
Liebe handelt, der kann ihnen nur Glück geben, wenn sie früh oder spät mit Freude diese Liebe erkennen. Das Unglück, und wäre es sogar reine Folge seiner gutgemeinten Handlungen, lege er ruhig in die Hand des Schicksals und freue sich, es zu dürfen, denn auch das Schicksal kann nur eine wohltätige Macht sein, und aller wahre Schmerz ist nur eine Dumpfheit, die sich nach der Freiheit sehnt, deren künftigen ungestörten Genuß sie mit Sicherheit ahndet. Verzeih, liebe Li, daß ich mich meinen Gedanken überlasse, da ich Dir von mir, von den Kindern erzählen könnte. Aber was mich so oft, so unaufhörlich im Inneren bei meinen einsamen Spaziergängen bewegt hat, das kommt mir von selbst zurück, wenn ich mit Dir rede, die Du so innig mit mir empfindest und handelst. Ich habe wirklich an Sicherheit meiner inneren Überzeugungen in diesem Sommer sehr zugenommen. Ich hatte lange nicht eigentlich die Natur genossen, und nun ergriff mich hier auf einmal eine so wundergroße und magisch reizende. Könnte ich Dir nur die Sonnenuntergänge hinzaubern. Mir ist es jetzt zum Bedürfnis geworden, sie zu sehen; ginge ich auch gar nicht aus, so bin ich in der Stunde gewiß nicht in der Stube; und habe ich in Rom auch noch so viel zu tun, so liege ich da im Fenster. Ich denke dann an Dich, an die Kinder, daß wieder eine Nacht mich dem Augenblick näher bringt, wo ich mich von Eurer Liebe umgeben fühle. Ich liebe auch darum die italienische Uhr; ach! überhaupt, liebe Li, Du wirst mich ungeheuer italienisch wiederfinden, davor fürchte ich mich ordentlich.

Alexander muß doch nun endlich angekommen sein. Du wirst nun aus meinem Briefe gesehen haben, daß mein Plan ist, daß er von Paris gerade nach Berlin geht. Ich habe es einigermaßen leise sagen müssen, damit er nicht denkt, daß ich ihn weniger gern in Rom sehe. Wie nah wir auch verbunden sind, kann er weniger fühlen, daß ich einen eigentlichen Genuß habe, mit ihm zu leben,

1804 als er nur zu lebhaft bemerkt und oft beredet hat, daß wir fast entgegengesetzte Pole sind. Das würde mir doppelt darum leid tun, weil er weich und empfindlich und bei aller Größe und Ruhm seines eigenen Wertes weniger gewiß ist als irgend jemand. Ihn eigentlich an seine Deutschheit zu erinnern, und ihn überhaupt von der ivresse de la vaine gloire zum Ernst zurückzuführen, dazu muß man einige Zeit abwarten. In gewisser Art fürchte ich da nicht. Er hat wahren Ehrgeiz. Er fühlt gewiß, daß, wenn er nicht in Deutschland Ruhm erwirbt, es außerhalb nichts ist. Sollte er selbst das Unglück haben, was jetzt das Beste in Deutschland ist, wenig zu achten, so ist er doch fein und merkt selbst, wie die Umstände des Augenblicks stehen. Die Ministerveränderung*) ist ein neuer Grund, nach Berlin zu gehn. Du wirst jetzt wissen, daß sie, wie natürlich, radikal ist. Aber Hardenberg (der Graf) schreibt mir, der Minister Hardenberg wollte nicht Ansbach und Baireuth abgeben, und wünschte einen zweiten Minister neben sich. Dies werde Keller werden.

Gegen den Namen Louise habe ich gar nichts, liebe Li, laß ihn ja. Aber ist denn das Kind getauft? und wer hat Gevatter gestanden? Alexander könnte seine europäische Karriere damit wieder anfangen, sowie Bonpland**) seine amerikanische. Sage Alexandern, daß in der Jenaer (der besten) Literarischen Zeitung bei Gelegenheit des Buches von Volney***) über Amerika steht: „Wir können den ersten Teil dieses Werks (den wissenschaftlichen) bloß Männern empfehlen wie Humboldt und Steffens,†) deren Geist mit Energie über der Erde schwebt und von ihrer Finsternis Licht zu scheiden sucht.

*) Vgl. S. 227. — **) Vgl. S. 231. — ***) Beschreibung einer Reise, die Volney 1795—98 durch Nordamerika gemacht. — †) Steffens, Philosoph, Naturforscher und Dichter, 1773—1845, Anhänger von Schillings Naturphilosophie in Jena.

Moſes*) findet hier alle weiblichen Geſtalten gegen Paris 1804
häßlich, und mir geht es nun damit wie mit der Campagna di Roma, die ich auch protégiere. Mir begegnen auf jedem Schritt die hübſcheſten Perſonen, aber ich rede mit niemand mehr davon. Aber freilich, Charmeuſen, wie in Paris, gibt es nicht hier, und Burgsdorff würde hinzuſetzen: auch nicht ſolche Manier, über den Rinnſtein zu treten. Aber an einer römiſchen Immondezzaia**) ſcheiterte gewiß auch alle Pariſer Kunſt.

Adieu nun, liebe Li, umarme herzlich die Kleinen! Dein H.

104. Caroline an Humboldt

[Paris], 12. September 1804

Die Einlage, die in Deinem geſtrigen Briefe für Alexander war, hat ihm Kohlrauſch heute morgen zugeſtellt, denn ich ſah ihn geſtern abend nicht mehr. Alexander kommt alle Morgen zwiſchen fünf und ſechs Uhr hierher, meiſtens bleibt er und frühſtückt gegen neun Uhr mit mir, aber heut iſt er weggegangen, ehe ich aufgeſtanden bin, und Kohlrauſch ſagt mir, er habe Geſichter bei Deinem Briefe geſchnitten. Was Du ihm in Deinem Briefe empfiehlſt, das Schreiben an den König und das Nichtvernachläſſigen ſeiner Verhältniſſe in Deutſchland und namentlich in Berlin, iſt geſchehen, und ich habe mein möglichſtes getan, den Brief zu ſimplifizieren. Er hat bei Gelegenheit ſeines Wunſches, den Winter in Italien zuzubringen, des Klimas erwähnt; allein ich glaube nicht, daß es, auf die Art wie es geſchehen iſt, ihm übel aufgenommen werden kann. Für Alexander, halte ich dafür, iſt es ein reelles Glück geweſen, mich hier in Paris gefunden zu haben, er hätte ſich ſonſt ſo tief hier eingelaſſen, daß er nie wieder herausgekonnt hätte.

*) Wohl Mendelsſohn. — **) Schmutz.

1804 So denke ich, ist alles leidlich eingeleitet, und er wird, denke ich, bald und angenehme Nachrichten von Berlin bekommen. Die Kaiserin hat ihm ein sehr schönes Kupferwerk ihrer Pflanzen in Malmaison zugeschickt, und er hat ihr schriftlich dafür gedankt und mir und Schlabrendorff erst das Konzept seines Briefes gezeigt.

Den 16. September

Mit dem besten Willen komme ich immer nicht dazu, Dir so viel zu schreiben, wie ich es eigentlich wünschte, mein teurer Wilhelm. Alexander fährt fort, den größten Effekt hier zu machen. Er ißt selten bei mir seit den ersten Tagen seines Hierseins, weil alle ihn haben wollen. Manchmal aßen wir freilich auch zusammen aus; so letztens zweimal bei der Delambre und einmal bei Souzas,*) künftigen Mittwoch bei Luccheſinis.**) Wegen Berlin muß ich den Alexander beständig zügeln, ich spiele mit ihm eine ordentliche Hofmeisterrolle. Seine Sammlungen sind ungeheuer; alles zu bearbeiten, vergleichen, alle Ideen auszuspinnen, die ihm gekommen sind, braucht er wenigstens fünf bis sechs Jahre. Wenn es nur in Rom mehr Hilfsmittel, Bibliotheken u. dgl. gäbe, würde die Lokalität des Orts, die Stille und Größe sehr wohltätig auf ihn wirken, allein so wird es doch nicht gehn. Wir werden ihn nur einige Monate haben, und Alexander ist es nicht gut, ganz ungezügelt sich selbst überlassen zu bleiben. Für seinen Charakter, für seinen inneren Menschen ist mir eigentlich bange. Ach, welch ein stilles, großes Wesen bist Du mir dagegen, mein geliebter Wilhelm. Wer Dich tief erkennt, der fühlt auch in Dir das ewig sich gleiche Streben nach dem Höchsten; der empfindet Dich nur bewegt von diesem und also auch unbeweglicher gegen die Zufälligkeiten des Lebens. Wenn meine Liebe mich je nicht mehr an Dich halten könnte, so würde es Deine Größe.

*) Portugiesischer Gesandter in Paris. Mme. de Souza, geb. Gräfin Flahaut, war Schriftstellerin. — **) Preußischer Gesandter in Paris.

Alexander schreibt Dir heute nicht, weil er nicht Zeit hat. Er 1804
liest heute zum erstenmal den Anfang einer Reisebeschreibung im Institut vor, welche eigentlich nur ein Prospektus seiner Reise ist. Von zwölf bis drei Uhr hat Alexander beinahe täglich viele Menschen bei sich, um seine Sammlungen, Zeichnungen usw. zu besehen.

Ich habe mich beinahe entschlossen, bis zwei Tage nach der Krönung, d. h. bis zum 12. November, zu bleiben. Alexander bittet mich dringend darum und macht mir Hoffnung, daß er dann vielleicht mit mir gehn kann, und alle Leute finden es ganz ridikül, eine so merkwürdige Sache wie die Krönung nicht sehen zu wollen. Freilich komme ich um einen Monat später zu Dir, und Gott weiß, wie weh mir das tut.

Adieu, Geliebtester.

105. Humboldt an Caroline

Marino, 18. September 1804

Ich habe gestern zwei Deiner lieben Briefe auf einmal bekommen, teure Li, und diesmal sind sie wie sie sollten gegangen. . . . Das Wetter ist himmlisch, des Morgens schon sehr frisch, die Sonne, wenn es nicht hoch Mittag ist, ordentlich angenehm, die Untergänge himmlisch, die Farben der Berge so, daß jede Gegend in andern Ländern, deren ich mich erinnere, farblos erscheint. Beinah hätte ich Freitag den Entschluß gefaßt, auf zwei Tage nach Neapel zu gehn. In sechs Tagen war die ganze Reise gemacht. Aber ich tue es nicht. Ich bin dann sechs Tage den Kindern unerreichbar, und was kann in sechs Tagen vorfallen! *Πολλὰ μέταξυ κυλίκος καὶ χείλεός ἐστιν.**) Sonst ist jetzt in Neapel zu sehen, was vielleicht in vielen Jahren nicht wiederkommt, der Vesuv

*) Vieles ist zwischen Kelch und Lippe.

1804 ſpeit. Der Krater ſoll ganz ausgefüllt ſein, und die Lava fließt in einem breiten Strom aus zwei Mündungen. Der Strom iſt langſam, und man kann dicht hinangehn. Er iſt aber ſo breit, daß man ihn von Gaëta aus ſieht. Der Krater wirft zwar noch glühende Steine aus, doch das ſtarke Auswerfen, das nachts gerade wie die Girandola ausgeſehen haben ſoll, iſt vorüber. Alle verſichern, daß es ein himmliſcher Anblick iſt.

Wenn Alexander, wie ich, da er einmal dem König geſchrieben hat, als entſchieden anſehe, erſt nach Rom und nachher nach Berlin geht, ſo treffe einen Mittelweg mit ihm. Er wollte, denke ich, den 1. Januar von Paris weggehn. Verſprich ihm, wenn er einen Monat abgehn will, ſechs Wochen zuzugeben, und bleibe bis zum 1. Dezember. Dann ſeid Ihr mit dem neuen Jahre hier, findet mich am Kamin, das Jahr geht aufwärts. Die Reiſe wird durch Alexanders Begleitung angenehmer und in vieler Hinſicht leichter, der Unterſchied der Zeit ſind ſechs Wochen. Das ſind ſechs Poſttage, liebe Li, die ich mich länger gedulde, mich länger auf den freue, der Dich nun endlich mir mit den lieben Kindern und der kleinen Unbekannten bringt. Alexander wird es nicht daran fehlen laſſen, Dir zuzureden, Kohlrauſch wird jetzt wieder entgegen ſein und von Alexander beſiegt werden. An Überredungskunſt hat es uns beiden nie gemangelt.

Über Alexander ſchreibſt Du ganz recht. Seine unverkennbare Gutmütigkeit, ſeine gleich große Weichheit machen ihm ſelbſt nur Schmerzen, genießen tut er durch Liebe nicht leicht. Doch kann man nicht ſagen, daß er durch die Sucht, Effekt zu machen, getrieben wird. Das iſt nur die Außenſeite der tiefen inneren Regſamkeit, die auf etwas Beſſeres und Höheres hinausgeht. Darin iſt er doch auch wieder echt deutſch und wahrhaft zu achten. Immer aber bleibt es unbegreiflich, wie ſo unleugbar große Eigenſchaften ſo locker und loſe in ihm zuſammenhängen und wie es möglich iſt, für die Natur und das Weltall einen ſo großen, wirklich ausreichenden und für

die Menschheit und sich einen so auffallend kleinen Maßstab zu haben. Er selbst leidet am meisten dabei; denn er hat ein Gefühl seiner Mängel, und die Ahndung des Höheren fehlt ihm nicht, Glanz und Ruhm freuen und unterhalten ihn unglaublich und genügen ihm doch nicht. Der halbe Beifall oder gar der Tadel auch noch so weniger ist ihm nie gleichgültig, er hat nicht selten schwermütige Gefühle und verfolgt sie nie so weit, daß der Mißklang sich wieder in Ruhe, wenn auch Ruhe des Schmerzes, auflöste. Es wäre weit besser, er könnte diesen halb idealischen Teil, der ihn nur stört, ganz abwerfen, und vielleicht hat er es getan, seitdem er sich gewöhnt hat, so sicher in Ruhm und Größe zu schwimmen. Er schreibt mir auch mit großer Zärtlichkeit von Dir und sagt ausdrücklich, daß er Dich gar nicht verändert finde. Daß er es nicht ist, begreife ich. Weder er noch ich werden uns je ändern, und es kommt unstreitig daher, daß man uns bis in eine sehr späte Jugend ein so einsames und ernstes Leben hat führen lassen, daß der natürliche Einfluß der Lebensalter und ihr eigentlicher Wechsel für uns null geworden ist. Kohlrausch findet unverkennbare Ähnlichkeit in der Sprache zwischen uns beiden. Das hast, dünkt mich, auch Du schon behauptet. 1804

Mein Leben, liebe Li, ist so einförmig, daß nichts darüber zu sagen ist. Nur kann ich wenig oder keine Zeit, wie ich wünschte, anwenden. Bin ich in Rom, so wird es fast nie leer bei mir, tausend Leute kommen, und im Annehmen bin ich jetzt wie die Staël. Es ist wirklich nötig. Die übrige Zeit muß ich ausgehn. In Marino muß ich also alle Briefe abmachen, dabei gehe ich freilich viel spazieren. Sobald ich erst wieder ganz in Rom bin, wird alles besser gehn. Doch bin ich sehr heiter, sehr ruhig und in mir auch sehr tätig. Auch das wenige, was ich noch an Unruhe, an Treiben, an Plänen hatte, habe ich verloren; ich komme immer mehr dahin, ich möchte sagen, das reine Leben zu genießen, und meine Sicher-

1804 heit wird immer größer, daß es auch nun immer so bleiben wird. Das Gefühl der Größe, das einen hier umwallt, ist von einer unbeschreiblichen Wirkung. Wenn man einmal diese Stadt, diese Trümmer, diese einfache und so rein vollendete Natur sieht, was bleibt da zu wünschen übrig? Ich habe hier alles, was sich wechselweis fordert, die Stille und Schönheit der Natur und die Stille meines Andenkens an Deine Liebe, an die Kinder, den immer wiederkehrenden Genuß eines ganzen Lebens mit Dir, die sanfte Melancholie, die dieser Gegend so eigen ist, und die schmerzliche Erinnerung an Wilhelm, der ihr nun auf ewig angehört, endlich die Überreste des Altertums, in dem ich immer am liebsten gelebt habe und noch lebe! Also denke auch mit Freuden, liebe Li, an meine Einsamkeit hier. Es ist ein Vorrecht, einer gewissen Art zu sein, der, in welcher uns unser Zusammenleben gegenseitig bestärkt hat, immer denselben Grundton in der Seele zu erhalten, wenn er auch nach Verschiedenheit der Lagen anders und anders ausklingt.

Lebe wohl! Ewig Dein H.

106. Caroline an Humboldt

[Paris], 1. Oktober 1804

Über meine Abreise habe ich folgendes beschlossen. Ist die Krönung*) den 9. November — einige Leute bezweifeln es und meinen, sie werde noch aufgeschoben werden —, so suche ich sie zu sehen und reise den 12. ab. Ist sie später als den 9. November, so warte ich sie nicht ab, und sobald ich es gewiß weiß, mache ich meine Anstalten, um zwischen dem 1. und 8. November abzureisen. Wie innig ich mich freue, Dich, meine Seele, und die holden, kleinen Mädchen wiederzusehen, ach, das kann ich nicht

*) Vgl. S. 251.

ſagen. Ich denke nur an Euch und träume immer von Euch. Gabrielle 1804
hat mich ſehr gerührt; das kleine Ding wird ein ganz neues Kind für mich ſein, es hat mich ſehr frappiert, daß ſie ſo zuſammenhängend ſpricht, die liebe, liebe Kleine! Ich küſſe und küſſe ſie tauſendmal und will nur für ſie leben, wenn ich wieder bei Euch ſein werde. In Adelheids Seele haſt Du mein Andenken erhalten, teures, liebſtes Herz. Louiſe iſt geſtern getauft worden, die Gräfin Schlabrendorff, Alexander und Kohlrauſch haben Gevatter geſtanden, auch ich war mit den Kindern in der Kapelle gegenwärtig. Morgen ſoll Louiſe vacciniert werden. Aber ich ſage immer noch Louiſe und vergeſſe, daß Alexander durchaus haben will, daß ſie Mathilde gerufen werde. Mir iſt es einerlei, auch Dir, alſo künftig Mathilde. Sie wird alle Tage hübſcher und wird Dich ſehr freuen.

Ich bin heut vor acht Tagen ausgezogen, das macht einem immer einige unheimliche Tage, überdem habe ich viel Unannehmlichkeiten mit der vorigen Wirtin über Reparaturen u. dgl. gehabt. Ich wohne nicht ſo ſchön jetzt, aber zum Ausgehn und beſonders zum Beſuchen der Galerien und Muſeen weit gelegener, zehn Schritt vom Pont des Arts.

Deinen Brief vom 11. September habe ich den 29. bekommen. Ach, welch ein Brief! Er hat mir die tiefſte Seele bewegt. Wohl weiß ich und bin mir der reinſten Abſichten gegen meine Kinder immer bewußt, aber mein Schmerz über Wilhelms Tod iſt oft ſo brennend in mir, daß er mir alle reine Vorſtellung und Erinnerung nimmt, und die Qual meines Herzens und meiner Gedanken überſteigt allen Glauben. Auch das muß ſein; auch darin laſſe ich mich gehn und fühle, daß ſelbſt aus dieſen zerreißenden Schmerzen eine höhere Vollendung des inneren Weſens hervorgeht.

Theodors Geſundheit manifeſtiert ſich ſeit einiger Zeit ſehr, er wird auffallend größer und dicker und ſieht ſehr blühend aus. Das Auge hat wieder dieſelbe Größe wie das andere und beinah den

1804 Glanz des andern, auch ſieht er wieder alle Gegenſtände vollkommen nah und fern. Das Auge und Mathildens Arm*) haben mir ſchreckliche Tage gemacht. Dem Himmel ſei Dank, daß alles vorüber iſt.

Ich bin abgehalten worden, geſtern weiter zu ſchreiben, mein Teurer, und ſchließe hier, um den Brief nicht aufzuhalten.

Adieu. Ich umarme Dich tauſendmal und die lieben Kinder.

107. Humboldt an Caroline

Marino, 2. Oktober 1804.

Deine Briefe kommen jetzt, liebe Li, ſehr richtig an. Ich habe jetzt den vom 8. vorigen Monats erhalten . . . Es hat mich geſchmerzt, liebe Li, daß Rehbergs**) dummes Gerede Dir weh getan hat und daß Du ſogar deshalb zufrieden biſt, daß Burgsdorff nicht zu Dir gekommen iſt. Wie wir miteinander gelebt haben, ſüßes Kind, und noch leben, wie wir nie einen Moment uneins geweſen ſind, um nur das zu nennen, was auch die platteſten Menſchen begreifen müſſen, ſo kann ein vernünftiger Menſch an ein ſo albernes Gerücht nie glauben. Auch Kunth hat das gewiß nicht. Du ſchreibſt mir nicht, woraus Du es ſchließeſt. Allein wenn es aus ſeinem Brief iſt, ſo weißt Du, wie unbegreiflich albern Kunth ſelbſt mit mir manchmal geweſen iſt. Er iſt ein guter Menſch eigentlich und mit mir jetzt in der engſten Freundlichkeit. Aber ſo kleinlich, daß er nicht einmal je zu berechnen iſt. Nur Uneinigkeit zwiſchen uns beiden und Pläne zu Trennung hat er ſicherlich nicht geglaubt. Ich begreife wohl, daß nur unendlich wenige Menſchen Dich und mich kennen, um ſo weniger, weil wir beide ſchwer zu kennen ſind und uns nie Mühe geben, uns zu zeigen. Aber ſoviel ich habe ſehen können, haben doch die

*) An dem ſich plötzlich eine Lähmung gezeigt hatte. — **) Vgl. S. 244.

Menſchen immer ſo eine Art heiliger Scheu gehabt, etwas über 1804
uns zu ſagen, daß ſie es ſchwerlich je nur halblaut getan haben. Unbegreiflich iſt es überhaupt, wie Rehberg mit ſeinen Albernheiten könnte Glauben gefunden haben, da doch mehrere aus Deutſchland uns hier jetzt geſehen hatten und in der Art unſres Zuſammenſeins das Gegenteil müſſen gefunden haben. Übrigens iſt Rehberg nach Petersburg gegangen. Er ſchreibt mir aus Helſingör. Für meinen Empfang ſei ruhig. Ich bin immer ſehr kalt gegen ihn geweſen, und Du erinnerſt Dich wohl, liebe Li, daß ich mich manchmal gewundert habe, daß Du freundlicher mit ihm warſt. Er iſt ein elender und gewiß ſchlechter Menſch.

Überhaupt, liebe, teure Li, der Menſchen, die eigentlich durch ihre ſchlichte Natur gleichſam genötigt das Rechte erwählen, die idealiſch ſind ohne ſchwärmeriſch, und natürlich ohne gemein zu ſein, die menſchlich in jeder Rückſicht dem rein menſchlichen Charakter noch ein Gepräge der Eigentümlichkeit aufzudrücken verſtehen, deren gibt es unendlich wenige. Du biſt ſo, möchte es uns möglich ſein, unſre Kinder Dir gleich zu machen. Das iſt mein einziger und mein heißeſter Wunſch. Wenn ſie, bis ſie erwachſen ſind, unter Deinen Augen leben können, verzweifle ich nicht daran. In Carolinen liegt viel, ſehr viel, und über alles noch eine Anlage, ſich allein und ohne fremde Hilfe zu entwickeln. Glaube mir, Du hilfſt den Kindern unglaublich, das Machen und alles Tun iſt wenig. Nur das Wahre und Rechte und Eigentliche immer vor ſich zu ſehen, immer um ſich zu empfinden, ſtärkt und veredelt wie die Luft, die man einatmet. Ach! ich ſage es Dir ſo oft, damit Du Dich mehr ſchonſt, Dich nicht bloß meiner Liebe, auch den Kindern erhältſt. Werde auch nicht zu unſicher über ihre phyſiſche Exiſtenz. Ich fühle wohl, wie Wilhelms Tod Dich unſicher gemacht hat. Aber das war ein Schlag, der kommt nicht wieder, mit Sorgſamkeit bleiben uns die übrigen. Der arme Wilhelm hatte zu ſeinem Un-

1804 glück anscheinende Stärke und innere Schwäche. An diesem Mißverhältnis erlag er. Ganz stark wie Li, oder schwächlich wie Theodor überstand auch er vermutlich die fürchterliche Krankheit.

Ich war Sonntag abend bei seinem Grabe. Das Laub fällt nun schon herbstlich darauf. Alle Jahreszeiten sind darüber hingegangen und fangen von neuem an. Nur er ist in diesem ewigen Kreise still und unbeweglich. Den Faun*) habe ich gleich aufgesucht, ich weiß aber nicht, ob es der Fehler der Art ist, wie er im Museum steht, ich finde ihn nicht so ähnlich. Ein Abguß ist hier leider nicht von ihm zu haben, sonst hättest Du ihn in der roten Stube aufgestellt gefunden. Es hat mir sehr leid getan.

Ich habe in meiner gewöhnlichen Art gelebt, nur mit mehr Geschäften. Hardenberg hat mir einen eigenhändigen, zwei Seiten langen Brief geschrieben, eine Antwort auf zwei Briefe, die über ein Jahr alt sind, also eine große Aufmerksamkeit. Er bittet mich sogar um die Fortdauer meines Vertrauens in seinen neuen Verhältnissen. Der Kurfürst-Erzkanzler**) hat mir auch geantwortet, sehr freundschaftlich.

Jetzt lebe herzlich wohl, innig liebes Wesen. Grüße Alexander und Kohlrausch und die Kinder.

Ewig Dein H.

Frage Alexander, ob er am 22. September an des seligen Papas Geburtstag gedacht hat.

*) Vgl. S. 217. — **) Dalberg.

108. Caroline an Humboldt

Paris, 8. Oktober 1804 1804

Es schreibt Dir heute niemand wie ich, und auch ich wohl nur kurz, weil ich, lache nur, die Zeit verschlafen habe. Mathilde war wieder einige Tage unpaß, das störte mich gestern so, daß ich besonders die vorletzte Nacht kein Auge schloß und diese habe ich es nachgeholt. Mit meiner Reise bleibt es, wie ich Dir schrieb, teures Wesen, den 1. Dezember bin ich entweder schon bei Dir oder doch zwischen Florenz und Rom.

Adieu, Geliebter.

109. Humboldt an Caroline

Rom, 9. Oktober 1804

Du wirst Dich wundern, liebe Li, mich einen Dienstag noch hier zu sehen, aber die Abreise des Papstes zur Krönung, die auf den 3. November festgesetzt ist, hatte sich vorigen Sonnabend so spät entschieden, daß ich nicht mehr davon schreiben konnte. Ich mache also meinen Post-Mittwoch ab und bleibe dann bis Freitag über acht Tage hintereinander in Marino. Ich muß allen meinen Potentaten bei dieser Gelegenheit schreiben und bin also nicht wenig beschäftigt. Die Kinder sind wohl, gewiß fällt nichts vor. Sie sind einmal en train mit der Gesundheit. Aber Du armes Kind bist ja ordentlich verfolgt von Unglücksfällen. Der Arm der Kleinen hat mich sehr erschreckt, und ich fühle, wie es Dich angegriffen haben muß. Schone Dich ja, soviel Du kannst. Auch darum ist es mir lieb, daß Du noch einige Wochen länger bleibst. Zwar wird die Krönung nun wohl nicht den 18. Brumaire sein. Der Papst geht nicht zu diesem Tage, und man wird ihn doch abwarten wollen. Hier sagt man, die Krönung werde am 24. Dezember sein. Doch versichert mir Fesch,*) daß niemand es

*) Kardinal, Bruder von Napoleons Mutter.

1804 wiſſe, noch wiſſen könne. Wäre ſie da, ſo hielte ſie Dich bis zum neuen Jahre. Hier habe ich bis jetzt immer geſagt, Du würdeſt nicht zur Krönung bleiben. Die alten Kardinäle freuen ſich dann entſetzlich, und wenn ich hinzufüge: „Chiunque ha visto una funzione di S. Pietro, non vuol più veder altra“, ſo fangen ſie ganz ſüß zu lächeln an. In der Tat glaube ich aber, daß es wohl der Mühe wert iſt, dazu da zu bleiben. Es muß außer der Pracht ein barockes Schauſpiel ſein; da Du einen guten Platz haben würdeſt, würdeſt Du auch die Perſonen nah ſehen können, und es iſt immer ſpaßhaft, zu ſehen, wie ſich einer bei einer Komödie geſtaltet. Alſo folge Deiner Luſt, liebe Li. Ich bin überzeugt, daß Du mit Alexander ſehr vergnügt lebſt, er kann in ſeinen Briefen nicht genug rühmen, wie gut Du gegen ihn biſt und wie glücklich er ſich fühlt, Dich gefunden zu haben. Was Du mir, liebe Li, in Deinem Brief im Gegenſatz mit Alexander ſagſt, hat mich tief gerührt. Ich kann nicht ſagen, daß ich eben glaube, in irgend einer Art über ihm zu ſtehen. Aber ſeit unſerer Kindheit ſind wir wie zwei entgegengeſetzte Pole auseinandergegangen, obgleich wir uns immer geliebt haben und ſogar vertraut miteinander geweſen ſind. Er hat von früh an nach außen geſtrebt, und ich habe mir ganz früh ſchon nur ein inneres Leben erwählt, und glaube mir, darin liegt alles. Ich habe nie das Talent gehabt, bei Einer Sache wie bei einem Zweck ſtehen zu bleiben, und habe es noch nicht, und im Leben ſchadet es mir oft. Die Frage, was denn am Ende bei dem allen herauskommt, was übrigbleibt, warum dies und jenes verſchwindet, war immer die erſte bei mir. So hat ſich in meinem Inneren etwas gebildet, was mich nie verlaſſen kann als mit dem Daſein ſelbſt, was mir eine tiefe Ruhe, eine dauernde Selbſtändigkeit gibt, in der ich immer mich und das Leben und das Schickſal wiederfinde, und das, wenn es je einen Augenblick verdunkelt wird, ein einziger Spaziergang, ein Gedanke an Dich, ein Blick auf die Kinder, ein

Gedanke an die Vergangenheit wieder in aller seiner Stärke und 1804
Fülle hervorruft. Glaube mir, liebe Li, es ist kein Verdienst, das gefunden zu haben, es ist ein Glück, es zu besitzen. Es kann nicht genommen werden, aber es wird gegeben. Es wäre auch nicht gut, wenn viele so wären; denn man genießt mehr dabei, als man Genuß gewährt, und es schlägt die Tätigkeit nieder, durch die wieder doch nur auch das Höchste gedeiht. Der Mensch muß sich eigentlich ein beschränktes, bestimmtes Objekt machen und an das sich wenigstens auf eine Zeitlang verlieren können. Du wirst das in Goethe und Schiller oft bemerkt haben. Schiller ist nur darin freier, weniger gebunden durch seine Natur, daß er sein Objekt mit mehr Unabhängigkeit wählt und es, wenn die Arbeit vorbei ist und die Ruhe zurückkehrt, mit allgemeinerem Blick überschaut. Aber beide heften sich fest, vergessen eigentlich immer über einem alles, wenn sie gleich das All in dem einen darstellen wollen; im bloßen Leben, im Denken und Empfinden wird dem, wer wie ich gestimmt ist, leicht scheinen, auf einem höheren Standpunkt zu stehen, und wird es in der Tat. Aber er wird immer jener bedürfen und durch sich selbst nur wenig das weiter bringen, was ihm selber doch über alles ist. Man braucht eigentlich eine Handhabe, eine sinnliche Gestalt, das Höchste zu erfassen, und mir fehlt es an einer mir durch die Natur selbst gegebenen. Ich sehe es vielseitiger und reiner, davon bin ich selbst überzeugt, weil ich mich nie an eine Gestalt binde, aber ich kann es auch nicht so lange und bestimmt festhalten. Nur eins, glaube ich, ist mir eigentümlich, und das danke ich großenteils Dir, liebe Li, das Höchste gerade durch das Medium des menschlichen Wesens zu erkennen, am liebsten gerade die Menschen in ihrem natürlichen Sein und Tun zu beobachten und dadurch auf das Reinste und Höchste zu kommen. In den meisten Menschen schadet die Phantasie dem Gefühl, die Dichtungskraft der reinen Beobachtung der Alltagswirklichkeit und diese jener. Darin glaube ich allein mir

1804 einen eigenen Weg entdeckt zu haben. Ich gehe gerade am liebsten aus der schlichtesten Beobachtung zu dem über, das sich gar nicht mehr anschauen läßt, und nicht ungern ebendahin aus dem natürlichen, selbst sinnlichen Gefühl. Bei denjenigen Gegenständen, die schon von selbst das Gepräge einer reinen Gesetzmäßigkeit an sich tragen, die schon für und durch die Phantasie geformt scheinen, sehe ich dasselbe wohl auch bei anderen. So erhebt häufig der Genuß der Natur und weckt zu Bildung und Dichtung. Aber gerade das Regelloseste, das in der Allgemeinheit am wenigsten Reine und Gesetzmäßige, die Menschen, wie man sie findet und sieht, zu solchem Stoff brauchen zu können, ist schwerer und doch unendlich dankbarer. Denn wie verdunkelt es auch oft zufällig sein mag, so drückt sich das Höchste doch im Menschen am reinsten aus; wo es sich in der Seele verwischt hat, rettet es sich oft noch in die Form, die ihre ursprüngliche Reinheit sicherer bewahrt; in einzelnen Fällen sieht man es immer in seiner vollen Schönheit strahlen, und wenn man nur erst dahin gekommen ist, recht zu fühlen, daß das höchste Menschliche nur eine hell und rein entfaltete Erscheinung des schlicht und einfach Natürlichen ist, so findet man überall seine Spuren. Freilich aber erschließt sich das nur einem selbst ähnlich gebildeten Sinn, und je mehr man also auf diese Weise im Leben nur den Menschen sucht und im Menschen das Leben findet, desto reicher, sich selbst genügender, unabhängiger wird man selbst, desto menschlicher und menschlichen Gefühlen berührbarer in allen Punkten seines Wesens und von allen Seiten der Schöpfung her. Das ist es eigentlich, liebe Li, wohin mich meine Natur treibt und worin ich lebe und webe. Hier ist für mich der letzte Schlüssel alles Verlangens, der Hafen, von dem aus man keine Segel mehr spannt. Denn darüber geht nun nichts, das dient nicht mehr zu etwas anderem, sondern hat seinen Zweck und sein Ende in sich selbst. Wer, wenn er stirbt, sich sagen kann: „Ich habe so viel Welt, als ich konnte,

erfaßt und in meine Menschheit verwandelt", der hat sein Ziel er- 1804
füllt, der kann nicht wünschen, wieder anzufangen, um nun erst das Rechte zu ergreifen. Er hat getan, was im höheren Sinne des Worts Leben heißt, und es ist Torheit, das Leben einem fremden Zweck unterwerfen zu wollen. Man spinnt es aus wie der Seidenwurm, solange der Faden reicht, und damit ist es am Ende. Verzeih, liebe Li, daß ich so schwatze, aber ich lasse mich so gern gehn mit Dir. Dir danke ich die schönsten Freuden, die innerste Bildung, ohne Dich hätte sich nie mir das Höchste erschlossen, über das Innerste kann ich mit niemand reden als mit Dir. Glaube mir auch, liebe Li, uns wird selbst der Tod nicht trennen. Ein gewisses Aufnehmen der Seele ineinander ist und muß ewig sein. —

Grüße den guten Kohlrausch, der sich so treu nach Hause sehnt, und umarme Alexander und die Kinder. H.

110. Caroline an Humboldt

Paris, 14. Oktober 1804

Deine lieben Zeilen vom 25. September habe ich richtig empfangen, mein teures, liebes Herz, und danke Dir tausendmal. Es schmerzt mich sehr, daß Du so viel zu tun hast, und ich habe mich den 1. Oktober sehr gefreut, zu denken, daß Du nun einen Monat lang Ferien haben wirst. Ich glaube immer, mein Liebster, Du mußt künftig auf einen Sekretär denken, oder der Hofmeister müßte Dir darin dienlich sein können, denn wenn es so bleibt und die Geschäfte so wachsend gehn, wie seitdem Du die Stelle hast, hältst Du es nicht aus. Sollte man Dir von Berlin aus nicht eine Gehaltzulage für einen Sekretär geben? Ich habe keinen Zweifel daran, und Deine Gesundheit macht es mich sehr wünschen.

1804 Habe ich Dir schon gesagt, daß Schönberger, mit dem wir in Dresden und Wien viel umgingen, wieder hier ist? Er hat drei Bilder auf der Ausstellung, den Rheinfall, eine Gegend bei Bajä und die Kaskatellen von Tivoli. Es sind unstreitig die besten Landschaften, die dort sind, und doch befriedigen sie mich nicht. Du wirst Dich erinnern, Schönbergers Stärke war, Wasser zu malen. Das Wasser ist auch auf allen diesen Bildern das Beste, besonders schön ist das Wolligte, was dies Element im Sturze hat. Allein übrigens ist nicht die reiche üppige Natur, nicht das tiefe Studium nach ihr selbst, wie in Reinharts*) Bildern, nicht das Gänzlich-Durchdrungensein von italischer Luft und italienischem Himmel. Schönberger zeichnet einiges für Alexander, was dieser wird stechen lassen. Alexanders eigene Zeichnungen von Pflanzen, Tieren, von ganzen aufgenommenen Gegenden sind sehr merkwürdig und schön, und wenn man die Geschichte dazu kennt, wie und wo und unter welchen unbequemen Umständen sie gemacht sind, so muß man die Ausdauer und den Fleiß und Sorgsamkeit doppelt bewundern, mit denen sie gemacht sind. Alexander wird nun bald das Memoire drucken lassen, was er dem Institut vorliest, Du wirst sehr zufrieden damit sein; bis auf den Anfang, der mir nicht recht gefallen wird, ist es leicht und mit Grazie geschrieben. Die Gegenstände sind nur leise berührt, es sind nur die Punkte angegeben, und es muß, dünkt mich, die Neugierde für die eigentliche Reise sehr erhöhen. Der König hat sehr verbindlich geantwortet, Beyme und Hardenberg desgleichen. Alexander lachen die versprochenen Herrlichkeiten von weitem an.

Er gibt sehr viel Geld für seine Garderobe aus. Kleider bis jetzt, nicht etwa Wäsche, für 1200 Francs, und heute kauft er einen gestickten Samtrock, der wenigstens 800 Francs kosten muß.

*) Vgl. S. 211.

Zur Krönung ist es beinah nicht zu evitieren. Noch hat er den 1804
Kaiser nicht gesehen, aber ich glaube, er wird es bald. Man sagt hier, der Kurfürst-Erzkanzler werde zur Krönung herkommen. Ich würde ihn dann in jedem Fall zu sehen suchen.

Jawohl, liebstes Wesen, werde ich unendlich viel zu erzählen haben, denn das Schreiben ist doch eigentlich nur immer ein Behelf. Man schreibt sich nie aus, und besonders ich nicht, die ich es nicht liebe. Aber bald mündlich! Adieu, Geliebter.

Ewig Deine Caroline.

Auf der Rückseite desselben Blattes schreibt Alexander an seinen Bruder:

Liebster Bill!

Endlich ist des Königs Antwort gekommen, freundlicher ist nun noch wohl nie einem Vasallen geschrieben worden. Alle Furcht also, daß meine französischen Verbindungen den vaterländischen schaden könnten, ist eitel gewesen. Ich werde dem König sogleich freundlichst antworten. — Ich arbeite hier sehr viel und glücklich. Der Ruhm ist größer als je. Es ist eine Art von Enthusiasmus, auch geht den Leuten fürchterlich das Mühlrad im Kopfe umher, denn oft in einer Sitzung habe ich astronomische, chemische, botanische und astrologische Dinge im größten Detail vorgebracht. Alle Mitglieder des Instituts haben meine Manuskript-Zeichnungen und Sammlungen durchgesehen, und es ist eine Stimme darüber gewesen, daß jeder Teil so gründlich behandelt worden ist, als wenn ich mich mit diesem allein abgegeben hätte. Gerade Berthollet*) und Laplace**), die sonst meine Gegner waren, sind jetzt die Enthusiastischsten. Berthollet rief neulich aus: „Cet homme réunit toute une Académie en lui“. Das Bureau des longitudes berechnet meine astronomischen Beobachtungen und findet sie sehr, sehr genau. Im Cadastre von Prony werden meine fünf-

*) Chemiker und Mitglied des Erhaltungssenats 1748—1822. — **) Berühmter Astronom und Mathematiker. Kanzler des Erhaltungssenats.

1804 hundert barometrischen Messungen berechnet. Mafford sticht schon meine mexikanischen Altertümer, Silber fängt diese Woche an die Pflanzen zu stechen. Kurz, es ist alles schon im Gange. Das National-Institut ist vollgepfropft, so oft ich lese. Du siehst also, daß das pommersche Geschlecht durch Dich und mich verherrlicht ist. Denn auch Deiner wird hier noch sehr, sehr allgemein gedacht, besonders von Govat, den ich oft bei Laplace sehe. Dem Hofe soll ich künftige Woche vorgestellt werden. Für Bonpland*) glaube ich eine gute Pension zu erhalten.

Ich lebe sehr, sehr innigst mit der Li. Ob ich gleich sehr in der großen Gesellschaft zerstreut bin, so sehen wir uns doch täglich. Sie steht noch an, ob sie sich wird der Kaiserin müssen vorstellen lassen, um die Krönung mit anzusehen. Ich bin gezwungen gewesen, mir für 70 Louisdor samtene gestickte Kleider machen zu lassen, um in aller Pracht zu erscheinen. Man muß nach solcher Reise nicht scheinen auf den Hund gekommen zu sein.

Mein indianischer Bedienter sagt von der schändlichen Gräfin**): „Esta no es mujer, hace de hombre, tiene calzones."

Du siehst, Guter, daß wir lustig sind und sehr fröhlich. Du allein fehlst uns. Im Dezember seh ich Dich gewiß, guter, guter Bill!

111. Humboldt an Caroline

Marino, 16. Oktober 1804

Ach, liebe Li, wie kalt ist es schon. 16° am höchsten, den Abend 6, 8. Wir haben überhaupt keinen heißen Tag diesen Sommer gehabt. Dennoch mache ich noch kein Kaminfeuer. Ich habe nur einen Kamin und fürchte bei dem Hin-

*) Vgl. S. 231. — **) Die auf S. 213 erwähnte Gräfin Schlabrendorff, die oft Männerkleidung trug.

und Herziehen der Kinder, daß sie sich erkälten. Vielleicht, wenn es 1804
nicht zu unangenehm wird (seit dem 1. Oktober ist hier ewiger Regen und Sturm), bleibe ich noch bis zum 10. November hier. Die Weinbäder, die, da der Wein bis jetzt noch nicht gegoren hatte, erst morgen angehn können, dauern so lange. Gabriele ist zwar sehr wohl, aber die Bäder sind immer gut. Dann hält mich auch der Albaner See. Auch in Sturm und Regen ist er schön. Die Wolken fahren göttlich bald schnell über ihn hin, bald rollen sie sich in ihn hinab, bald bleiben sie auf den Vorgipfeln des Monte Cavo hängen, und Sonne und Mond blicken doch immer stellenweis durch. So ein unbarmherzig behangener Himmel als bei uns ist hier gottlob nicht. Adelheid fährt in ihrer blühenden Gesundheit fort. Sie sagt beständig: „Voglio ingrassarmi“, und sie hält sehr ehrlich Wort. Aber was mir leid tut, der deutsche Laut erstirbt ganz auf ihren Lippen. Wie man auch jetzt Deutsch reden mag, sie versteht alles, aber antwortet immer Italienisch. Ein einziges „Ja!“ habe ich ihr neulich abgepreßt. Wieder ordentlich Deutsch reden zu hören, wird mir ordentlich wohl tun. Wunsch's kauderwelsche Sprache verdient den Namen nicht und Zoëgas auch nur halb. Überdies da jetzt der Baron*) hier ist, zwingt sich auch Wunsch zum Italienischen.

Mit Kunth stehe ich jetzt in sehr lebhaftem und äußerst freundschaftlichem Briefwechsel. Mit Alexander fängt er es ungeschickt an, und ich werde es ihm schreiben. Er scheint ihn ewig anzuklagen, daß er sich in seinem Vermögen zurückbringt, und doch ist das jetzt noch nicht wahr. Wenn Alexander tut, was er tun kann, um die Reise für seine Verhältnisse in Berlin zu benutzen, so ist die Reise gerade ein Mittel, sich auf immer in eine günstige Lage zu setzen. Ob er sich nun in Berlin vernünftig machen wird, ist doch abzuwarten. So wie Kunth es meint, wird er es nicht, aber jeder hat

*) Baron Brown, der in Rom auch im Palazzo Tomati wohnte.

1804 ſeine Art. Er hat mit Menſchen immer bis jetzt eine ſehr gute gehabt, und an Glück hat es ihm auch nicht gefehlt.

Ich träume jetzt ſehr oft von Dir, liebe, teure Li, und das macht mich ſehr glücklich. Dieſe Nacht fuhren wir beide, aber ohne Kinder, in Rom den Abend herum. Die Zeit wird ja auch wieder kommen, und ſie wird mir ein neues Geſchenk ſein. Es iſt recht lange, daß wir getrennt ſind, aber Du biſt mir nie einen Augenblick fern geweſen. Ich weiß nicht, ob Du wohl auch das Gefühl haſt. Wenn man an etwas immer denkt, ſo kommen manchmal, wenn gleich ſelten, Augenblicke, wo man gewahr wird, daß man jetzt nicht daran gedacht hat, und wo man wie bei etwas Sonderbarem auffährt. So iſt es mir in dieſer Abweſenheit noch keinmal gegangen. Der Gedanke an Dich iſt mir ewig, auch bei jeder Beſchäftigung vorſchwebend geblieben, und er wird es bleiben.

Lebe wohl, ewig teure Li! Umarme die Kinder und grüße Alexander und Kohlrauſch. H.

Die Li hat neulich einen Brief von der Goltz*) und ein franzöſiſches Lied aus ihrer Kommode von mir gefordert. Ich habe es aufgeſucht und lege es hier bei. Es wird Dich wundern, daß ich es tue, aber wenn Kinder etwas ſo ordentlich verlangen, kann ich es nicht leiden, es ſo wie einen bloßen Spaß zu behandeln, und der Brief der armen Goltz ſind auch Züge einer Toten, und die nicht glücklich war im Leben. Ich habe bei dieſer Gelegenheit Carolinens ganze Kommode durchſuchen müſſen und wohl eine Stunde zugebracht, ihre Briefe, Gedichte und Gott weiß was zu leſen. Ihre Verſe ſind, wenn man auch ſieht, daß ſie alle aus dem ewigen Leſen der Goethiſchen Lieder entſtanden ſind, doch immer ſehr ſonderbar und die meiſten ſehr zuſammenhängend. Ach! liebe Li, Dein Geiſt ruht auf den lieben, holden Mädchen. Erhalte Dich ihnen lang, ihn

*) Vgl. S. 166.

nach und nach zu entwickeln. Es ist das das Unsichtbare, was 1804
über Tod und Grab hinaus dauert und Geschlechter an Geschlechter reiht und was endlich, denk ich mir immer, so in sich selbst zurückkehrt, daß man fühlt, daß alles nur eins und nur scheinbar getrennt war. Es ist das Höchste, wohin der Mensch gelangen kann, sich eine Gestalt zu geben, die noch außer ihm lebendig fortwirken kann, und das hast Du mehr als irgend jemand besessen. Adieu!

112. Caroline an Humboldt*)

[Paris], Sonntag morgen, 21. Oktober 1804

Du ahndest nicht das Schicksal, das uns getroffen hat, mein geliebter Wilhelm, und Dein lieber Brief vom 2., den ich gestern empfangen habe, spricht mir so freundlich Mut ein. Ich soll nicht zu unsicher über die physische Existenz der Kinder werden, sagst Du mir. Ach, als ich die Zeilen las, lag Louise schon in der Ruhe des Grabes. Gott, bin ich bestimmt, sie auf derselben Brust sterben zu sehen, die sie mit so gänzlicher Hingebung und Treue, ach, mit so heißer, sehnender Liebe und heiligen Hoffnungen nährte, und wohin aus meinen Armen, wohin führt sie der gewaltige Tod? Wohin ist nun ihr süßes Lächeln, ihr himmlischer Blick? Ist sie bei Wilhelm —, pflegt er sie und liebkost sie, und freut sie sich des Gefundenen, und hat der Tod sie schnell zu einem höheren Verständnis gereift? In der Nacht, die ihrem Tode voranging, hat sie oft, indem ihre Lippen mit Heftigkeit die Brust erfaßten, „Mammam" gesagt — vorher war nichts, was einem artikulierten Laute ähnlich gewesen wäre, von ihr gehört worden. Ach, Du hast sie nicht gesehen, mein geliebtes

*) Dieser und der folgende Brief gingen auf verschiedenen Wegen und trafen gleichzeitig am 20. Dezember bei Humboldt ein.

1804 Herz, und gemeine Menſchen werden glauben, daß ihr Verluſt Dir darum weniger empfindlich ſein wird, aber Du ſcheuſt wie ich keinen Schmerz, und Du haſt nun auch weniger ihr Bild voll ſüßer Unſchuld und Liebe in Deiner Seele, und Du erkaufteſt es nicht zu teuer. Ach Wilhelm, ich komme nicht reicher zurück, ärmer — mit ſo heiligen Hoffnungen ging ich hinweg, fühlte ihr zartes Leben in meinem Schoß, und in dem trüben Winter an Theodors Krankenbett, mit dem tödlichſten Schmerz um Wilhelm im Herzen, hat ſie mein Leben erhalten. Und ich konnte das ihre nicht halten. —

Mittwoch

Liebſter Wilhelm, die Tage gehn wieder ſo dahin, und ich bin heute zum erſtenmal wieder aufgeſtanden. Kohlrauſch hat mich außerordentlich gut und einfach behandelt, ich habe nie ſo wenig gelitten. Aber wie einſam iſt mir mein Haus, wie verödet Paris! Sie iſt mir hinweggenommen, die das Licht und die Freude meines Lebens war, die mir wie ein Segen gegeben zu ſein ſchien. Ich würde ſogleich abgereiſt ſein, wenn meine und Theodors Geſundheit es verſtattete. Allein Kohlrauſch meint, ich müſſe mich durchaus ſehr ſchonen, und bei Theodor iſt nun das rechte Auge wieder ſchlimm, und ich fürchte ſehr, es nimmt denſelben Gang wie das linke, obgleich bei dieſem gewiß vom erſten Moment an nichts vernachläſſigt worden. Während er mit dem ſchlimmen Knie im Bett lag, fing die Entzündung an, und Kohlrauſch ließ ihn in meine Schlafſtube ſeit dem vorigen unglücklichen Donnerstag legen, und er kommt mir Tag und Nacht nicht einen Moment aus den Augen. Caroline iſt immer die alte. Beide Kinder haben den Tod des geliebten kleinen Mädchens tief empfunden. Ich habe wohl gleich daran gedacht, ſie mitzunehmen, um ſie neben ihrem ſchönen Bruder begraben zu laſſen. Die Koſten des Einbalſamierens hätte ich nicht geſcheut und einen großen Troſt darinnen gefunden, ſie nicht in dieſem fremden Boden zu laſſen, aber ich vermochte nicht meinen Widerwillen gegen das

Öffnen des geliebten Körpers zu überwinden, und so habe ich sie 1804
denn ohne Widerspruch hier beerdigen lassen. Der Bruder von Mme. de la Tour hat uns erlaubt, sie auf seinem Gute Javelle, nahe bei Meudon, zu begraben. Alexander und Kohlrausch haben sie hinausbegleitet, und dort liegt sie unter einem hohen Akazienbaum.

113. Caroline an Humboldt

[Paris], 30. Oktober 1804

Ich nehme mit Zittern die Feder, mein Wilhelm, und doch kann ich und darf ich nicht länger gegen Dich schweigen. Ach, wie blutet mein Herz über den Kummer, den ich dem Deinen bereite! Wilhelm, mein teures Leben, wir haben aufs neue ein geliebtes Kind verloren, und der tiefste Schmerz des Lebens kann sich erneuern. Louise ist uns entrissen, und schon vorigen Montag, wo ich Dir schrieb, war sie nicht mehr im Licht dieser irdischen Sonne. Ach, ich vermochte nur nicht, es Dir zu schreiben und zu dem Schmerz um den Verlust des schönen Kindes noch die Unruhe für meine Gesundheit bei diesem gewaltsamen Aufhören des Stillens hinzuzufügen. Wenigstens kann ich Dich heute über meinen physischen Zustand beruhigen und Dir die heilige Versicherung geben, daß alles für mich getan worden ist und daß ich leidlich wohl bin.

Louise liegt im Grabe und hat ihren letzten Odemzug in meinen Armen und an meinem Munde verhaucht. Du weißt, wir hatten sie den 9. vacciniert. Sie war munter und wohl und blieb es die nächsten sechs Tage nach der Impfung. Den 15. und 16. war sie ein wenig blaß und unruhig. Den 17. sah sie angegriffener aus und schrie, nicht aus vollem Halse, sondern der Ton kam pfeifend aus der Brust. Kohlrausch ließ mich ins Bett legen und wollte, daß ich das Kind zu mir nehmen sollte, damit es in eine ganz gleiche

1804 Wärme käme. Wir hatten Mut und Hoffnung und hofften, die Blattern würden in der Nacht hervorkommen. Um drei Uhr des Nachts hörte Louise auf zu saugen, ich fand sie übler aussehend, rief Kohlrausch in mein Zimmer. Das Kind schrie viel, und die Mühe des Atmens nahm mit jeder Sekunde zu. Ach Wilhelm, welche Stunden der Angst! Kohlrausch gab ihr zwei kleine Brechmittel, eins nach dem andern, sie wirkten nicht. Kurz nach sechs wurde sie ruhig, ich legte sie in meinen linken Arm, bot ihr die Brust, allein seit drei Uhr hatte sie diese nicht mehr genommen, sie schrie nicht mehr, das Atmen wurde schwächer und schwächer — um sieben-einhalb Uhr verschied sie ohne Zucken, ohne Röcheln — bloß um die Augen war ein krampfhafter Totenzug. So ist sie von uns gegangen und hat eine Öde um uns gelassen, eine Leere, vor der ich zurück-schaudere.

Wie hatte ich mich ganze Stunden, Tage lang an dem Gedanken ergötzt, ich würde sie blühend zurückbringen, freundlich und mit holden Liebkosungen würdest Du und Adelheid und Gabriele sie empfangen und von dem himmlischen Reiz sich gerührt fühlen, der in ihren Augen lag. Aber die Augen sind starr, und das ganze liebliche Wesen kalt und hart wie Marmor! Ich bringe nichts als mein tief zerrissenes Herz, das sich herzlich an das Deine sehnt. — Ach, ich weiß, was mir bleibt, und mein Leben wird Euch gehören — aber der tiefste Schmerz um Wilhelm und Louisen kann nicht entweichen.

So fern liegen die süßen Geschöpfe auseinander, die doch ein Schoß getragen und eine Brust ernährt hat! Sind sie zusammen, und wird der Tod uns einst alle wieder vereinen? Lebe wohl, Geliebter, ich breche hier ab, unvermögend, etwas mehr hinzuzufügen. Ich sehne mich unaussprechlich nach Euch und kann nur etwas, was Ruhe ähnlich ist, bei Euch wieder finden. O, fürchte nichts für meine Fassung. Ich habe deren genug und finde mich im zerreißendsten Schmerz noch immer so besonnen, daß ich mit Entsetzen oft denke,

das Schickſal hat mir noch viel aufbewahrt. Ich ſchließe Dich tauſend- 1804
mal an mein Herz. O, wäre ich ſtatt dieſes Briefes bei Dir und den Kindern, die ich an meine Bruſt ſchließe!

114. Caroline an Humboldt [Paris], 4. November 1804

Ich denke Dich jetzt, mein geliebtes Leben, ſehr ernſtlich auf Deinen Rückzug in die Stadt bedacht, und auch ich denke ſehr auf meine Abreiſe. Ich trage die tiefſte Sehnſucht nach Dir und den Kindern im Herzen, und künftigen Dienstag ſchreibe ich Dir beſtimmt den Tag, wo wir abgehn. Man verſichert zwar, die Krönung ſei künftigen Monat, allein ich glaube, es kann es niemand wiſſen, und mein innerer Sinn ſtimmt auch wenig zu ſolchen Feſten. Mein Herz iſt unbeſchreiblich zerriſſen über den Verluſt meiner ſchönen Louiſe. Ich träume oft von ihr und von Wilhelm, ich ſehe ſie beide, — noch letztens dünkte es mich, ſpielten ſie zuſammen und waren wie umfloſſen von einem Meere von Glanz und Licht. Ach, ob ſie noch ſind, ob ſie fühlen, lieben und leiden, ob ſie ſich ſehnen nach dem Herzen, das ſie ſo unausſprechlich liebt und das Leben und den Tod mit ihnen empfunden hat, darüber verſinke ich in mir in ſtilles Sinnen. Ich weine viel, und meine Tränen löſen mir zuweilen die tiefen Schmerzen der zerriſſenen Bruſt. Aber manchmal auch nicht, und dann wird mir ſehr bang, und das klarſte Gefühl, was mir bleibt, iſt die Sehnſucht nach Dir.

Ich habe auf Louiſens erblaßtem Geſicht einen Abdruck nehmen laſſen und bringe ihn mit. Es iſt natürlich ähnlich, doch iſt der Reiz des Lebens hinweg, und alle Züge tragen die Spuren des furchtbaren Todes. Ja, furchtbar iſt er, weil er ſo unerklärlich iſt, und vor ihm verſinkt das Herz in alle Qualen peinlicher Zweifel.

1804 Wie ſehne ich mich nach Dir, nach unſerm ſtillen Geſpräch, nach unſren einſamen Abenden — hier habe ich niemand als Schlabrendorff, und mein tiefſtes Innere kann ich ihm doch nicht immer offenbaren. Er iſt nicht Vater geweſen, und ſo liebevoll ſein Sinn und ſein ganzes Weſen iſt, ſo kann er in dieſer Empfindung nicht ganz Empfindung ſein — er kennt ſie nicht ganz, und ach, man kennt nur das, was man ſelbſt erfahren hat. So iſt mein Leben reicher, unendlich reicher an innerem Gehalt ſeit den letzten zwei Jahren geworden, aber mich ergreift oft ein Schauder, wenn ich es ausdenke, wie ich es geworden bin. Kohlrauſch iſt unendlich lieb und ſehr zart mit mir, doch hebt ſeine raſche Jugend ihn meiſt über das durchaus Unausſprechbare in der Natur des Schmerzes hinweg. Alexanders liebevolle Äußerungen ſind mehr eine Demonſtration der Empfindung als ein tiefes Gefühl.

Alexander denkt ernſtlich auf ſein Kommen nach Rom und will dort viel arbeiten. Ich denke, wir geben ihm das obere Quartier; da er viel Chemiſches treiben will, wird die Nähe der Küche gut ſein. Wäre es nicht vielleicht gut, die kleine Küche nachſehen zu laſſen, damit er darinnen notdürftig ſein Weſen treiben könne? Die Nähe des Zimmers macht ſie ſehr bequem.

Lebe wohl, meine Seele. Ewig Dein.

115. Caroline an Humboldt

[Paris], 12. November 1804

Ich habe die ganze vorige Woche keine Briefe von Dir gehabt, mein geliebter Wilhelm, was mich ſehr ſchmerzt, denn ich weiß wohl, es liegt nur an der Unordnung der Poſten. Ich hoffe gewiß, in künftiger Woche abzureiſen, ich ſage, ich hoffe; folgendes iſt ſchuld daran, daß ich es nicht ganz genau beſtimmen

kann. Du weißt, daß ich mit Herrn Haſe in Unterhandlung ſtand 1804
und daß ich es für höchſt wahrſcheinlich hielt, daß er zu uns kommen würde. Alexander meinte es wie ich und Kohlrauſch. Er zögerte und zögerte von einem Tag zum andern, uns die letzte Entſcheidung zu geben; mir fing es an zu ahnden, daß er ſich nicht für das Annehmen der Stelle entſcheiden würde, und ſo war es. Durch ſeinen eignen Vorſchlag wandten ſich meine Pläne auf Sikler, derſelbe, dem Schweighäuſer*) ſchon vor eineinhalb Jahren den Antrag gemacht hatte, zu uns zu kommen, und nach dem ich mich vergebens bei meiner Ankunft allhier erkundigt hatte ... Ich hoffe, in einigen Tagen mit ihm in Richtigkeit zu kommen. Es iſt freilich fatal, daß das alles ſich ſo in den letzten Tagen vereinigt, allein was kann ich machen? Eine andre Unannehmlichkeit bei Sikler iſt die, daß er erſt im Mai ſeine jetzige Stelle verlaſſen und zu uns kommen kann; allein da ich den Winter kein kleines Kind habe, ſo kann und will ich mich gern regelmäßig mit Theodor und Caroline beſchäftigen, und ſo werden denn auch dieſe Monate hingehn. Du ſiehſt, dieſe Sache muß ich vollkommen ins reine haben, ehe ich gehn kann, allein ich hoffe, noch dieſe Woche damit fertig zu werden. Glaube auch nicht etwa, daß Sikler aus Not zu uns geht. Das iſt immer eine fatale Idee.

Mit meiner Geſundheit bin ich über meine Erwartung zufrieden. Ach, aber mein Herz! Wie ſehne ich mich an das Deine, mein Wilhelm, wie mein' ich, nur bei Dir mich ganz ausſprechen zu dürfen! Heimlich ſchaudert es mir auch, mein ſüßes, ſüßes Mädchen ſo allein, ſo ganz allein in der fremden Erde zu laſſen, ſie, die keinen Augenblick von ihrer warmen Mutterbruſt ſich entfernen konnte, ohne nicht wieder nach ihr zu verlangen, ſie liegt ſo fern, ſo einſam und allein!! Heiliger Gott, wozu bewahrt mich noch das Schickſal! Sie war der Engel meines Lebens, ſie ſchien mir ein durch wunderbare

*) Gottfried Schweighäuſer, Philolog und Archäolog, 1772—1844, lebte ſeit 1796 in Paris. Vgl. S. 196.

1804 Schickung gegebenes Kleinod, und sie ist dahin, ach, und war so schön, so lieb. Nachts suche ich sie in meinem Bett, und das Erwachen und die völlige trostlose Gewißheit, daß sie nicht mehr da ist und nichts sie mir zurückgeben kann, ist fürchterlich. Dann befällt meine Brust die vereinte Angst der Stunden, in denen ich sie und Wilhelm habe verscheiden sehen, und ich versinke in ein dumpfes Sinnen, ob sie irgendwo vereint sind, die ein Schoß trug, die eine Brust nährte. Ach Wilhelm, wenn ich nur erst wieder weinen kann bei Dir und meine süßen, kleinen Mädchen im Arm habe. Küsse sie tausend-, tausendmal.

116. Caroline an Humboldt

Paris, 19. November 1804

Man hat hier einige beunruhigende Nachrichten über eine Krankheit in Livorno*) verbreitet, und ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es uns ergriffen hat. Meine Phantasie ging sogar so weit, mir auszudenken, was ich mit den beiden Kindern, die ich bei mir habe, auf den Fall machen wollte, wenn es Tollkühnheit wäre, sie mit nach Italien zu nehmen. Kohlrauschens treuer Sinn ist mir in unsern Gesprächen darüber wieder recht klar geworden, denn beim ersten Wort sagte er gleich: „Es sei wie es sei, ich gehe nach Rom und stehe Humboldt und den Kindern bei.“ Ach, Gott wird so etwas nicht über mich verhängen; ich glaube, ich ginge zugrunde, wenn eine Gefahr der Art über Euch schwebte und ich sie nicht mit Euch teilte.

Adieu, geliebtes Leben. Jetzt bist Du wohl wieder in Rom, und künftigen Dienstag oder Mittwoch erfährst Du wahrscheinlich den Tod unsrer süßen, süßen Louise. Ach Gott, wär ich bei Dir!

*) Ausbruch des Gelben Fiebers.

117. Humboldt an Caroline

Rom, 21. November 1804 1804

Dies, liebe, teure Li, ist die schlimmste Zeit unsrer Trennung, und ich sehne mich unglaublich nach Deiner Zurückkunft. Solange ich Dich in Paris glauben konnte, hatte ich doch einen sicheren Ort, Dich mir zu denken; jetzt bin ich seit sechzehn Tagen ohne alle Nachricht von Dir. Die französische Post ist, vermutlich weil sie nicht durch Toskana kommen kann, seit so lange nicht angekommen. Der letzte Brief, den ich von Dir und Kohlrausch habe, ist vom 14. und 15. Oktober. Damals wolltest Du in den ersten Tagen des November abreisen, seitdem weiß ich nichts. Ich denke Dich mir jetzt ungefähr in Turin. Ich erwarte jetzt kaum entscheidende Briefe über Deine Reise als durch die mailändische Post. Es ist schon hier ordentlich kalt, wie wird es Dir und den Kleinen gehn? Doch verlasse ich mich auf Deine Konstitution und auf Kohlrauschs Sorgfalt. Auch die Kammerjungfer ist mir ein großer Trost. Ich habe gestern Marino verlassen. Es sind zwar gerade jetzt schöne Tage, schönere als vorher, aber auch kalte Tramontane, und das Haus war so schlecht, daß in zwei Stuben, in denen aber natürlich niemand schlief, keine Fensterscheiben, sondern bloße Laden, recht echt spanisch, waren. Der alte Baron*) hat mit eigener Hand zwei Papierfenster gemacht. Die Kinder kommen heute. Ich konnte nicht mit ihnen gehn, weil ich einen Tag früher hier sein mußte, ein wenig für ihren Empfang zu sorgen. Aber sie haben Vicenza, Wunsch und den alten Baron zur Aufsicht und ein himmlisches Wetter. Ach! der Peter und der kleine S. Carlo, wie Adelheid immer sagte, da sie noch Deutsch sprach, werden Dich doch wieder freuen. Und die Kinder und ich will Dir suchen, liebes holdes Wesen, das Leben recht süß und leicht zu machen. Ich war vorgestern noch zum letztenmal auf dem Capucinum bei Albano, um unser Kasino in L'Ariccia zu

*) Vgl. S. 267.

1804 ſehen; ich wollte erſt nach L'Ariccia ſelbſt gehn, aber Adel ſagte: „No, no, dovete pranzare da me“, und ich konnte es der ſüßen Kleinen nicht abſchlagen. Sie iſt unbegreiflich vernünftig. Du weißt, daß ſie in Marino nie anders als auf meinen Armen einſchlief. Als ich neulich da war und ſie nahm, ſagte ſie: „A Roma non lo farò più, mi mettero subito al letto, a Roma avete voi da fare, qui niente“.

Ich habe von der ganzen Gegend Abſchied genommen. Sie iſt und bleibt einzig, ſie iſt mir ein unendlicher Troſt in meiner Einſamkeit geweſen und wird mir ewig tief in der Seele bleiben. Jetzt hier lebe ich nach Winterweiſe. Der Kamin blüht, die Teppiche werden morgen gelegt.

Ich habe nun heute nach Paris, Mailand und Bologna an Dich geſchrieben, und Gott weiß, welcher Brief Dir zukommen wird! Darum verzeih, liebe Li, wenn ich weniger ausführlich ſchreibe. Die Recke*) ſcheint ſich hier recht gut zu gefallen. Sie hat alle Abend Reinhart und Röſel**) bei ſich, und auch ich gehe oft hin. Amüſant iſt ſie nicht, das weiß Gott. Aber ſie iſt ſehr gut, und eine Stunde geht leicht hin. Sie freut ſich ſehr auf Dich und fragt immer, wann Du kommſt. Allein ich zweifle, daß Ihr Euch am Ende ſehr viel ſehen werdet. Weder Du noch ſie geht gern den Abend aus, und ohne Eure Stuben zu verlaſſen, kommt Ihr doch nicht zuſammen.

Die Livorner Epidemie ekelt mich an. Es geht nach den letzten Briefen (vom 16. aus Florenz) viel beſſer. Es ſterben nur noch zwölf täglich. Hier iſt nicht die mindeſte Gefahr. Aber Vorſicht!! Du mußt ſchlechterdings über Ancona gehn, und nimm ja auch dahin Geſundheitspäſſe oder wenigſtens Zertifikate, daß Du nicht Toskana berührt haſt. In Ancona biſt Du an Monſignor Vidoni, päpſtlichen Delegaten, empfohlen durch Conſalvi.

Adieu! Ewig Dein H.

*) Eliſe v. der Recke, geb. Gräfin Medem. — **) Landſchaftsmaler.

118. Humboldt an Caroline

[Rom], 24. November 1804 1804

Man ist jetzt so streng hier, liebe Li, daß man jemanden, der durch Toskana (wenn er auch Pisa und Livorno nicht berührt) hierherkommen wollte, nicht einmal mit Quarantäne von 40 und mehr Tagen durchläßt, und es wird davon schlechterdings keine Ausnahme gemacht. Ich bin zwar überzeugt, daß, wenn Du meinen Brief in Mailand gefunden hast, Du über Ancona gehn wirst. Weil es aber ganz fürchterlich wäre, wenn Du durch irgend einen Zufall nach Florenz gerietest und nun Monate da allein sitzen müßtest, so bin ich doch in Angst und ergreife noch diesen Weg, Dich diese Zeilen im Tor von Bologna finden zu lassen, um Dir zu sagen, daß Du schlechterdings über Ancona gehn und keinen Strohhalm von Toskana berühren mußt. Wärest Du auch nun nicht nach Mailand gekommen, hättest Du in Bologna Dich auch nicht an Zanoia erinnert, so muß Dir doch auf diese Weise der Brief zukommen. Mit dem Gelben Fieber, denn das ist's doch, geht es besser, viel besser; die Kordons werden aber noch lange dauern.

Lebe herzlich wohl. Dein H.

119. Humboldt an Caroline

Rom, 27. November 1804

Bei Deinem veränderten Reiseplan, liebe Li, den ich mit Deinem Briefe vom 12. erfahren habe, vermute ich mit Gewißheit, daß Du noch in Mailand sein wirst, wenn diese Zeilen dort ankommen. Der Tod der kleinen Louise hat mich tief geschmerzt, und ich habe nicht einmal den Trost gehabt, ihn durch Dich zu erfahren, ja, noch jetzt weiß ich nicht, woran und welchen Tag sie gestorben ist. Stell Dir nur vor, wie es damit gegangen

1804 iſt. Seitdem um Toskana des Gelben Fiebers wegen ein Kordon gezogen iſt, kommen die franzöſiſchen Poſten höchſt unordentlich an. Ende voriger Woche war der letzte Brief, den ich von Dir hatte, der vom 21. Oktober. In dem ſteht noch nichts, nicht einmal von Krankheit der Kleinen. Sonntag früh ſaß ich ganz ruhig und las Däniſch mit Gierler, da ich es ſeit einiger Zeit gelernt habe. Ich bekam die Briefe der mailändiſchen Poſt und einen von Papa, und wie ich ihn öffne, ſehe ich eine Antwort Dunkers*) auf Deinen Brief, der die Todesnachricht erhalten hat. Dieſer Brief ſoll vom 22. geweſen ſein, oder wie Dunker ſchreibt vom 23. Iſt nun die arme Kleine ſo plötzlich geſtorben, oder haſt Du mir ihre Krankheit aus zärtlicher Sorgfalt verborgen gehalten? Noch ſchwebe ich hierüber in gleicher Ungewißheit, denn, ob ich gleich Deine beiden Briefe vom 5. und 12. habe, ſo fehlt ein früherer, in dem Du mir vermutlich alles umſtändlich ſchreibſt. Dieſe ganze Poſt iſt noch ausgeblieben und kommt vermutlich erſt Ende dieſer Woche. Doch weiß ich wenigſtens jetzt, daß Du leidlich wohl biſt. Ich fürchtete die gewaltſame Art, mit der Du haſt aufhören müſſen zu ſtillen.

Die Recke und andere ſehen einen Troſt darin, daß ich die arme Louiſe nie geſehen habe, und Du wirſt fühlen, daß gerade das den Schmerz bitterer macht. Ich habe kein Bild, auf dem ich im inneren Schrecken des Kummers ruhen könnte, keins, wo ſich meine Phantaſie mit der Deinigen begegnen könnte. Die wir immer und überall ſo eins geweſen ſind, ſo auf dieſelbe Weiſe empfunden und gedacht haben, wir müſſen hierin geſchieden ſein. Auch iſt es ein hartes Schickſal, daß ich keins der Kinder, die ich verlieren ſoll, kann ſterben ſehen. Ich habe nun mit allen ſo unzertrennlich gelebt, ſie ſind mir immer ſo nah geweſen, und in dem entſcheidenden Augenblick ſtellt ſich nun zum zweitenmal der Zufall zwiſchen mich

*) Vgl. S. 123.

und sie. Deinen Schmerz, mein inniggeliebtes Leben, fühle ich 1804
innigst. Der Kleinen frohes Gedeihen hätte Dir wieder Mut und Vertrauen zum Leben gegeben, nun ist auch sie wieder dahin, und an einem verschiedenen Ort, in einer anderen Erde. Du hast vielleicht nicht geglaubt, liebe, teure Li, daß ich diesen Verlust so tief fühlen würde, da ich mich eigentlich nie noch des Besitzes erfreute; aber es ist so, ich kann es nicht ableugnen. Meine ganze Empfindung dabei sammelt sich auf Dich, meine Einziggeliebte. O! wer wie ich Mutterschmerzen und Mutterfreuden kennt, wer sie in dem Wesen gesehen hat, das immer und ewig, wie Du, das größeste und tiefste bleibt, wem die Liebe den Sinn erschlossen hat, diese sonst eigentlich nie ganz erkannten Gefühle auch in sich aufzunehmen, dem ist der schrecklichste Gedanke bei solchem Verlust: das war nun alles fruchtlos, unwiederbringlich verloren. An die kalte Furchtbarkeit dieses Gedankens grenzt für mich nichts in der Welt, und so fühle ich seit dem Moment, da mich die Nachricht so schauderhaft überraschte, ewig und unaufhörlich Deinen Schmerz und Deinen Verlust. Es ist, als ginge das Schicksal absichtlich so verborgene und geheimnisvolle Wege, um die Brust in Leid und Freude zu versuchen, um das Leben zu einem Labyrinthe zu machen, in dem man alle Augenblicke die Gegenstände um sich her verliert, um seine Heimat nur in sich selbst zu finden. Es sind unleugbar zwei verschiedene Gesetze, welche die Welt beherrschen, Leben und Tod und alle Erscheinungen der Körperwelt schreiten kalt und unerbittlich ihren ewigen Gang fort; das Gefühl windet sich durch sie hindurch und bildet und stärkt sich an ihnen und bleibt am Ende Sieger, weil es sich immer unabhängig zu erhalten vermag. Das einzelne empfindende Wesen muß dem allgemeinen lebensuchenden Prinzipe, von dem es doch nur ein einzelner abgesprungener und heller erglommener Funke ist, weichen, und daher der ewige unausweichbare Streit des Schicksals mit dem Menschen, da er nur immer das Einzelne verfolgt, nur das Einzelne Freude

1804 und Leid in ſeinem Buſen weckt, und jenes immer das Einzelne im Allgemeinen begräbt. Aber zwei Dinge bleiben mir in dieſem Streit unumſtößlich gewiß. Der Geiſt, der Gewalt gehabt hat, ſich vom Ganzen loszureißen und ſich allein zu denken, der bleibt ewig und hört nicht mehr auf, ſelbſtändig zu ſein; und zwiſchen ihm und anderen ihm gleichen gibt es keine andere Nähe und Ferne als die innere Verwandtſchaft, das Anziehen des Geliebten und das Abſtoßen des Gleichgültigen, und auf dieſen Grund trägt meine Phantaſie mit ungeſtörter Sicherheit alle lieblichen Bilder wirklicher Wiedervereinigung auf. So kann auch ich, ſeit ich der kleinen Louiſe Tod weiß, ſie mir nicht von Wilhelm getrennt denken, er iſt ihr vorangegangen, er war ſo lieb und hübſch mit Adelheid, da er lebte, er iſt auch irgendwo mit ihr. Der Tod muß die Abgeſchiedenen, wie die Geburt die Lebenden, einander zuführen. Es iſt wenigſtens die eine mächtige Scheidewand geſunken, die harte Notwendigkeit der Trennung iſt gewichen, und die Phantaſie ſchweift in erlaubte Möglichkeiten, wenn auch das Gefühl ſie nicht und mit einem gewiſſen, nicht auszuſprechenden Bewußtſein der Wahrheit leitete. Wie oft habe ich das ſchon ehemals ſo lebendig gefühlt, wenn ich mir die Möglichkeit Deines Todes dachte. Es iſt ſchwer, an ein ſo eigentliches perſönliches Wiederſehen und Wiederzuſammenkommen zu glauben, aber für den, der wahrhaft liebt, iſt ſchon das dringendſte Bedürfnis geſtillt, ſchon ein unermeßlicher Troſt gewonnen, nur unter denſelben Bedingungen zu ſein oder nicht zu ſein als der Hingeſchiedene. Deine Sehnſucht nach mir hat mich unendlich gerührt. Ja, liebe Li, nur die, von denen das Leben ausgegangen iſt, können über den Tod ſich beſprechen. Kein Laut in Dir kann mir unverſtändlich, nichts, was ich empfinde, in Dir unerwidert ſein. Wie ich Dich immer gekannt habe, ſo habe ich Dich auch in Deinem Briefe wiedergefunden. Die Tiefe des Schmerzes, die eine ewige Klarheit erhält, und der ſelbſt Ruhe nicht fremd iſt, die Anſicht des Lebens, die das Leben mit dem Tode, die

Freiheit mit der Notwendigkeit verknüpft, die innere gewaltig bildende 1804
Kraft, die selbst den zerreißendsten Schmerz zur Quelle eines höheren Lebens macht. Darum fürchte ich mich so gar nicht, mit Dir jede Wunde frei und dreist zu berühren, Dir und mir ist die weichliche Schonung verhaßt, die den Schmerz zu entfernen sucht, statt daß ihn die Liebe mit Inbrunst ergreift. Mir ist nichts so schrecklich als das allmähliche Verlöschen der Spuren eines solchen Unglücks; immer sehe ich mit einem geheimen Schauder, so oft ich Wilhelms Grab besuche, wie neues Gras darüber gewachsen ist, und ich kenne nichts Größeres als die Verse, mit denen Kassandra im Agamemnon von der Bühne tritt. Ich weiß nicht, ob Du Dich ihrer deutlich erinnerst. Es heißt da:

O Menschenschicksal! — Was im Glücke hoch sich türmt,
stürzt leicht ein Schatten nieder, und wo Elend weilt,
da tilgt verwischend ein feuchter Schwamm hinweg das Bild.
Vielmehr als jenes scheint dies mir jammernswert.

Ich sehne mich unaussprechlich nach Dir, liebes, holdes Wesen. Wir werden uns gegenseitig gegeneinander nach so langer Trennung einmal wieder aussprechen, und selbst im höchsten Schmerz werden uns liebliche Gestalten umgeben. Der Tote ist nie unglücklich, Wilhelm starb fröhlich und schmerzlos. Es kümmert mich tief, von der kleinen Louise nichts zu wissen, ob sie litt, ob sie langsam starb oder schnell hingehend. Wieviel werde ich Dich noch fragen, um durch irgend eine anschauliche Vorstellung das kleine Geschöpf, das mir nun ewig so fremd bleibt, an mich zu knüpfen. Adeln habe ich nichts davon erzählt. Sie faßt noch nicht, daß man aufhört zu leben, wenn man stirbt. Auch Wilhelm ist ihrem Gedächtnis entschwunden, so oft ich auch mit Fleiß von ihm gesprochen habe.

Die Krankheit in Livorno scheint jetzt ungezweifelt das Gelbe Fieber. Es ist mir freilich sehr fatal, ein so schreckliches Übel so nah zu wissen. Allein ich kann Dir auch kaum raten, in Mailand zu bleiben und zu warten. Bis jetzt ist hier kein Schatten von

1804 Gefahr. Aber die Kordons sind sehr streng, sind gegen ganz Toskana, und niemand kommt, auch nicht mit Quarantäne, durch. Du darfst also nicht Toskana berühren.

Lebe jetzt innigst wohl, liebe Li, umarme die Kinder und gedenke recht oft Deines Dich ewig liebenden H.

120. Caroline an Humboldt Paris, 12. Frimaire [3. Dezember]

Mein geliebtester Wilhelm. Ich habe meine Abreise auf Donnerstag bestimmt und treffe noch heute die letzten Anstalten dazu. Mein nächster Brief wird aus Lyon sein, wohin wir im Velocifère zu gehen denken. Die Nachrichten wegen der Krankheit in Italien haben uns dieser Tage wieder sehr in Sorgen gesetzt, nicht sowohl unserer Gefahr wegen, als wegen des Gedankens, daß wir von Euch, Ihr Geliebten, abgeschnitten sein könnten, und in dieser Hinsicht erfreuen wir uns der Kälte und hoffen, daß sie günstig sein wird.

Gestern war denn endlich die große Zeremonie. Wir sind den ganzen Tag auf den Beinen gewesen, Kohlrausch, Schlabrendorff und ich, und wir haben alles aufs beste gesehn. Die Kinder waren bei der Leuchsenring*), die ganz nahe von dem Pont Neuf auf dem Quai wohnt, und von wo aus sie den Zug und abends die wirklich schönen und reichen Erleuchtungen gesehen haben.

Freitag vormittag war ich beim Erzkanzler**) und wurde von ihm mit wirklich herzlicher Freundlichkeit aufgenommen. Sonnabend aß ich zu Mittag bei ihm, und er hat sehr viele Äußerungen gehabt, die ich Dir mündlich sagen werde, und die wenigstens beweisen, wie gut er es mit uns meint und wie sehr er wünschte, uns wieder

*) Vgl. Bd. I. — **) Dalberg.

um sich zu vereinigen. Ich werde ihn vor Donnerstag wohl noch 1804
einmal sehen. Seinen Neveu, den Grafen von der Leien, den ich seit 18 Jahren nicht wieder gesehen hatte, fand ich auch bei ihm, und wir erfreuten uns beide der Erinnerung unsrer Kinderjahre.

Die Sache mit Sikler ist endlich fest abgemacht. Im Mai kommt er zu uns, und ich habe ihm 300 Taler Gehalt, und wenn er Dir in Deinen Sekretärgeschäften behilflich ist, 400 Taler versprochen und die Reisekosten.

Ach, mein Wilhelm, wie unaussprechlich sehne ich mich nach Dir und den Kindern, und wie gern will ich alle Unbequemlichkeiten dieser Winterreise erdulden, nur wieder mit Euch zu sein, Ihr Geliebten.

Lebe wohl, mein einzig liebes Wesen. Ewig Dein.

121. Caroline an Humboldt

Paris, 10. Dezember 1804

Ich schreibe Dir, mein geliebtes Leben, in der traurigsten Stimmung von der Welt. Die Unmöglichkeit, in der wir sind, fortzukommen, hat etwas unendlich Niederdrückendes, um so mehr, da alle unsre hiesigen Arrangements nur dahin beabsichtigt waren, früher aufzuhören, da nichts mehr paßt, nicht unser Quartier, nicht unsre häuslichen Einrichtungen, mit einem Wort, da wir keine frohe Existenz mehr in uns bei unserm Hierbleiben haben. Von meiner Sehnsucht schweige ich, sie ist um so tiefer nach all dem, was ich hier gelitten habe, und um so brennender, je weniger ich von Euch höre und je mehr ich um Euch in Sorgen bin. Ich habe die letzte Woche keine Briefe von Dir gehabt, ich habe überhaupt noch jetzt keine Gewißheit, daß Du die Briefe erhalten hast, die ich Dir kurze Zeit nach unserm Einzug in dies Haus schrieb.

1804 Die Nachrichten von der Krankheit in Livorno und Florenz sind, besonders wenn man römische Polizei kennt, sehr beunruhigend. Ich mag Dir nicht sagen, wie traurige Gedanken mir manchmal durch die Seele gehn und wieviel trübe Stunden ich habe. Allerlei Menschen, die im Salon sind, verhindern mich, fortzufahren. Sobald ich im Wagen sitze, schreibe ich Dir von der ersten Station.

Ewig Dein.

122. Caroline an Humboldt

Paris, 17. Dezember 1804

Endlich, mein geliebtes Leben, kann ich Dir denn doch den Tag unsrer Abreise bestimmen. Unsre Plätze auf der Diligence sind bis Lyon genommen und bezahlt. Wir gehn morgen über acht Tage, Dienstag, den 25., und ich habe nach Lyon schreiben lassen, um dort den 1. Januar sechs Plätze bis Mailand zu nehmen, denn ohne diese Vorsicht, fürchtete ich, würden wir dort wieder liegen bleiben, da wir so viele Plätze brauchen. Wir haben sogar hier nur vier in dem Wagen und zwei im Kabriolett, um die sich Kohlrausch mit den beiden Mädchen vertragen und wechseln will. Früher war es keine Möglichkeit fortzukommen, und hätten wir uns nicht entschlossen, uns mit vier im Wagen und zwei draußen zu begnügen, so hätten wir vom 25. Dezember an wieder mehr wie vierzehn Tage auf allen Diligence-Anstalten warten müssen. Die Abreise stand nicht mehr in unserm freien Willen. Die Menge Menschen hier ist unglaublich, man muß sie gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, und das Abfließen dieser Menschenmasse ist nun ebenso schwierig, als das Zuströmen war. Zürne mir nicht, daß es so lang dauerte, es war beim Himmel nicht unsere Schuld.

Ich bin seit Freitag so glücklich gewesen, drei Briefe von Dir 1804
zu bekommen, und Alexander war so gütig, mir seinen Brief mit zu kommunizieren. Wie tief schmerzt es mich, daß Du auf eine indirekte Art den Tod unsrer süßen Louise erfahren hast. Ach, freilich war sie den 22. Oktober schon tot, allein ich wollte es Dir nicht schreiben, um Dir die Unruhe über meinen eigenen Zustand bei dem gewaltsamen Entwöhnen zu ersparen. Ich hoffe, daß Dir der Brief nicht verloren gegangen sein soll, in dem ich Dir alle Umstände ihrer kurzen Krankheit und ihres Hinsterbens geschrieben habe. Über Wilhelm und Louisen kann ich mit Alexander nicht reden, er versteht kein Mutterherz. Ach, so fern werden sie nun ewig auseinanderliegen, und die ein Schoß trug, wird nie dieselbe Erde vereinen! Doch tönt mir eine Stimme des Trostes in der Seele, und die Hoffnung, daß die Bande der Liebe ewig sind und daß etwas ist, was dem dunklen Schicksal des Lebens Bedeutung und Klarheit gibt. Ich sehne mich in Deine Arme und werde mich da aussprechen und ausweinen. Die Kinder sind jetzt wohl, und Theodor hat nie eine bessere Periode gehabt.

Ich danke Dir für Deine Nachrichten von der Krankheit. Wir werden uns hüten, Toskana zu berühren. Das Gelbe Fieber ist immer etwas Fürchterliches, besonders da die Erfahrung in Spanien zeigt, daß es wiederkommt. Der General Moreau hat es im Böhlschen Hause auf dem Lande bei Cadix gehabt und ist durchgekommen.

Lebe wohl, mein teures Herz. Ewig Dein.

1805 123. **Caroline an Humboldt** Lyon, 1. Januar 1805

Ich hoffe, mein geliebtes Leben, daß Alexander sein Wort gehalten und Dir heut vor acht Tagen, wo wir von Paris abgereist sind, geschrieben hat. Es war mir in den letzten beiden Tagen schlechterdings unmöglich. Wir sind endlich den 25. Dezember abgereist und vorgestern, den 30., hier angekommen. Unsre Reise ist ohne unangenehme Zufälle abgelaufen, obgleich wir den letzten Tag den Wagen brachen und beinahe alle Nächte hindurch gefahren sind, weil die Wege so schlecht waren, daß wir uns verspäteten und also auf diese Weise die verlorene Zeit wieder einholen mußten.

Die beiden Kinder sind wohl und vergnügt; ich bin, wie Du weißt, auf der Reise immer gesund; unsre beiden neuen Mädchen sind willig und gut, Therese besonders sehr verständig und aufmerksam, und Kohlrausch sehr heiter, Paris im Rücken und Rom vor sich zu haben. Wir wollten eigentlich heute von hier wieder fort, und ich hatte sechzehn Tage vor unsrer Abreise aus Paris an einen hiesigen Bankier schreiben lassen, um uns unsre Plätze zu nehmen. Allein wir können solche erst den 4. Januar bekommen und müssen uns also gedulden, so unangenehm uns auch diese Verzögerung ist. Zwei Italiener, die mit uns von Paris gekommen und gestern weitergereist sind, haben übernommen, uns Plätze in Turin zu nehmen, denn man vergibt sie hier nur bis Turin, und ich hoffe, daß wir dort keinen Aufenthalt leiden sollen. Die Affluenz vermindert sich natürlicherweise, sowie man sich von Paris entfernt. Endlich sind wir denn aus diesem Zauberort, der uns wie mit Banden hielt. Alexander hat die letzte Nacht bei uns in unserm Quartier geschlafen und uns des Morgens ins Bureau der Diligence gebracht, wo auch Schlabrendorff uns erwartete. Schlabrendorff ist noch immer in Paris, sein Reisewagen steht im Hof des Hotels

des deux Siciles, und er spricht davon wie von einer ausgemachten 1805
Sache, aber beinahe fange ich an zu zweifeln, und ich sehe oft mit banger Ahndung seinetwegen in die Zukunft, denn er hat im Preußischen Feinde, und die wirksamsten sind seine nächsten Verwandten.

Ich habe unsre Pariser Geschäfte vor meiner Abreise in Rihouerts Hände gelegt, der auch Schlabrendorffs Geschäftsträger ist, und meine von Dir erhaltene Vollmacht auf ihn übertragen. Für meine Reise habe ich von Alexandern einiges Geld geliehen. In Rom werde ich Dir meine Rechnung vorlegen, und es soll mich wundern, ob Du mit meiner Ausgabe zufrieden bist oder ob es Dir zu teuer scheint. Wahr ist es, man gibt immer viel Geld aus und hat wenig dafür. Kohlrausch habe ich eine Uhr von Bregnet gekauft, mich dünkte, es war schicklich, ihm ein Geschenk zu machen, und es ist ein sehr solides und was er lebenslang haben wird. Sie kostet tausend Franken. Doch über Geldsachen mündlich. Wie tief ist mein Herz mit andern Gedanken beschäftigt, mit Deinem und meiner Kinder Wiedersehen. Wie innig verlangt es mich, wenigstens in Mailand zu sein, wo ich umständliche Nachricht von Euch, Ihr Geliebten, zu finden hoffe. Ach, wenn ich nur Louisen an meiner Brust hätte und sie Euch brächte! Aber das verflossene Jahr hat ihr Leben begonnen und geendet, und ihr sterbend Bild ist das einzige, was mir von ihr bleibt und was ich mit unserm Wilhelm vereinigen kann. Die beiden andern Kinder wirst Du, hoffe ich, sehr zu ihrem Vorteil entwickelt finden, und mit liebevollem Dank werde ich Adelheid und Gabrielle aus Deinen treuen Armen zurückempfangen. Wir werden etwa sechs ruhige Wochen zusammen haben, die wollen wir auch recht still und eingezogen für uns genießen. Dann kommt Alexander und bringt Gay-Lussac*) mit. Alexander

*) Physiker und Chemiker.

1805 denkt nach Neapel zu gehn. Suche Dir doch einen Urlaub zu verschaffen, mein liebster Wilhelm, und ihn dahin zu begleiten. Ich werde indessen sehr sorgsam das Haus und die Kinder bewachen.

Man sagt mir allgemein hier, daß der Übergang über den Cenis gar nicht so schwierig und im Sommer oft schlimmer sei als im Winter, wo der Weg eben und gleich ist. Die Kinder werde ich auf jeden Fall tragen lassen, da es sowohl die sicherste als die wärmste Art ist, hinüberzukommen.

Nun lebe wohl, mein geliebter Wilhelm, bald schließe ich Dich wieder an meine treue Brust.

124. Humboldt an Caroline

Rom, 5. Januar 1805

Der erste Brief, den ich in diesem Jahre von Dir bekommen, liebe Li, bestimmt mir auch Deine Abwesenheit aus Paris, und diesmal auf eine Art, die mir Gewißheit verspricht. O! ich wußte wohl, daß Du nicht schuld warst, wenn Du länger zögern mußtest.

Ja, einzig liebes, teures Wesen, komm, Dich in meinen Armen auszusprechen und auszuweinen. Ich verstehe Dich gewiß, kein Laut Deines Herzens ist mir fremd, und im ersten Moment unseres Wiedersehens wirst Du in meinem Blick die unendliche Liebe wiederfinden, die ich immer gleich treu und gleich stark für Dich bewahrt habe. Auch ich, meine teure Seele, habe Deine Abwesenheit tief gefühlt. Wie man es auch anfangen mag, immer bleibt eine unaussprechliche Leere und Öde im Herzen, wenn sich die Liebe nicht aussprechen läßt. Meine Gedanken waren immer und ununterbrochen bei Dir, aber oft war es mir kaum möglich, die Heftigkeit der Sehnsucht still zu ertragen. Wie ich mich auf Dich freue, kann ich Dir eigentlich nicht sagen. Alles an Dir wird mir neu sein, und

im Neuen werde ich mit unausſprechlichem Genuß das Alte wieder- 1805
finden, was mich nun ſchon ſo lange beglückt hat. Mache nur, daß Du bald hier biſt, wir wollen gewiß recht ſtill, recht für uns und allein und recht glücklich leben. Wenn ich mir dächte, daß Du nur um meinetwillen in dieſer Jahreszeit über die Alpen gingeſt, wäre es mir unerträglich, Dich ſo leiden zu wiſſen. Hier zwar iſt eine himmliſche Luft, mäßige Tramontana, heiterer Himmel und göttliche Farben am Horizont. Aber wie mag es dort ſein! Mich ſchaudert, wenn ich dran denke. Es iſt mir ein Troſt, daß Du auch um der lieben kleinen Mädchen willen kommſt, und die verdienen wirklich, daß Du wieder bei ihnen biſt. Sie werden Dir unendliche Freude machen.

Hätte ich Dir noch können einen Brief zukommen laſſen, ſo hätte ich Dir den Rat gegeben und Dich recht inſtändigſt gebeten, einen Wagen in Paris zu kaufen und Poſt zu nehmen. Die Diligencen müſſen im Winter ſehr unangenehm ſein.

Adelheid und Gabriele ſpielen eben ſehr laut in der blauen Stube. Sie ſo zuſammen zu ſehen wird für Dich ganz neu ſein. Sie tanzen und ſingen zuſammen: „Le donne di Gaëta, che filano la seta“ und tauſend andere gleichartige Lieder. Du weißt ſchon aus meinen vorigen Briefen, daß Gabriele jetzt immer bei mir oder Wunſch iſt. Sie ißt bei Tiſch ſo vernünftig wie ein großes Kind, weint nie und ſpricht nur vor und nach dem Eſſen. Das Eſſen ſelbſt hält ſie ſehr heilig. Sie iſt faſt ausgelaſſener luſtig als Adel und ſpricht wie eine Atzel. Adel macht ſich jetzt häufig über das Deutſche luſtig und ſagt: „io dico ja! io dico nein!“ Über ihr Italieniſch wundert ſich jedermann.

Im Hauſe, liebe Li, findeſt Du die göttlichſten Änderungen. Ich freue mich wie ein Kind, Dir alles zu zeigen. Auch die Rechnungen vom ganzen Jahr ſind in Ordnung. Ach! Du allein fehlſt, und alles iſt doch nur gemacht im Gedanken, daß es Dich freuen oder Dir bequem ſein könnte.

1805 Schlegels Lage dauert mich. Ich habe eigentlich Liebe zu ihm und habe sie immer gehabt. Über Wilhelm Schlegel und der Staël ihre Verliebtheit in ihn habe ich einen göttlichen Brief von Brinkmann, sehr amüsant, aber voll bittrer Malice zugleich gegen Schlegel, die Staël und mich. Er möchte mich gern eifersüchtig machen. Ich bin aber nie in die Staël verliebt gewesen, und es hätte meiner Menschenkenntnis wenig Ehre gemacht, wenn ich es je hätte werden können. Wo sie jetzt ist und ob sie kommt, weiß ich nicht.

Nun lebe wohl, liebes, teures Wesen. Diese Zeilen gehn nach Mailand. Möchtest Du gleich nach ihnen und recht gesund und froh ankommen. Ruhe Dich doch aber ja da aus. Wie freue ich mich so unendlich darauf, Dich in meine Arme zu schließen!

Ewig Dein H.

125. Caroline an Humboldt

Turin, 8. Januar 1805

Wir sind heute nachmittag glücklich in Turin angekommen, mein teurer, lieber Humboldt, und reisen morgen um 10 Uhr nach Mailand ab. Man verspricht mir, daß der Weg zwischen hier und Mailand sehr gut und die Ströme ganz klein sind, und daß wir übermorgen nachmittag in Mailand sein werden. Dort werde ich nur so lange bleiben, als es nötig ist, um einen uns anständigen Vetturin zu finden, der uns über Ancona zu Dir bringe.

Der Weg durch Savoyen gehört, was Gegend betrifft, zu den allerschönsten, die ich je gemacht habe, und die Wege sind leidlich. Aber gefährlich sind sie freilich. Die drei letzten Posten vor dem Mont Cenis gehören zu den schrecklich-schönsten und gefährlichsten Wegen. Der Übergang über den Cenis wäre im Sommer nichts, wo man ihn zu Maulesel oder zu Esel oder in der Portechaise

machen kann, allein das Ramaſſieren*) iſt ſchlechterdings mit Ge- 1805
fahr verbunden, und zwar mit ſehr großer, da man nicht ſowohl und nicht allein von ſeinem Führer, ſondern auch von der Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit des Vor- und Hintermannes abhängt. Die Precipicien ſind auf der italieniſchen Seite fürchterlich. Wir ſind indes alle glücklich hinübergekommen. Uns blieb keine Wahl. Wir mußten uns ramaſſieren laſſen, weil das Glatteis ſo war, daß kein Träger tragen wollte. Die Geſchicklichkeit der Menſchen, die dies Ramaſſieren tun, iſt bewunderungswürdig. Ich werde Dir das alles mündlich erzählen. Für heute lebe wohl, mein Herz. Ich breche ab, weil ich ſehr müde bin und doch noch Alexander zwei Zeilen über die Paſſage geben will. Adieu, Liebſter.

126. Caroline an Humboldt

Mailand, 11. Januar 1805

Ich bin geſtern mittag glücklich hier angekommen, mein geliebter Wilhelm, und habe durch Deine Liebe und Sorgfalt einen der angenehmſten und ſüßeſten Abende verbracht, denn ich ließ mir ſogleich Deine Briefe holen, und obgleich der letzte nur bis zum 13. Dezember geht, ſo war es mir doch unausſprechlich ſüß, bis ſo weit gute und beruhigende Nachrichten von Dir und den Kindern zu haben. Der Himmel wird ja weiter helfen, und in Bologna hoffe ich neuere Nachrichten zu finden. Wir reiſen übermorgen, Sonntag, mit einem hieſigen Vetturin, haben uns einen Pranzo**) ausbedungen, zahlen über Ancona 38 Louisdor und kommen den 16. Tag wahrſcheinlich in Rom an, ſpäter gewiß nicht und vielleicht einen Tag oder zwei früher. Komme uns nicht entgegen, mein Herz, denn ganz genau, ſiehſt Du, kann ich es nicht beſtimmen, und

*) Hinabgleiten im Eisſchlitten. — **) Mittageſſen.

1805 ich fürchte auch, daß wir uns den ersten unausſprechlich ſüßen Genuß ſchmälern, wenn wir ihn nicht mit Ruhe genießen. Wie tief ſchmerzt es mich, daß Du ſo unordentlich Briefe von mir gehabt haſt und vielleicht jetzt noch nicht einmal weißt, woran Louiſe geſtorben iſt. Es iſt ein Kurier zwiſchen Turin und Mailand ermordet worden, und vielleicht iſt es gar der, der Dir die umſtändliche Nachricht ihres Todes brachte.

Ich habe die Staël hier gefunden, ſie iſt ſehr lieb gegen mich und reiſt morgen ab, kommt aber ſpäter wie ich an, weil ſie überall bleibt. An der erſten Dogane der italieniſchen Republik habe ich, mein liebſtes Leben, Deine Sorgfalt empfunden und die Ordre, mich mit meiner Bagage ungehudelt durchzulaſſen. Es war uns ein recht freundlich Zeichen Deiner Liebe. Adieu! Die lieben Kinder umarme ich tauſendmal. Gott, welche Freude, ſie und Dich aufs neue in die Arme zu ſchließen!

127. Humboldt an Caroline

Rom, 12. Januar 1805

Du biſt alſo wirklich unterwegs, liebe arme Li, in Kälte, ſchlechten Wegen, ſchmutzigen Wirtshäuſern, Du tuſt mir unendlich leid. Wenn Du aber hier biſt, will ich Dich dafür auch recht pflegen, und der Anblick der lieben kleinen Mädchen, die ſehr wohl ſind, ſoll Dich alles Ungemach der Reiſe vergeſſen machen. Alexander ſchreibt mir, daß Du am 25. Dezember abgereiſt biſt, auch Schlabrendorff hat dem Brief einige Zeilen zugefügt. Ich denke Dich mir jetzt in Mailand, und dann kann Dich dies Blatt in Bologna finden. Ich ſchreibe auch nach Fano poste restante und nach Ancona. In der Ungewißheit, welcher Brief Dich trifft, iſt es mir unmöglich, ordentlich zu ſchreiben. Meine Sehnſucht, Dich zu ſehen, iſt un-

beschreiblich. Wenn ich den Tag Deiner Ankunft weiß und kann, 1805
so komme ich Dir vielleicht eine oder ein paar Posten, allein oder mit den Kindern, entgegen. Umarme die Kinder.

Ewig, ewig Dein H.

128. Caroline an Humboldt

Modena, 18. Januar 1805, morgens 11 Uhr

Wir sind soeben glücklich hier angekommen, liebster Wilhelm, und ich gebe diese Zeilen hier auf die Post, weil ich sie zu versäumen fürchte, wenn ich Dir morgen von Bologna aus erst schreibe. Wir haben 36 Stunden in einem elenden Wirtshause vor dem Faro verlieren müssen, weil Montag ein so unbändiger Schnee und Regen gefallen war, daß der Strom vor Parma so angeschwellt war, daß er die Schiffbrücke mitgenommen hatte. Als wir Dienstag nachmittag an den Fluß kamen, war keine Überfahrt, wir wollten in Parma schlafen und mußten statt dessen in einer Osteria hart am Flusse bleiben, und zwar Dienstag nachmittag und Mittwoch den ganzen Tag. Mittwoch nachmittag fuhren einige Wagen, worinnen französisches Militär war, durch den Strom, da das Wasser sehr abgelaufen war, und durch dieses Beispiel angefeuert, wagte unser Vetturin gestern morgen ein gleiches. Wir fuhren nebst zwei anderen Vetturinwagen, die unsere Avantgarde bildeten, glücklich durch. Nun sind diese Art Abenteuer nicht mehr zu befürchten. Morgen bleiben wir nur so lange in Bologna, als nötig ist, um Pässe und Gesundheitsscheine visieren zu lassen und Deine Briefe abzuholen, und setzen womöglich nachmittags unsre Reise nach Ancona fort. Ich kann nicht genau den Tag unserer Ankunft bestimmen. Immer hoffe ich, daß der 28. der späteste Termin ist. Ängstige Dich nicht, wenn es auch einen Tag oder zwei länger dauern sollte. Treffe ich die Post, so schreibe ich noch einmal.

1805 Lebe herzlich wohl. Ich umarme Dich und die geliebten Kinderchen. Kohlrausch, Li und Theodor grüßen. Wir sind alle wohl, obgleich es seit zwei Tagen ungeheuer kalt ist. Adieu, bald sind wir in Deinen Armen.

129. Humboldt an Caroline

Rom, 23. Januar 1805

Ich bin unendlich froh, liebe, teure Li, Dich nah zu wissen. Ich habe zwar keine Briefe, aber die Khevenhüller*) sagt mir, daß Du in Mailand gewesen bist und hast am 13. abreisen wollen. Ich war recht in Sorgen. Keine Zeile seit Alexanders Brief von Deiner Abreise. Du hast sicher geschrieben. Aber die Posten! In einer Woche kannst Du hier sein. Eine Woche scheint mir jetzt so lang. Aber 44 sind hingegangen. Ich sehne mich unbeschreiblich nach Dir. Das Haus wird jetzt gereinigt, gescheuert, Du findest alles in Pracht. Adel und Gabriele in blühender Gesundheit, Adel in ewigem Gesang, Gabriele in einer sonderbar stillen Ausgelassenheit und Lustigkeit, den Kandidaten dick und fett und mit allen Würden geschmückt, das Haus noch einmal so groß, das Bad in der prächtigsten Ordnung, mich

„wie beim Scheiden Du mich verließest, in allem noch mir gleich,
die Freuden eines andern Weibs, des Wassers Strom,
sind wie des Schwertes Purpurwunden noch mir fremd."

Lache immer, liebe Li, ich denke an nichts anderes, als an Deine Ankunft.

Die Staël liegt mir schwer auf dem Herzen. Jeden Augenblick muß sie kommen. Wäre sie doch früher oder viel später gereist. So gern ich sie habe, ist es eine sehr widrige Störung.

Umarme die Kinder. Grüße Kohlrausch. Ewig Dein H.

*) Vgl. S. 132.

130. Caroline an Humboldt

25. Januar 1805 1805

Der Kurier geht heute nacht hier durch, und ich schreibe Dir noch einmal, mein Lieber, um Dir zu sagen, daß wir erst Dienstag um das Ave Maria ankommen können. Wir schlafen morgen in Spoleto, Sonntag ich weiß nicht wo, Montag in Monteroso, und von Monteroso haben wir noch 25 Miglien bis Rom. Diese letzten Tage dauern mir sehr lange, ich kann es nicht leugnen. Wir sind alle wohl. Theodor hatte von einer rauchigten Stube ein etwas entzündetes Auge, es geht jetzt aber schon besser.

Dieser Weg durch die Apenninen gehört zu den schönsten, die man überhaupt irgendwo machen kann, und es gereut mich nicht, ihn gesehen zu haben. Adieu, Geliebtester. Die Kinder und Kohlrausch grüßen, und wir sehnen uns alle nach Euch.

Ewig Dein.

Nachwort

Um die Mittagsstunde des 29. Januar konnten endlich die Getrennten ein glückliches Wiedersehen feiern. Humboldt war seiner Frau mit den beiden kleinen Mädchen zwei Stunden weit entgegengefahren.

Für die Wiedervereinten begann nun die schönste Zeit ihres ganzen römischen Aufenthalts. Ende April kam auch Alexander nach Rom, und näher als je treten sich jetzt „die beiden entgegengesetzten Pole". Alexanders sprühender Geist zauberte die Wunder der neuen Welt vor das geistige Auge seines Bruders; er durchlebte für ihn noch einmal seine Reisen und brachte ihm auch aus sprachwissenschaftlichem Gebiet wertvolle Kunde. Wilhelm empfing diese Bereicherung seines Wissens, diese Erweiterung seines Gesichtskreises mit der ihm eigenen Größe und Tiefe. Wie eine erhabene Zwiesprache der beiden brüderlichen Genien erscheint die Zueignung von Alexanders „Ansichten der Natur", der ersten sich der Öffentlichkeit zeigenden Frucht seiner Reisen, und ein Jahr später Wilhelms Erwiderung: das Gedicht „An Alexander v. Humboldt", in dem er den glücklich Heimgekehrten feiert und am Schluß für sich nichts wünscht, als ein stilles Leben „im Kreis der Lieb' und ein Grab an der Cestiuspyramide".

Dort ruhte seit dem November 1807 der im Januar 1806 geborene Sohn, Gustav, an der Seite seines schönen Bruders,

und Humboldt glaubte sich niemals wieder von dieser teuren Stätte trennen zu können. Nichts zog ihn in die Heimat zurück: Schiller war nicht mehr. Humboldts sehnende Gedanken nach diesem reinen, hohen Geist, dem er sich verwandt gefühlt wie keinem sonst, hatten kein irdisches Ziel mehr.

Wohl war Humboldt mit jeder Faser seines Wesens deutsch. Er liebte die Deutschheit, deutsche Kultur und Sitte, er stellte die deutsche Sprache über alle anderen, aber eine Vaterlandsliebe in unserem heutigen Sinne hatte er nicht, konnte er nicht haben. Die wurde auch in ihm erst in jener schweren Zeit geboren, die erwuchs erst mit seinem eigenen Ringen um Preußens Existenz, Preußens Größe. Dennoch hatte er sofort, als das Verhängnis über Preußen hereinbrach, die Pflicht empfunden, persönlich für das Vaterland einzutreten und sich im Herbst 1806 seiner Regierung für eine Stellung, in der er nützlicher sein könne als in der gegenwärtigen, zur Verfügung gestellt. Mehrfach wiederholte er dieses Anerbieten, ohne jedoch abberufen zu werden.

Längere Zeit ohne Gehalt, fast ohne Zinsen seines Vermögens, ohne Zulage vom Vater Dacheröden, dessen Güter der Krieg verwüstete, sah sich Humboldt auch pekuniär in schwieriger Lage. Sein in Polen angelegtes Vermögen war schwer gefährdet. Wollte er es nicht ganz verlieren, so mußte er sich eingehender darum kümmern, als dies aus der Entfernung möglich war.

Dazu kamen des alten Dacheröden dringende Bitten, ihn zu besuchen, um noch wichtige Dispositionen zu treffen. Er hatte im Januar 1806 seinen einzigen Sohn verloren, und da dieser kinderlos verstorben war, entstand in dem alten Herrn der Wunsch, den Namen Dacheröden in seinem Enkel fortleben zu sehen. Auch erschien es notwendig, Vorkehrungen zu treffen, daß bei seinem Tode der Tochter das Erbrecht auf die Güter, als Manneslehen, nicht bestritten würde. So waren es schließlich persönliche Gründe, die

Humboldt zur Heimreise veranlaßten. Er erbat im September 1807 vier bis sechs Monate Urlaub, der ihm auch vom Mai 1808 an bewilligt wurde.

Das Jahr 1808 aber sollte auch der ewigen Stadt große Umwälzungen bringen. In den ersten Februartagen ward Rom von französischen Truppen besetzt. Humboldt glaubte, daß sich bis zum Herbst das Schicksal des Kirchenstaats vollenden würde und schob seine Abreise auf. Bei der fortdauernden und nicht abzusehenden Ungewißheit der Verhältnisse entschloß er sich dann doch, seinen Urlaub anzutreten. In Begleitung seines Sohnes Theodor reiste er am 14. Oktober von Rom ab, in der Zuversicht, früher oder später zurückzukehren. Hatte er doch mit seinen zwei geliebten Söhnen die ewige Sehnsucht nach der Stadt auf den sieben Hügeln in den römischen Boden gesenkt. Er sollte ihn nie wieder betreten.

Stammtafel*)

Carl Friedrich v. Dacheröden, Erbherr auf Burgörner, Siersleben, Auleben und Talebra, Kgl. Preuß. Kammerpräsident, geb. 22. April 1732, gest. 20. Nov. 1809 zu Erfurt — vermählt mit — **Ernestine Friederike v. Hopfgarten**, gest. 1. Mai 1774

Alexander Georg Freiherr v. Humboldt, Erbherr auf Ringenwalde und Tegel, Kgl. Major und Kammerherr bei dem Kronprinzen, geb. 22. Sept. 1720 zu Zamentz, gest. 6. Januar 1779 zu Berlin — vermählt mit — **Marie Elisabeth v. Colomb**, verwitwete v. Holwede, geb. Dezember 1741, gest. 14. Nov. 1796 zu Berlin

Ernst, Domdechant zu Naumburg, geb. 1765, vermählt 1798 mit Luise v. Carlsburg, gest. 1806, kinderlos

Caroline Friederike, geb. 23. Februar 1766 zu Minden, gest. 26. März 1829 zu Berlin

Wilhelm, geb. zu Potsdam 22. Juni 1767, gest. 8. April 1835 zu Tegel

Alexander, geb. 14. Sept. 1769, gest. 6. Mai 1859 zu Berlin

vermählt 29. Juni 1791

Caroline, geb. zu Erfurt 16. Mai 1792, gest. zu Berlin 19. Jan. 1837, unvermählt

Wilhelm, geb. zu Jena 5. Mai 1794 gest. zu Ariccia 15. Aug. 1803

Theodor, Leut. a. D., Erbherr auf Ottmachau, geb. zu Jena 19. Januar 1797, gest. zu Berlin 26. Juli 1871, verm. 1818 mit Mathilde v. Heineken, geb. 1800, gest. 1881

Adelheid, geb. zu Paris 17. Mai 1800 gest. zu Berlin 14. Dezember 1856, verm. 24. April 1815 mit Generalleutnant v. Hedemann, geb. 29. Oktober 1785, gest. 17. Dezember 1859, kinderlos

Gabriele, geb. 28. Mai 1802, gest. 16. April 1887 zu Berlin, verm. 10. Januar 1821 mit Heinrich v. Bülow, Kgl. Preuß. Staatsminister, geb. 16. September 1791, gest. 6. Februar 1846

Louise, geb. 2. Juli 1804 zu Paris, gest. 18. Okt. 1804 daselbst

Gustav, geb. 7. Januar 1806 zu Rom, gest. 12. Nov. 1807 daselbst

Hermann, Erbherr auf Friedrichseck-Ottmachau, geb. zu Rom 23. April 1809, gest. zu Friedrichseck 29. Dezember 1870, verm. mit Priszilla, Freiin v. Reitzenstein, verw. v. d. Hagen-Stölln, gest. 1871

*) Vgl. auch die Stammtafel, die dem Werke Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild 1791—1887. (Elfte Auflage [23. bis 25. Tausend]. Berlin 1905, E. S. Mittler & Sohn) am Schlusse beigegeben ist.

Namenverzeichnis

Anastasio, Lohnkutscher 136, 138, 143, 164.
Anna-Amalia, Herzogin-Mutter von Sachsen-Weimar 21 f., 41.
Antonio, Koch 151, 163, 189, 230.
Archenholz, Historiker 20.
Auleben, Besitzung des Präsidenten v. Dacheröden 18, 155 f., 167.

Barberini 198.
Berlin 54 ff., 113, 211.
Bernstorff, Chr. G. Graf v., nachmals preußischer Minister des Auswärtigen 14.
Berthollet, Chemiker 265.
Beulwitz, Caroline v., geb. v. Lengefeld, spätere Frau v. Wolzogen 10, 26. Vgl. auch Wolzogen, Caroline v.
Beyme, Kabinettsrat 180, 264.
Bielefeld 42, 46.
Bilbao 101.
Blois 77 f.
Bokelmann, G. W., Kaufmann 74, 83 f., 90 ff., 98, 100, 105.
Bonaparte, Louis, Bruder Napoleons I. 98.
Bonaparte, Lucian, Bruder Napoleons I. 198.
Bonpland, Naturforscher 231 f., 248, 266.
Bonstetten, K. V. v., Schriftsteller 147.
Borghese, Prinzessin, Schwester Napoleons I. 198 f.
Boßi, Schneiderin 137.
Böttiger, Hofrat, Philologe 223 f.
Brinkmann, G. v., nachmaliger schwedischer Gesandter 14 f., 47, 49, 51, 54, 57, 70, 292.
Brown, Baron 267, 277.
Brun, Friederike, dänische Schriftstellerin 113 f., 157.
Burgörner, Besitzung des Präsidenten v. Dacheröden 18, 113, 154 ff., 160, 167, 171, 174, 179, 189, 199.
Burgsdorff, Wilh. v. 27, 33 ff., 39, 41, 43 ff., 46 f., 55, 69, 72, 166, 244, 249, 256.

Canova, Bildhauer 198 f.
Carl Friedrich, Herzog von Weimar 154 f., 168.
Caroline Louise, Fürstin von Rudolstadt 140, 142.
Carrol, spanischer Landedelmann 90.
Cassini 158.

Catanio, Graf 56.
Clavier 238.
Conſalvi, Kardinal 150, 158, 278.
Corai 238.
Cotta, Verlagsbuchhändler 20, 61, 168.
Cumbach, Dorf in Schwarzburg-Rudolſtadt 10 f.
Cumberland, Herzogin von 132, 166.

Dabrowski, General 150.
Dacheröden, Ernſt v. (Sternbild, Bild), Bruder Carolines v. Humboldt 41 ff., 44, 47, 49, 53 f., 57, 69, 145, 155 f., 167, 174 f., 299.
— Frau v., geb. v. Carlsburg 174 f.
— Kammerpräſident v. 18, 26 f., 44, 47, 49 f., 53 f., 57, 113, 139, 143 ff., 154 ff., 162, 167, 174 f., 280, 300.
Dalberg, badiſcher Geſandter in Paris 244.
— Fritz 184, 244.
— Koadjutor 19, 21, 27 f., 33, 160, 223, 258, 265, 284.
Delambre, Aſtronom 219, 250.
Deshoulières, Antoinette, franz. Dichterin 83.
Deſſault, Madame, ehmalige Gouvernante Carolines v. Dacheröden 33.
Dohna-Schlobitten, Graf Alexander 56.
Dresden 72 f.
Dunker, Sekretär des Kammerpräſidenten v. Dacheröden 123, 280.

Eberhard, Profeſſor der Philoſophie in Halle 45.
Emilie, 22 f., 26, 117 f., 121 f., 168.

Fabroni, Florentiner 128.
Fernow, C. L., Schriftſteller 152, 157, 176, 223.
Feſch, Kardinal 259.
Flaguni, italieniſcher Arzt 147.
Florenz, 126 ff.
Franceſko 230.
Friedrich Wilhelm III., König 264 f.

Garofalo, Römerin 130.
Gay-Luſſac, Phyſiker und Chemiker 289.
Gentz, Fr. v., Publiziſt und Staatsmann 14 ff., 49, 54, 57, 70.
Gierler, Däne 280.
Goethe, Wolfg. v. 18, 21 ff., 25 f., 28 f., 34, 36 f., 39 f., 44, 47, 50 f., 53, 61, 68 ff., 113, 145, 153 f., 165, 168, 184, 209, 223 f., 261.
— Auguſt v., Sohn des Dichters 22.
Goltz, Frl. v. 166, 268, vgl. auch Wedel.
Gores, weimariſche Familie 40.
Govat 266.
Graß, Karl, Maler 211.
Gray, Graf 42.

Haeften 44, 50, 70, 72, 182 f.
Hagen-Möckern, Frau v. 47. 167.
Hardenberg, Fürſt v., Staatskanzler 56, 67, 227 f., 240, 248, 258, 264.
— Graf 248.
Haſe, Erzieher 275.
Haugwitz, Graf v., preußiſcher Miniſter 56 f., 67, 208, 212 f., 226 ff., 240.
Herz, Henriette 56.

Herz, Hofrat, Arzt 54, 66.
Hoffmann, Kurator der Universität Halle 45.
Holwede, Rittmeister v., Stiefbruder Wilhelms v. Humboldt 48, 52, 54, 66.
Humboldt, Adelheid v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 73, 103, 105, 115 f., 122, 124 f., 129, 136 f., 142, 147 ff., 151, 158 f., 161, 163 f., 166, 196 f., 201 f., 212, 214, 216, 222, 227, 236, 255, 267, 277 f., 283, 289, 291, 296.
— Alexander v. (Kies) 15, 27, 33, 34 f., 39, 41, 43 f., 46 f., 49, 51 f., 54, 68, 70, 72 f., 162 f., 177, 181 f., 194, 199 f., 212 f., 219 f., 225 f., 232 ff., 237 f., 243, 247—253, 255, 258, 260, 264, 267, 274 f., 287 ff., 294, 299.
— Caroline v., Gemahlin Wilhelm v. Humboldts, Leidender Zustand 25 f., 30, 32 f., 46.
Mutterliebe 11, 23 f., 44, 49, 53, 57.
Naturempfinden 11 f., 135.
Über Schillers Tell 185.
Vorbildliches Leben 133 f.
— Caroline v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt (Li) 1 f., 10 f., 13, 16 ff., 20, 22 ff., 34, 36, 49 f., 60, 66, 115 f., 122, 124 f., 137, 143, 154, 160, 167, 175, 207, 221, 237, 245, 257 f., 268, 270.
— Frau v., Mutter der Humboldtschen Brüder 13 f., 24, 41, 52, 56.
— Gabriele v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 113, 115 ff., 122, 124 f., 129, 136 f., 148, 151, 158 f., 163 f., 196, 201 f., 214, 227, 255, 267, 289, 291, 296.
Humboldt, Gustav v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 298 ff.
— Louise, Mathilde, v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 207, 221, 237, 239 f., 243, 248, 255 f., 259, 269—273, 275 f., 279—283, 287, 294.
— Theodor v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 25, 30, 34, 36, 44, 46, 49, 53, 57, 85, 105, 114 ff., 121—128, 130 f., 135, 138 f., 140 ff., 146, 150, 154, 158 ff., 161, 166 f., 172, 175 f., 178, 196, 207, 213, 221, 228, 237, 243, 244 f., 255 f., 258, 270, 287, 297, 300.
— Wilhelm v., Aufrichtigkeit 16.
Baskische Studien 73, 89 f., 93, 98 ff., 106, 108 f., 111, 165.
Bei Goethe 21 f., 28, 34, 36—40.
Eigenleben 4, 59, 63, 209, 260 ff.
Humor 188, 198, 201, 229 f.
Reise in Frankreich 75—84.
Reise in Spanien 85—103.
Toleranz 62.
Über Beziehungen zwischen Eltern und Kindern 104.
Über Beziehungen zwischen Mutter und Kind 58 f.
Über die Ehe 189 f.
Über Familienleben 30 f.
Über Fortleben nach dem Tode 66, 172, 177, 191, 263, 282.
Über Meer und Gebirge 85 f.
Über Schiller und Goethe 261.
Über seinen Bruder Alexander 182 f., 231 ff., 252 f.
Über Träume 186 f.
Über Vorausbestimmung 245 f.
Zukunftspläne 172 f.

Humboldt, Wilhelm v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 18 f., 23, 50 f., 105, 114—124, 127, 129 ff., 138 f., 146, 157 f., 170 f., 174, 177 f., 193, 195 f., 202 ff., 215, 217 f., 220 ff., 225 f., 241 ff., 245, 254 f., 258, 276, 282 f., 287.

Imhoff, Amalie v., Schriftstellerin 34, 38 ff., 44, 68 f., 153.
Infanzonen 97.
Jefferson, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika 212.
Jena 18, 25, 33, 49, 52, 68, 71.
Josephine, Kaiserin von Frankreich 250.

Kanonikus 198, 200 f., 234 ff.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 21 f., 39, 44.
Keller, Bildhauer 117, 119 f., 157, 158.
— preußischer Gesandter in Wien 46, 248.
Khevenhüller, österreichischer Gesandter beim päpstlichen Stuhl 132, 147, 150, 169, 296.
Klein, Professor in Halle 20, 45.
Knebel, Karl Ludwig v., Schriftsteller 40.
Koadjutor s. Dalberg.
Kohlrausch, Arzt 114 f., 118 f., 121—127, 130 f., 135 f., 139 ff., 147 ff., 155 f., 159 f., 161 f., 168, 172, 178, 181, 183 f., 193 ff., 199, 213, 216, 221, 225, 227, 237, 241, 243, 249, 252 f., 270 f., 274 ff., 284, 286, 289, 296 f.
Körners, Eltern des Dichters Theodor Körner 72 f.
Kotulinsky, General 161.
Kunth, Erzieher Wilhelms und Alexanders v. Humboldt 14, 36, 44, 48, 51 f., 54 ff., 60, 166, 182, 244, 256, 267.

Laeser 41.
Lamberti, französische Emigrantenfamilie 27 ff.
Laplace, Astronom 265 f.
L'Ariccia 114 f., 214 f., 226.
Leien, Graf v. der 285.
Lengefeld, Frau v., Oberhofmeisterin 10, 28, 140, 144.
Leona, Donna 100.
Leuchsenring 284.
Loden, Professor der Anatomie in Jena 19, 70.
Lucchesini, preußischer Gesandter in Wien, dann in Paris 46, 250.
Ludwig, Herzog von Parma, später König von Toskana 93.
Ludwig I., König von Bayern 150.
Luise, Königin von Preußen 236.
Lupi, italienischer Arzt 147 f.
Lusis 132.

Madeweis, Polizeirat in Halle 45.
Mafford, Kupferstecher 266.
Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland 154, 168.
Marino bei Rom 197, 199 ff., 205 f., 217 f., 234 f.
Mariuccia 115, 125, 129.
Meckel, Arzt 46.
Mecklenburg, Prinz von 116 ff., 223, 236.
Melzi, Vizepräsident der italienischen Republik 153.
Mendelssohn, Moses (?) 249.

Merck, Joh. Heinr., Schriftsteller 37.
Meyer, Joh. Heinr., Hofrat 21 f., 24.
Moltke, dänischer Finanzminister 126, 131 f., 145, 147, 169 f.
Moritz, Karl Philipp, Schriftsteller 37.

Necker, französischer Minister 152 f.

Paris 73, 113, 181, 185, 188, 192 f., 216, 219 f., 250 f., 254, 284, 286.
— Krönung Napoleons I. 251, 254, 259 f., 284.
Pautti 198.
Peñaflorido, Graf 92.
Pius VII., Papst 114, 150, 158.
Pobeheim, Bankier 156, 163, 168 f.
Pommard 225.

Rahel, Levin 44, 48, 51, 53, 55, 60, 67.
Recke, Elise, Freiin v. d. 278, 280.
Rehberg 244, 256 f.
Rehfues, Schriftsteller 176, 180.
Reinhart, Joh. Chr., Maler 211, 215, 222, 264, 278.
Riemer, Philologe, Hauslehrer 120, 154.
Rihouet, Anwalt (?) 289.
Rochefoucauld, Herzog von 81.
Rodde, Mad. 207.
Rom 114—126, 138, 166, 194, 200, 205, 214 f., 217 f., 222, 254, 278.
Rösel, Landschaftsmaler 278.
Rosenstiel Bankier 68, 70.
Rudolstadt 11 f., 140.

Sartoris 132, 147.
Schellersheim, Geheimrat 126, 128 f.
Schick, Gottlieb, Maler 131, 161, 170.
Schiller, Carl v., ältester Sohn des Dichters 23.
— Charlotte v., geb. v. Lengefeld (Lolo) 17 ff., 23, 47, 144, 151, 160, 167, 175, 219, 241.
— Fr. v. 17 ff., 23, 25, 33, 37 f., 47, 49, 51, 53, 61, 68 f., 71, 113, 144 f., 151, 160, 167, 184 ff., 208 f., 219, 224, 240 f., 261, 300.
Schinkel, Karl Friedrich, Architekt 211.
Schlabrendorff, Graf Gustav v. 74, 111, 192 ff., 204 f., 207 f., 228, 250, 274, 284, 288 f., 294.
— Gräfin 213, 243, 266.
Schlegel, August Wilhelm v. 25, 153, 292.
— Friedrich v. 292.
Schönberger, Maler 264.
Schötz, Schriftsteller 154.
Schuberts 169.
Schweighäuser, Gottfried, Philologe und Archäologe 196, 275.
Sikler, Erzieher 275, 285.
Silber, Kupferstecher 266.
Souza, de, portugiesischer Gesandter in Paris 250.
Sprengel, Professor der Geschichte und Völkerkunde in Halle 45.
Staël, Frau v. 152 f., 176 f., 253, 292, 294, 296.
Stark, Hofrat, Arzt in Jena 54, 144, 168, 219.
Steffens, Philosoph 248.
Stein, Frau von 23, 40.
Steinmeyer, Architekt 211.
Stockman, Jäger des Präsidenten von Dacheröden 28.

Tassoni, Florentiner 128.
Tegel 12, 14, 18, 24, 44, 52, 54, 56 f., 113.
Thorwaldsen, Bildhauer 126.
Tieck, Friedrich, Bildhauer 154.
— Ludwig, Dichter und Shakespeare-Übersetzer 67.
Tomati, Graf 113, 198.

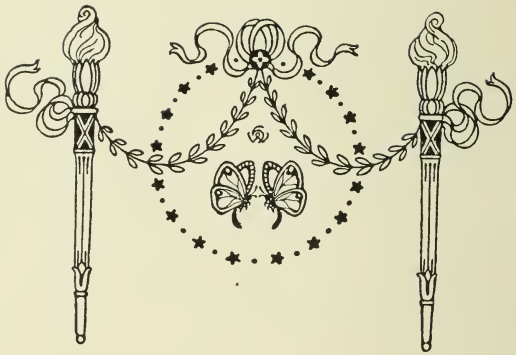
Uhden, preußischer Gesandter am päpstlichen Stuhl 113, 167 f., 180, 211 f.
Unger, Verlagsbuchhändler 51.

Valentine von Mailand 78.
Vanderbourg 207.
Vaughan, Buchhändler 212 f.
Veit, David, Arzt und Literat 55.
Verneguis 158.
Vesuv 251 f.
Vicenza 129, 137, 148, 197, 227, 230, 277.
Vidoni, päpstlicher Delegat 278.
Vieweg, Verlagsbuchhändler 51, 61.
Villers 207.
Villochin 238.
Visconti, Archäologe 181.
Voigt, Geh. Rat 27 f.
Volney, Schriftsteller 248.

Wartensleben, Gouverneur, Graf von 144.
Wedel, Frau v., geb. v. Goltz 166.
Weimar 21, 23, 26, 34 ff., 39, 44, 113, 151, 154.
Wolf, Professor der Philologie in Halle 17 f., 24 ff., 36, 41, 45, 113, 160, 223 f.
Woltmann, Professor der Geschichte in Jena 20.
Wolzogen, Adolf v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Wolzogen 26, 36, 167.
— Caroline v. 26, 28, 40, 44, 47, 49, 142, 144 f., 152, 156, 159 f., 167 f., 208, 219. Vgl. auch Beulwitz.
— Wilhelm v., 26, 28, 155 f., 167 f.
Wunsch, junger Mediziner 147 f., 151, 161, 187 ff., 197 f., 203, 230, 235, 267, 277, 296.

Zoëga, dänischer Generalkonsul 126, 151, 179 f., 214, 267.

Buch- und Kunstdruckerei F. E. Haag in Melle i. H.



14.15

5.-

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107692722